Herder's Werke.

Nach den besten Quellen revidirte Ausgabe.

Neunter Theil.

Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von

Heinrich Düntzer.

Erster Theil.

Berlin.

Gustav Hempel.

Ideen

zur

Philosophie der Geschichte

der Menschheit.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Herder's bedeutsamste Gabe, durch die er so mächtig auf unsre geistige Bildung gewirkt hat, liegt in dem tiefen und feinen Sinne für den Geist der Völker, ihre ganze Entwicklung im Empfinden, Denken, Wirken und Leben. Wie sehr schon des Jünglings Seele hierauf hingewandt war und mit Allem, was sich darauf bezog, in nachhaltigster Beschäftigung sich befruchtete, davon giebt nichts ein so beredtes Zeugniß als das Tagebuch, welches der fünfundzwanzigjährige Herder auf der Seereise von Lievland nach Frankreich führte, und seine darauf in Frankreich selbst niedergeschriebenen Bemerkungen. Hier tritt uns schon Herder's ganzer in die Tiefe dringender Blick auf die Menschheit, ihre mannichfaltige Entwicklung und ihr wahres Glück entgegen, zugleich mit der weitesten Kenntniß der darauf bezüglichen Schriften und Schriftsteller. In den Horden ziehender Heringe, die immer feiner werden, je weiter sie nach Süden kommen, ahnt er schon die Geschichte wandernder nordischer Völker, wovon er sich zur Frage nach dem Ursprung des Menschengeschlechts, der Erfindungen, Künste und Religionen wendet. Vier große Völkerströmungen aus dem Norden, dem Morgenlande, Amerika und von der Südspitze Afrikas stellt er sich lebhaft vor. „Welche große Geschichte, um die Literatur zu studiren, in ihren Ursprüngen, in ihrer Fortpflanzung, in ihrer Revolution bis jetzt! Alsdann aus den Sitten Amerikas, Afrikas und einer neuen südlichen Welt, besser als Ihre,*) den Zustand der künftigen

*) In der Vorrede zu seinem Glossarium Suio-Gothicum (1769).

Literatur und Weltgeschichte zu weissagen! Welch ein Newton gehört zu diesem Werke! Wo ist der erste Punkt? Eden oder Arabien? China oder Aegypten? Abessinien oder Phönicien?" Nachdem er sich hierüber mit Sachkenntniß ergangen, fährt er fort: „Wie viel ist hier noch zu suchen und auszumachen! Unser Zeitalter reift dazu durch unsre Deguignes, Michaelis und Newton! — Und das wäre erst Ursprung! Nun die Züge! Die Origines Griechenlands, aus Aegypten oder Phönicien? Hetruriens, aus Aegypten oder Phönicien oder Griechenland? — Nun die Origines Nordens, aus Asien oder Indien, oder Aborigines? Und der neuen Araber, aus der Tatarei oder China? Und Jedes Beschaffenheit und Gestalt, und dann die künftigen Gestalten der amerikanisch-afrikanischen Literatur, Religion, Sitten, Denkart und Rechte — — —! Welch ein Werk über das menschliche Geschlecht! den menschlichen Geist! die Kultur der Erde! aller Räume! Zeiten! Völker! Kräfte! Mischungen! Gestalten! Asiatische Religion und Chronologie und Polizei und Philosophie! Aegyptische Kunst und Philosophie und Polizei! Phönicische Arithmetik und Sprache und Luxus! Griechisches Alles! Römisches Alles! Nordische Religion, Recht, Sitten, Krieg, Ehre! Papistische Zeit, Mönche, Gelehrsamkeit! Nordisch-Asiatische Kreuzzieher, Wallfahrter, Ritter! Christlich heidnische Aufweckung der Gelehrsamkeit! Jahrhundert Frankreichs! Englische, holländische, deutsche Gestalt! Chinesische, japanische Politik! Naturlehre einer neuen Welt! Amerikanische Sitten u. s. w. — Großes Thema: das Menschengeschlecht wird nicht vergehen, bis daß es Alles geschehe! bis der Genius der Erleuchtung die Erde durchzogen! Universalgeschichte der Bildung der Welt!" Und welch ein Reichthum ahnungsvoller Bemerkungen über Natur- und Völkergeschichte schließt sich daran! Der ganze Herder in seinen weiten, großen und tiefen Betrachtungen über die Menschengeschichte liegt hier schon mehr als im Keime vor uns. Wir müßten einen sehr großen Theil jenes Tagebuches hierher setzen, um dies im Einzelnen zu zeigen. Wir begnügen uns mit Anführung einer einzigen Stelle, welche sich auf die Bildung der Gemeine zu

einer „verbesserten evangelischen Religion“ durch den Prediger bezieht. „Die menschliche Seele, an sich und in ihrer Erscheinung auf der Erde, ihre sinnlichen Werkzeuge und Gewichte und Hoffnungen und Vergnügen und Charaktere und Pflichten und Alles, was Menschen hier glücklich machen kann, sei meine erste Aussicht. Alles Uebrige werde blos bei Seite gelegt, so lange ich hiezu Materialien sammle und alle Triebfedern, die im menschlichen Herzen liegen, vom Schreckhaften und Wunderbaren bis zum Stillnachdenkenden und Sanftbetäubenden kennen, erwecken, verwalten und brauchen lerne. Hiezu will ich in der Geschichte aller Zeiten Data sammeln; jede soll mir das Bild ihrer eignen Sitten, Gebräuche, Tugenden, Laster und Glückseligkeiten liefern, und so will ich Alles bis auf unsre Zeit zurückführen und diese recht nutzen lernen. Das menschliche Geschlecht hat in allen seinen Zeitaltern, nur in jedem in anderer Art, Glückseligkeit zur Summe: wir in dem unsrigen schweifen aus, wenn wir wie Rousseau Zeiten preisen, die nicht mehr sind und nicht gewesen sind; wenn wir aus diesen zu unserm Mißvergnügen Romanbilder schaffen und uns wegwerfen, um uns nicht selbst zu genießen. Suche also auch selbst aus den Zeiten der Bibel nur Religion und Tugend und Vorbilder und Glückseligkeiten, die für uns sind: werde ein Prediger der Tugend D e i n e s Z e i t a l t e r s! — Welch ein großes Thema, zu zeigen, daß man, um zu sein, was man sein soll, weder Jude noch Araber noch Grieche noch Wilder noch Märtyrer noch Wallfahrter sein müsse, sondern eben der aufgeklärte, unterrichtete, feine, vernünftige, gebildete, tugendhafte, genießende Mensch, den Gott auf der Stufe unsrer Kultur fordert. Hier werde alles das Gute gezeigt, was wir in unserm Zeitalter, Künsten, Höflichkeit, Leben u. s. w. vor andern Zeitaltern, Gegenden und Ländern haben; alsdann das Große und Gute aus andern dazu genommen, sollte es auch nur zu Nacheiferung sein, so weit es möglich wäre, es zu verbinden — o was schläft in alledem für Aufweckung der Menschheit! Das ist eine Tugend und Glückseligkeit und Erregung, gesammelt aus mehr als Iselin's Geschichte (der Menschheit),

aus dem lebendigen Vorstellen der Bilder aller Zeiten und Sitten und Völker, und gleichsam daraus die Geschichte eines Agathon in jeder Nation gedichtet!" — Man sieht, in welche Verbindung Herder diese Richtung philosophischer Auffassung der Geschichte mit seinem geistlichen Berufe brachte.

Ganz im Kreise dieser auf die Geschichte der Menschheit bezüglichen Betrachtungen lag nicht allein die Beantwortung der beiden Preisaufgaben „Ueber den Ursprung der Sprachen" (1770) und die „Ursachen des gesunknen Geschmacks der Völker, da er geblühet" (1773), sondern auch die „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts" (erster Band 1774), wo Herder die Mosaische Schöpfungsgeschichte in ihrem eigentlichen Sinne als die Anschauung jüdischer Weisheit darzustellen suchte, wesentlich in derselben Weise, wie später im zehnten Buche der „Ideen". In demselben Jahre 1774 trat er schon mit seiner Ansicht von der Entwicklung der Menschheit in der kleinen Schrift hervor: „Auch eine Philosophie der Geschichte der Menschheit. Beitrag zu vielen Beiträgen des Jahrhunderts." Hier macht er sich ganz frei von jeder „philosophischen Kritik," von der, wie er klagt, jetzt alle Philosophien der Geschichte und alle Geschichten der Philosophie voll seien, und stellt sich auf den rein menschlichen, natürlichen Standpunkt. Zuerst schildert er das Glück der Patriarchenzeit in dem hiezu so recht auserwählten Morgenlande, wobei er nicht allein gegen Voltaire und Helvetius, die „aus dem Herzen und Geiste unsrer Zeit" von Betrügern und Bösewichten in Sachen des religiösen Glaubens reden, sondern auch gegen Montesquieu und dessen imitatorum servum pecus sich wendet, welche Furcht für die Triebfeder des patriarchalischen Regiments erklärten. „Unser Jahrhundert hat sich den Namen P h i l o s o p h i e mit Scheidewasser vor die Stirn gezeichnet, das tief in den Kopf seine Kraft zu äußern scheint." Die noch jetzt nach Jahrtausenden erhaltene reine morgenländische Natur beruhe auf Neigungen, wie sie nur in d e m Lande, auf d i e Art zu den großen Zwecken der Vorsehung aufs Menschengeschlecht gebildet werden konnten. In Aegypten sei der Patriarchengeist

des Hirtenlebens verloren worden; in dem aus Nilschlamm gebildeten und von ihm befruchteten Lande habe sich ein Volk von Ackerleuten ausbilden müssen mit allen Eigenthümlichkeiten, die nothwendig daraus und aus der bestimmten Beschaffenheit des Landes folgten, wobei aber die aus dem Morgenlande stammenden Mittel der Bildung, Religion, Furcht, Autorität, Despotismus, zu Grunde gelegen. Die Phönicier, so verwandt sie den Aegyptern gewesen, seien doch die Gegenseite ihrer Bildung, der erste ganz auf Handel gegründete, zuerst die Welt recht aus Asien hinaus verbreitende Staat, ein großer neuer Schritt zur Entwicklung. Sie bildeten den Uebergang zum griechischen Geschmack wie zur griechischen Freiheit. Mit Griechenland beginne eigentlich die schöne Jünglingszeit der Menschheit; hier, in diesem ganz durch seine Lage dazu bestimmten Lande, in dieser dazu herangebildeten Zeit habe die Wiege der Menschlichkeit, der Völkerliebe, der schönen Gesetzgebung, des Angenehmsten in Religion, Sitten, Schreibart, Dichtung, Gebräuchen und Künsten gestanden. Dagegen sieht er in den Römern das Mannesalter menschlicher Kräfte und Bestrebungen; doch habe mit ihnen das Schicksal der alten Welt auch seine Reife erhalten. Jedes einzelne dieser Völker sei das gewesen, was es auf seiner Stelle habe sein können, und in seiner Weise glücklich; dabei aber zeige sich eine fortgehende Entwicklung in der geschichtlichen Aufeinanderfolge der Völker. Entschieden erklärt er sich gegen Diejenigen, welche den Fortgang der Geschichte in den Fortgang einzelner Menschen zu höherer Tugend und Glückseligkeit setzen, wobei sie Fakta erhöhet oder erdichtet, Gegenfakta verkleinert oder verschwiegen, Aufklärung für Glückseligkeit, mehrere und feinere Ideen für Tugend genommen hätten. Noch gründlicher zuwider sind ihm Diejenigen, die in der Weltgeschichte keinen Plan, keinen Fortgang, nur ewige Revolutionen sehen wollen, die alle Geschichte, Religion und Sittenlehre in den Strudel des Skepticismus an aller Tugend, Glückseligkeit und Bestimmung des Menschen ziehen. Dieser Zweifel an Allem mit dem blendenden Titel „aus der Geschichte der Welt" sei der neueste Modeton der

neuesten, insonderheit französischen Modephilosophen. Der gute ehrliche Montagne habe damit begonnen, der Räsonneur Bayle sei gefolgt, dann die neuesten Allanzweifler Voltaire, Hume, Diderot. Mit dem Sturze des Römerthums sei durch einen bewundernswerthen Weg der Vorsehung eine neue Welt aus dem Norden gekommen, von jenen „Patriarchien, wie sie in Nord sein konnten.“ Aber die Vorsehung habe „für gut befunden, zu dieser neuen Gährung nordsüdlicher Säfte noch ein neues Ferment zu bereiten und zu mischen — die christliche Religion“, die eine eigentliche Religion der Menschheit gewesen und von Anfang bis zu Ende den Zweck gehabt, Band aller Nationen zu einem Bruderheere zu werden. Selbst ihre Feinde hätten bewiesen, daß eine solche Religion nicht zu anderer Zeit hätte aufkeimen oder aufkommen oder sich einschleichen können. Der gothische Geist, das nordische Ritterthum im weitesten Sinne sei das „große Phänomenon so vieler Jahrhunderte, Länder und Situationen“ geworden; aber in ihm seien die vorher entwickelten morgenländischen, griechischen, römischen und sarazenischen Begriffe mit den nordischen zusammengeflossen. Alle Bücher unsrer Voltaire und Hume, Robertson und Iselin*) seien von den Schattenseiten jener mittlern Zeiten voll; aber „hätte Euch der Himmel die barbarischen Zeiten nicht vorhergesandt und sie so lange unter mancherlei Würfen oder Stößen erhalten — armes, polizirtes Europa, das seine Kinder frißt oder relegirt, wie wärest Du mit alle Deiner Weisheit — Wüste!“ Die hohe Bedeutung der Reformation erkennt er an, auf die „alle unsre Geschichten, discours préliminaires zur Encyclopädie alles menschlichen Wissens und Philosophien weisen und von Ost und West, von Anbeginn und gestern alle Fäden, die gezogen sind oder wie Herbstspinneweben im Kopfe flattern, als auf den höchsten Gipfel menschlicher Bildung zu ziehen wissen“; aber die übertriebenen Lobesdeklamationen der neuern Modebücher sucht er auf das rechte Maaß zurückzuführen, auch in diesem gewaltigen Um-

*) Von dessen „Geschichte der Menschheit“ 1764 der erste Band erschienen war.

schwunge die Hand des Zufalls, des Schicksals, der Gottheit nachzuweisen. Den Schluß der Schrift bilden zusätzliche aphoristische Bemerkungen, meist gegen die Selbstüberschätzung des Jahrhunderts der Aufklärung, worin auch der Verdienste Friedrich's des Großen und Voltaire's gedacht wird, aber nicht ohne Hervorhebung ihrer Schattenseiten. „Unsre Zeit wird bald mehrere Augen öffnen", heißt es hier, „uns zeitig genug wenigstens idealische Brunnquellen für den Durst einer Wüste zu suchen treiben. Wir werden Zeiten schätzen lernen, die wir jetzt verachten; das Gefühl allgemeiner Menschheit und Glückseligkeit wird rege werden; Aussichten auf ein höheres als menschliches Hiersein werden aus der trümmervollen Geschichte das Resultat werden, uns Plan zeigen, wo wir sonst Verwirrung fanden. Alles findet sich an Ort und Stelle. Geschichte der Menschheit im edelsten Verstande — Du wirst werden. So lange lasset also den großen Lehrer und Gesetzgeber der Könige (Montesquieu) führen und verführen! Er hat so schönes Vorbild gegeben mit zwei, drei Regimentsformen, denen man's leicht ansieht, wannen und wie eingeschränktes Maaßes und Zeitraums sie sind — auf sie Alles hinzuführen. Wie angenehm, ihm im Geiste aller Zeiten und Völker, nur nicht seines Volks, zu folgen! — Auch das ist Schicksal!"

Herder's in begeisterter, oft schwärmerisch dunkler Sprache geschriebenes Büchlein, die eigenste Frucht des Sturms und Dranges auf diesem Gebiete, fand allgemeinen Beifall; Viele leiteten aus dieser mächtigen Quelle ihre Bächlein ab. In einigen Jahren war die Schrift ganz vergriffen, und Herder wurde vom Verleger zu einer neuen Auflage aufgefordert. Aber Dieser, der mittlerweile so viele neue Bausteine zu einer Philosophie der Geschichte gesammelt und seinen Blick mannichfach geschärft hatte, konnte sich mit einem unwesentlich veränderten Abdrucke nicht begnügen; das Werk mußte auf neuer, breiterer Grundlage sich erheben, in weiterer Ausführung sich entfalten und den mystischen Ton, worin es größtentheils geschrieben war, gegen einen würdig ruhigen vertauschen. Schon

im Oktober 1782 beschäftigte sich Herder mit dem Entwurf des Planes zur Umarbeitung des Werkes, wobei sich sein Geist aufheiterte. Im folgenden Februar schreibt seine Gattin an seinen Verleger, der Plan sei so groß und weitumfassend geworden, daß Herder diesen Winter nichts habe zu Stande bringen können, da er diesmal was recht Hübsches liefern wolle. Erst im folgenden Winter begann er die Ausarbeitung, zur Zeit, wo ihn gerade das wieder inniger gewordene Verhältniß zu Goethe freudig erhob. Schon am 6. September schrieb er an Jacobi: wenn er sich einwintere, denke er an diese Arbeit zu gehen, worüber ihm eine Welt von Ideen im Kopfe schwebe, aber leider auch nur im Schattentraume. Goethe und Frau von Stein las er an den Abenden häufig das eben Vollendete vor, und ihr einsichtsvoller Beifall begeisterte ihn, wie er auch Goethe manche bedeutende Bemerkung und Anregung verdankt haben wird. Leider bekümmerte ihn in diesem strengen Winter der leidende Gesundheitszustand seiner Frau; doch fand er in der Arbeit, die er mit warmem Herzen und dem Bewußtsein segensvoller Wirksamkeit betrieb, den süßesten Trost. „Keine Schrift in meinem Leben," meldet er Hamann, „habe ich mit so viel Kümmernissen und Ermattungen von innen und Turbationen von außen geschrieben als diese, so daß, wenn meine Frau, die eigentlich autor autoris meiner Schriften ist, und Goethe, der durch einen Zufall das erste Buch zu sehen bekam, mich nicht unablässig ermuntert und getrieben hätten, Alles im ᾅδης der Ungebornen geblieben wäre." An Gleim schrieb er: werde das Buch auf ihn und einige Gute den Eindruck machen, den es unter tausend Zerstreuungen und Kümmernissen der Ausarbeitung hie und da auf ihn gemacht, so werde er von der Hoheit und Güte der großen Mutter Natur neu durchdrungen werden. Goethe las am 25. März der durch den Tod ihrer Tochter erschütterten Herzogin Louise aus den gedruckten Bogen vor, um sie zu erheben und aufzurichten und sie wenigstens auf Augenblicke über das Gefühl von Vergänglichkeit hinüber zu heben. Vom 23. April ist die Vorrede des Buches datirt, worin Herder die Bitte aussprach, nicht nach diesem ersten Theil zu entscheiden, ob er

wirklich die Philosophie der Geschichte der Menschheit gefunden, da er nur die Grundlage enthalte theils im allgemeinen Ueberblicke unsrer Wohnstätte, theils im Durchgange der Organisationen, die unter und mit uns das Licht der Sonne genießen. Als er am 10. Mai Hamann, seinem „liebsten, besten und ältesten Freunde“, diesen ersten Theil seiner „neugebackenen“ Philosophie der Geschichte übersandte, äußerte er: „Kein Wort vom alten steht bisher darin, und die Grundlage ist so weit und tief umher geholt, daß mir vor der Ausführung des Baues selbst grauet. Gott wird indeß den guten Willen für die That nehmen, und wenn es sein soll, werde ich mit dem Buche zu Ende kommen, dessen Fortgang aus diesem Anfange noch schwer zu errathen stehet. — Ich dürste und verlange nach Ihrer Meinung. Daß ich in die Grundsätze und manchmal in die Flitterbeschäftigungen unsrer Zeit habe eingehen müssen, als ob sie große Sachen wären, mußte ich, um Platz zum Folgenden zu gewinnen und von dem Punkt, worauf jetzt alle Naturgeschichtschreiber, als die Lieblingsautoren unsres Vierteljahrhunderts, zumal in Frankreich, das durch Helvetius, Buffon u. A. Gesetze giebt, stehen, nur allmählig wegzulenken. Lesen Sie also, alter, reiner Prophet, mit Geduld und Schonung, doch ohne Ihrer Strenge etwas zu vergeben, und erfreuen, belohnen und ermuntern Sie mich mit einem Nachhall, er sei, wie er wolle, aus Ihrer lieben Brust.“ Hamann erwiderte nach zweimaliger Lesung des Buches, das er seinen Freunden, zuerst Kant, mitgetheilt: „Alle haben mein Urtheil, gegen welches ich mißtrauisch bin, bestätigt. Ihren Plan kann man freilich noch nicht übersehen; aber Sie scheinen mir noch nichts mit der Reife, Ruhe und Humanität, welche ein solcher Gegenstand verdient, geschrieben zu haben, und Niemand als Sie, liebster Herder, und eine Muse wie die Ihrige kann eines solchen Ideals empfänglich und seiner Ausbrütung und Vollendung fähig und würdig sein. Gott gebe Ihnen Geduld und Kräfte dazu, und wende alle Schwierigkeiten ab, wodurch die Urkunde und Ebräische Poesie ins Stocken gerathen sind — und daß ein so rühmliches allgemeines Thema nicht durch Privat-Leidenschaften und Interessen verstümmelt werde!

Wetzel's Versuch*) ist ein Nebenbuhler in sehr ungleichem Format und Zuschnitt. Vom Himmel muß unsre Philosophie anfangen, und nicht vom theatro anatomico und den Sektionen eines Cadavers. Der Himmel schenke uns den zweiten Band mit der Michaelismesse, damit der Gesichtskreis des Lesers zur Offenbarung unsrer verlornen und wiedererlangten Würde des göttlichen Ebenbildes erweitert werde. — Hier liegen meines Wissens die Quellen und Grundideen aller wahren Geschichte unsres göttlichen Geschlechts und seiner heiligen Bestimmung zur Herrlichkeit." — Am Meisten mußte ihn die letzte Hälfte des vierten Buches anziehen, dieses „schöne Thal", das zunächst an seinen Hügel angrenzte. „Wenn ich auch so beredt wäre wie Demosthenes, so würde ich doch nicht mehr als ein einziges Wort dreimal wiederholen müssen: Vernunft ist Sprache, λόγος. An diesem Markknochen nage ich und werde mich zu Tode darüber nagen. Noch bleibt es immer finster über dieser Tiefe für mich; ich warte noch immer auf einen apokalyptischen Engel mit einem Schlüssel zu diesem Abgrund." Gleim, dem Herder gleichfalls am 10. Mai das Buch gesandt, schrieb: er könne über dessen Fülle von Inhalt und großen, weiten, neuen, geahnten, aber so deutlich nicht gesehenen Ansichten in die Gotteswelt nichts sagen; Herder's Worte: „Freue Dich Deines Standes, o Mensch!" begeisterten ihn zu einem Gedichte. Jacobi, der eben leidend war, schrieb ihm: Keinem unter allen Denen, die zweifelnd glaubten und glaubend zweifelten, könne das Buch wol willkommener gewesen sein als ihm. „Einige Abschnitte in den letzten Büchern entzückten mich, daß ich für dasmal nicht weiter lesen konnte; und als ich sie nachher meinen Schwestern und meinem Bruder vorlesen wollte, übernahmen mich die Freudenthränen wieder, daß ich stocken und innehalten mußte. Warum bin ich zu wenig, Sie zu segnen, wie ich Sie zu segnen wünschte! Vieles in Ihrem Buche war mir auch als öffentlicher feierlicher Beitritt von einem Manne wie Herder als ein großes, bestätigendes Zeugniß unendlich lieb."

*) J. K. Wetzel, Versuch über die Kenntniß des Menschen, 1784.

Nach Vollendung des ersten Theiles hatte Herder sich sogleich an den zweiten gemacht; doch mußte er ihn bald liegen lassen, wie sehr er sich auch nach der Fortsetzung sehnte, die er für den Winter sich vorbehielt. Schon am 19. Dezember konnte er seinem Freunde Knebel das sechste Buch schicken, mit der Bitte, ihm genau seine Meinung darüber zu sagen, da er so viele Reisebeschreibungen gelesen habe. Dieses die Organisation der verschiedenen Völker darstellende Buch sei nur das Postament; „hier aber stehen die Ochsen am Berge". An Jacobi schreibt er am 20. Dezember, er brüte über den „Ideen", rücke aber nicht von der Stelle. Gleich am Anfang des folgenden Jahres verstimmte ihn gewaltig eine Anzeige des ersten Bandes in der „allgemeinen Literaturzeitung", als deren Verfasser er nach einer Andeutung Hamann's sogleich Kant hätte vermuthen können. Kant bemerkte zunächst, der „sinnreiche und beredte" Verfasser verstehe unter Philosophie der Geschichte der Menschheit etwas Anderes, als was man gewöhnlich damit bezeichne, „nicht etwa eine logische Pünktlichkeit in Bestimmung der Begriffe oder sorgfältige Unterscheidung und Bewährung der Grundsätze, sondern einen sich nicht lange verweilenden, viel umfassenden Blick, eine in Auffindung von Analogien fertige Sagacität, im Gebrauche derselben aber kühne Einbildungskraft, verbunden mit der Geschicklichkeit, für seinen immer in dunkler Ferne gehaltenen Gegenstand durch Gefühle und Empfindungen einzunehmen, die als Wirkungen von einem großen Gehalte der Gedanken oder als vielbedeutende Winke wol mehr von sich vermuthen lassen, als kalte Beurtheilung wol geradezu in ihnen antreffen würde." Besonders sprach er sich gegen die Schlußfolge aus von der fortwährenden Steigerung aller Organisationen bis zur höchsten Vollendung im Menschen auf die Unsterblichkeit des Menschen. Nach dieser Analogie könne nur geschlossen werden, daß irgend anderswo, etwa auf einem andern Planeten, wiederum Geschöpfe sein würden, welche die nächst höhere Stufe der Organisation über den Menschen behaupteten. Kant schiebt aber Herder hier etwas unter, woran Dieser gar nicht gedacht hat, der nur daraus

auf ein anderes Leben schließt, daß das reine Bild der Menschheit, das in ihm liege, auf Erden nicht erreicht werde. Die von Herder angenommene Einheit der organischen Kraft (Buch III, Kap. 4), bemerkt er weiter, liege ganz außer dem Felde der beobachtenden Naturlehre und würde in der Philosophie, wohin sie gehöre, große Verwirrung unter den angenommenen Begriffen anrichten. Alle menschliche Vernunft aber übersteige es, möge sie nun am physiologischen Faden tappen oder am metaphysischen fliegen, wenn Herder bestimmen wolle, welche äußerliche und innerliche Organisirung des Kopfs mit der Anlage zum aufrechten Gange nothwendig verbunden sei, oder er gar in der auf diesen Zweck gerichteten Organisation den Grund des Vernunftvermögens erkenne. Auch hier wird Herder's Darstellung völlig verkehrt. Dieser mußte sich bitter verletzt fühlen, selbst auch durch den Schluß der Anzeige, welche den scharfen Widerspruch wenig versüßte: „Durch diese Erinnerung soll indessen diesem gedankenvollen Werke nicht alles Verdienst benommen werden. Ein Vorzügliches darin ist (um hier nicht so mancher ebenso schön gesagten als edel und wahr gedachten Reflexionen zu gedenken) der Muth, mit welchem sein Verfasser die alle Philosophie so oft verengenden Bedenklichkeiten seines Standes in Ansehung bloßer Versuche der Vernunft, wie weit sie für sich selbst wol gelangen könne, zu überwinden gewußt hat, worin wir ihm viele Nachfolger wünschen. Ueberdies trägt die geheimnißvolle Dunkelheit, in welche die Natur selbst ihre Geschäfte der Organisationen und die Klassenvertheilung ihrer Geschöpfe einhüllte, einen Theil der Schuld wegen der Dunkelheit und Ungewißheit, die diesem ersten Theile einer philosophischen Menschengeschichte anhängen, der dazu angelegt war, um die äußersten Enden derselben den Punkt, von dem sie anhob, und den, da sie sich über die Erdgeschichte hinaus im Unendlichen verliert, wo möglich an einander zu knüpfen; welcher Versuch zwar kühn, aber doch dem Forschungstriebe unsrer Vernunft natürlich und, selbst bei nicht völlig gelingender Ausführung, nicht unrühmlich ist. Desto mehr ist aber zu wünschen, daß unser geistvoller Verfasser in der Fortsetzung des Werks, da er

einen festen Boden vor sich finden wird, seinem lebhaften Genie einigen Zwang auflege, und daß Philosophie, deren Besorgung mehr im Beschneiden als Treiben üppiger Schößlinge besteht, ihn nicht durch Winke, sondern durch bestimmte Begriffe, nicht durch gemuthmaßte, sondern beobachtete Gesetze, nicht vermittelst einer, es sei durch Metaphysik oder durch Gefühle beflügelten Einbildungskraft, sondern durch eine im Entwurfe ausgebreitete, aber in der Ausübung behutsame Vernunft zur Vollendung seines Unternehmens leiten möge." Eine Erwiderung gegen Kant gab ein Verehrer Herder's in einem „Schreiben des Pfarrers zu * *", im Februarheft des „teutschen Mercur." Hamann suchte Herder's Unmuth über Kant zu beruhigen, der von seinem System zu voll sei, um ihn unparteiisch beurtheilen zu können; auch könne ja noch Niemand seinen Plan übersehen. „Werden Sie nur nicht ungeduldig und mürrisch! Leibnitzens Stuhl (als Präsident der Berliner Akademie) ist Ihnen vielleicht noch zugedacht."

Kurz vorher hatte Kant in der „Berliner Monatsschrift" im Novemberheft einen ihm abgedrungenen Aufsatz „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" erscheinen lassen, den Herder durch Knebel's Vermittlung erhielt. Der Königsberger Philosoph wollte hier in einigen Sätzen einen Leitfaden zu einer solchen Geschichte entwerfen und, wie er sagte, es dann der Natur überlassen, den Mann zu finden, der im Stande sei, sie danach abzufassen. Die von ihm aufgestellten und mehr oder weniger ausgeführten Sätze waren folgende: „1) Alle Naturanlagen eines Geschöpfes sind bestimmt, sich einmal vollständig und zweckmäßig auszuwickeln. 2) Am Menschen (als dem einzigen vernünftigen Geschöpf auf Erden) sollten sich diejenigen Naturanlagen, die auf den Gebrauch seiner Vernunft abgezielt sind, nur in der Gattung, nicht aber im Individuum vollständig entwickeln. 3) Die Natur hat gewollt, daß der Mensch Alles, was über die mechanische Anordnung seines thierischen Daseins hinausgeht, gänzlich aus sich herausbringe und keiner andern Glückseligkeit oder Vollkommenheit theilhaftig werde, als die er sich selbst, frei von Instinkt, durch

eigne Vernunft verschafft hat. 4) Das Mittel, dessen sich die Natur bedient, die Entwicklung aller ihrer Anlagen zu Stande zu bringen, ist der Antagonism derselben in der Gesellschaft, soferne dieser doch am Ende die Ursache einer gesetzmäßigen Ordnung derselben wird. 5) Das größte Problem für die Menschengattung, zu dessen Auflösung die Natur ihn zwingt, ist die Erreichung einer allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft. 6) Dieses Problem ist zugleich das schwerste und das, welches von der Menschengattung am Spätesten aufgelöst wird. 7) Das Problem der Errichtung einer vollkommenen bürgerlichen Verfassung ist von dem Problem eines gesetzmäßigen äußern Staatenverhältnisses abhängig und kann ohne das letztere nicht aufgelöst werden. 8) Man kann die Geschichte der Menschengattung im Großen als die Vollziehung eines verborgenen Plans der Natur ansehen, um eine innerlich und zu diesem Zweck auch äußerlich vollkommene Staatsverfassung zu Stande zu bringen, als den einzigen Zustand, in welchem sie alle ihre Anlagen in der Menschheit völlig entwickeln kann. 9) Ein philosophischer Versuch, die allgemeine Weltgeschichte nach einem Plane der Natur, der auf die vollkommene bürgerliche Vereinigung in der Menschengattung abziele, zu bearbeiten, muß als möglich und selbst für diese Naturabsicht beförderlich angesehen werden." So setzte Kant einen ganz andern Zweck der Menschheit fest als die von Herder vertretene Humanität. Lessing hatte fünf Jahre vorher in der „Erziehung des Menschengeschlechts" als Ziel der verschiedenen positiven Religionen die höchste sittliche Vollendung des Menschen dargestellt, wo er das Gute erkenne und es seiner selbst wegen thue; aber da er meinte, die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelange, müsse erst jeder einzelne Mensch in seinem eignen Leben durchlaufen haben, so schloß er mit der Vertheidigung der Seelenwanderung, die darum nicht lächerlich sei, weil sie die älteste Hypothese.

Wie tief sich auch Herder durch Kant's Angriff verletzt fühlte, so fuhr er doch bei allen Zerstreuungen, Hinderungen und körperlichen Beschwerden rüstig in der ihm so sehr am Herzen liegenden

Arbeit fort. Bei Rücksendung des achten Buches am 20. Februar schrieb Goethe: „Es ist fürtrefflich und wird gar gut aufs Publikum wirken. Zu dem ganzen Inhalt sage ich Ja und Amen, und es läßt sich nichts Bessers über den Text: Also hat Gott die Welt geliebt! sagen. Es ist auch sehr schön geschrieben, und was Du nicht sagen konntest noch jetzo schon wolltest, ist schön vorbereitet und in glückliche Hüllen und Formen gebracht.“ Nur zwei Stellen hatte er angestrichen. Unterdessen hatte Herder auch Mendelssohn's Urtheil vernommen, wie wir aus seiner merkwürdigen Aeußerung an Jacobi vom 25. sehen: „Ich winde mich in den „Ideen“ über die Regierungen miserabiliter einher; sie und die Weiber sind mir die schwersten Knoten gewesen. Ein doppelter Knote. — Denk doch einmal, Lieber: Seckendorff, der, in parenthesi, envoyé des preußischen Hofes im Reich ist, kommt von Berlin, hat mit Mendelssohn auch über die „Ideen“ gesprochen — und weißt Du, was Dieser fürchtet? Daß es auf Schwärmerei herausgehen und zuletzt oben ein Flämmchen brennen werde, das nicht für uns ist. Er scheint sich über die Schwärmerei der Christen noch weiter ausgelassen zu haben; nur Seckendorff hielt inne, da ich so herzlich lachte. Im zweiten Theil habe ich eine Freude, das Flämmchen aufzustecken, das wir, wenn der Himmel zum dritten und letzten Theil hilft, flugs wieder ausblasen werden, und ich hoffe, ohne üble Dämpfe.“ Auch an Hamann theilt Herder am 25. Februar Mendelssohn's Urtheil mit, der alle Christen für Schwärmer halte. „Es ist sonderbar“, fügt er hinzu, „daß die Metaphysiker, wie Ihr Kant, auch in der Geschichte keine Geschichte wollen und sie mit dreister Stirn so gut als aus der Welt leugnen. Ich will Feuer und Holz zusammentragen, die historische Flamme recht groß zu machen, wenn es auch abermals, wie die Urkunde, der Scheiterhaufen meines philosophischen Gerüchts sein sollte. Laß sie in ihrem kalten, leeren Eishimmel spekuliren.“ Am 2. März klagt er Knebel, an seinen „Ideen“ werde schrecklich langsam gedruckt, weil das Papier fehle; bis aufs letzte (zehnte) Buch, das er nur aus Trägheit noch nicht geschrieben, sei der zweite Theil in der Hand-

schrift vollendet. „Die Lust zum Schreiben ist mir ziemlich vergangen, und wenn sich die Materie nicht selbst hebt, ich will und mag sie nicht heben. In Deutschland ist Alles gleichviel, und je platter je besser.“ Gleich darauf meldet er Demselben, in Folge der Witterung stecke er voll Schnupfen und Schwere. „Mit meinen leidigen „Ideen“ stockt's abermals; ich habe wieder weggeworfen, was ich geschrieben habe, und doch kann ich nichts Besseres schreiben. Die Rücksichten auf die Regierungen placken mich auf unerhörte Weise. Lügen will und kann ich nicht; darum wende und drehe ich mich, und ihr Faden durch die ganze Geschichte bleibt doch, was er ist, für die beeinträchtigte Menschheit.“ Goethe, der eben abwesend war, sollte den Ausschlag geben. Das vierte Kapitel des neunten Buches veranlaßte jene herbe Klage. Der erste Theil hatte unterdessen so guten Absatz gefunden, daß der Verleger schon im Mai neben der Quartausgabe eine neue wohlfeilere auf gewöhnlichem Schreibpapier in Oktav zu veranstalten dachte, die ein bloßer Abdruck sein sollte; seine Verbesserungen möge Herder auf eine neue Quartausgabe versparen, die wol auch nach Jahr und Tag nöthig sein möchte. Hamann suchte darauf Herder über Kant's Beurtheilung zu beruhigen. In dem ersten Theile der „Ideen“ seien manche Stellen, die auf Kant und sein System gerichtet zu sein schienen, ohne daß Herder an Diesen gedacht, und in Kant's Beurtheilung möge Manches nicht so arg gemeint gewesen sein, als es vielleicht von Herder gedeutet werde. Erst im August ward der zweite Theil im Druck vollendet. Auch dieser zweite Theil, worin Herder, wie er sagte, viel zusammengedrängt hatte, fand bei den Freunden und einem zahlreichen Kreise begeisterte Aufnahme. Gleim wollte wegen dieser herrlichen Offenbarungen seines Plato-Herder jetzt gern noch lange leben. Jacobi las ihn mit großer Aufregung, so daß ihm oft das Herz dabei klopfte; besonders das achte und neunte Buch zogen ihn mächtig an. Hamann, der ihn gleich beim ersten Erscheinen verschlungen hatte, meldete: „Kant ließ mich auch darum ersuchen und behielt es wider seine Gewohnheit über eine Woche. Er schien mit den zwei ersten Büchern (dem sechsten und siebenten)

sehr zufrieden, die er besser zu beurtheilen im Stande ist als ich. Eben jetzt habe ich es zum zweiten Male durchgelesen, mit verdoppelter Zufriedenheit und Sehnsucht nach der Fortsetzung. Das terque quaterque placebit ist mir noch nicht hinlänglich zum Urtheil und zur Uebersicht des Ganzen, wonach ich lüstern bin. Der Abschnitt über die Regierungen scheint mir weniger ausgearbeitet zu sein. Noch zwei Theile erwarte ich zur Vollendung Ihres Planes, den ich nicht zu anticipiren fähig bin.“ Der Königsberger Weise faßte in seiner im Januar 1786 in der Berliner „Monatsschrift“ erscheinenden Beurtheilung den zweiten Theil noch schärfer und spöttischer an.*) Er wolle nicht untersuchen, heißt es hier, ob nicht der poetische Geist, der den Ausdruck belebe, auch zuweilen in die Philosophie des Verfassers eingedrungen, ob nicht hie und da Synonyma für Erklärungen und Allegorien für Wahrheiten gelten, ob nicht statt nachbarlicher Uebergänge aus dem Gebiete der philosophischen in den Bezirk der poetischen Sprache zuweilen die Grenzen und Besitzungen von beiden völlig verrückt seien, und ob an manchen Orten das Gewebe von kühnen Metaphern, poetischen Bildern, mythologischen Anspielungen nicht eher dazu diene, den Körper der Gedanken wie unter einer Vertugade zu verstecken, als ihn wie unter einem durchscheinenden Gewande angenehm hervorschimmern zu lassen, ob nicht der Strom seiner Beredsamkeit den Verfasser zuweilen in Widersprüche verwickle, wofür einige nicht eben einleuchtende Beispiele vorgebracht werden. In Bezug auf die Reisebeschreibungen bemerkt Kant, diese Berichte seien so widerspruchsvoll, daß man aus ihnen Alles beweisen könne. Die Art, wie Herder sich die Unterweisung des Menschen durch die Gottheit denkt, bezeichnet er als phantastisch, und er wendet sich sodann zur Rechtfertigung zweier von Herder verworfenen Sätze,

---

*) Am 16. September hatte Herder an Jacobi geschrieben, er sei neugierig, ob Kant sich zum zweiten Theil der „Ideen“ herauslassen werde; eigentlich habe er keine Zeile gegen ihn geschrieben; in Jacobi's Streitigkeiten mit Kant wünschte er nicht gemischt zu werden, da Dieser sein Lehrer sei.

von denen Kant den einen wörtlich also aufgestellt hatte. Er schließt mit dem Spotte auf Herder's Aeußerung, auf diesem Wege der Averroischen Philosophie solle seine Geschichte der Philosophie nicht wandern: „Daraus läßt sich schließen, daß unser Verfasser, dem so oft Alles, was man bisher für Philosophie ausgegeben, mißfällig gewesen, nun einmal nicht in einer unfruchtbaren Worterklärung, sondern durch That und Beispiel in diesem ausführlichen Werk ein Muster der ächten Art zu philosophiren der Welt darlegen werde.“ Auch gab Kant ebendaselbst im Gegensatze zu Herder's Behandlung der Mosaischen Schöpfungsgeschichte im zehnten Buche eine ganz andere Darstellung derselben in dem Aufsatze „Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte“ und ließ sich über die Bestimmung des Begriffs „Menschenrace“ ausführlich vernehmen. Hamann suchte auch jetzt Herder wieder zu beruhigen; daß ihm die Schläge seines Lehrers so wehe thäten, gefalle ihm nicht recht, das gehöre zum Autorspiel. „Jeder gute Kopf hat so einen Satanasengel nöthig statt eines memento mori. Das dient im Grunde Alles zu Ihrem und Ihres Werks Bestem, wenn Sie es gut anwenden wollen — et ab hoste consilium. Und das ist Kant nicht. — Sind Sie nicht erst in der Hälfte Ihrer „Ideen“? Sind seine Erinnerungen ohne Grund, so fallen sie von selbst weg. Haben sie Grund, desto besser für Sie, ihn noch bei Zeiten zu entdecken und Sich darnach richten zu können. — Also iß Dein Brod mit Freuden, trink Deinen Wein mit gutem Muthe! denn Dein Werk gefällt Gott.“

Unterdeß kam Herder im Winter 1785 auf 1786 mit dem dritten Theile der „Ideen“ nicht weit. An Heyne, der die beiden Bände „mit seligem Vergnügen dankend gelesen“ hatte, schreibt er am 9. Januar 1786: keine andere Absicht, als eine unreife Jugendarbeit in einem erträglichern Lichte zu zeigen, habe ihn anfangs zu den „Ideen“ verleitet. „Ich wollte die Philosophie der Geschichte nicht in ihrer ersten armen Gestalt geben und war also wenigstens fleißig genug, seit einer Reihe von Jahren Fakta zu dieser meiner Lieblingsphilosophie zu sammeln, die, wenn ich sie nach der gewöhnlichen Weise in extenso oder mit allen Citationen hätte auf-

stellen wollen, ein böhmischer Wald geworden wäre. Ich suchte den Wald wenigstens mit Alleen zu lichten und allenthalben, wie ich glaube, mit der größesten Bescheidenheit für den zukünftigen Forscher Aussichten zu öffnen; und, o Himmel, mit welcher Kälte, mit welchen zum Theil hämischen Seitenblicken ist das Buch von den meisten Rädelsführern der Versammlung aufgenommen! Indessen soll mich das an der Vollendung nicht hindern. Die Manuskripte zu den beiden letzten Theilen, mit denen ich zu endigen hoffe, liegen da, und sie sollen im Stillen ausgearbeitet werden, als ob kein Publikum in der Welt wäre. Ueber den ersten Theil hat mir (der berühmte Anatom Peter) Camper, von dem ich gar nicht glaubte, daß er Deutsch lese, einen Brief geschrieben, der allein schon Belohnung wäre, wenn ich nicht ebensolche Stimmen von Andern, und zwar meist der Sache Verständigen erhalten hätte, deren Beifall mich äußerst freuet. Was Hypothese im Buche ist, weiß Niemand besser als ich; mich dünkt, ich habe es aber auch genug bezeichnet." Wie so häufig, stand die äußere Anerkennung des Buches in keinem Verhältniß zur weiten innern Wirkung. Ein sehr großer Kreis von gemüthlichen Seelen und reinen Forschern der Natur fühlten sich durch dasselbe gehoben und aufgeklärt, und der Beifall der mächtigsten Geister erkannte seine hohe Bedeutung an, unter ihnen auch Goethe, von dem Herder urtheilte, er sei in seiner Naturforschung der freieste, gründlichste und reinste Geist, den er als Beobachter kennen gelernt habe, ein wahres exemplar humanae naturae in diesem Fache, dessen Umgang sein Trost sei, und dessen Gespräche jedesmal seine Seele erweiterten.

Leider fand Herder, so sehr er auch wünschte, bald mit allen Kräften an den dritten Theil der „Ideen" gehn zu können, dazu keine Zeit; auch eine kleine Schrift, die er als Beilage zum zweiten Theile geben wollte, da sie in diesen nicht recht sich fügte, kam nicht zu Stande. Sehr erfreulich überraschte ihn im Juli 1786 ein Brief des jüngern Forster, dessen Bekanntschaft er im vorigen Jahre zu Weimar gemacht hatte. Dieser übersandte ihm einen gegen Kant gerichteten Aufsatz „Noch etwas über die Menschenracen",

auf den er das nächste Recht habe, da er ihn um seine Gedanken über den ersten Theil seiner „unnachahmlichen Ideen“ gebeten habe, die er ihm nicht habe sagen können, da sie überströmende Liebe und Freude gewesen, wo sie zusammengetroffen, Bewunderung, wo sie nicht hätten zusammentreffen können. In dieser Abhandlung, worin er die Möglichkeit von mehrern ursprünglichen Menschenstämmen darzulegen sucht, wird der vortrefflichen Ausführung Herder's gedacht, daß bei allen Erdwesen überall eine gewisse Einförmigkeit des Baues und gleichsam eine Hauptform zu herrschen scheine. Forster hatte den ersten Theil, wie er an Sömmerring schrieb, mit großem Beifalle gelesen; nur die gar zu sichtliche Anhänglichkeit an sein philosophisches System und die Unbekanntschaft mit Naturgeschichte hatte ihm mißfallen, da er sich zuweilen durch die Autorität eines unzuverlässigen Schriftstellers irre führen lassen; er gehe aber auf dem einzig rechten Wege der Erfahrung, und zwar der für uns einzig möglichen physischen. Ein andermal schreibt er, nur Kleinigkeiten hätten ihm in dem herrlichen Buche mißfallen; so lasse er die Natur zu sehr auf menschliche Weise in ihren Werken allegorisiren. Ausführlich spricht er sich dagegen aus, daß gerade die aufrechte Stellung des Menschen ein Bild seiner Vollkommenheiten und Vorzüge sein solle, und er betrachtet die drei Sätze in Buch V Kap. II unter 1—3 als unerweisliche Aufstellungen, muß aber noch am Schlusse gestehen, daß er die Schrift mit Entzücken gelesen habe.

Erst im Winter, als Goethe in Italien war, konnte sich Herder wieder den „Ideen“ zuwenden. Den 22. Dezember meldet er Gleim, er arbeite jetzt am dritten Theile mit stiller Intensität und Eifer; die Arbeit koste ihm viele Mühe, lohne ihn aber aufs Reichste mit innerm Vergnügen. Am folgenden 7. Januar äußert er, an diesem Theile habe er mit einer stillen Intensität in einer Murmelthierswinterruhe gearbeitet, wie fast an keiner andern seiner Schriften. Diesen ganzen Winter kam er fast gar nicht aus dem Hause. Unterdessen hatte denn auch Forster, der jetzt erst den zweiten Theil gelesen, sich wieder freundlich vernehmen lassen. „Ich sehe daraus,“ schreibt

er, „daß ich Ihnen (mit meinem Aufsatze) nicht unerwartet kommen konnte, ob ich gleich im Ernste noch weit entfernt bin zu glauben, daß das Menschengeschlecht wirklich mehrere Stammväter habe, sei erwiesen.“ Gegen Kant's Beurtheilung und seine Ausdeutung der Mosaischen Schöpfungsgeschichte erklärte er sich entschieden, und in dem unterdessen erschienenen Buche von Meiners, „Grundriß der Geschichte der Menschheit“, sieht er nur „Göttingische Gelehrsamkeit, auf eine unhaltbare Hypothese angewendet“, wobei er hervorhebt, daß es Diesem an Urtheil fehle, um die Zuverlässigkeit der einzelnen Reisebeschreiber genau abzuwägen, wofür man Sinn haben müsse. Als Herder den ausgedruckten dritten Theil endlich am 25. April an Eichhorn senden konnte, wünschte er dessen schärfstes Urtheil über diese und jene Stelle, Meinung u. s. w. und besonders über die ganze Zusammenstellung und das fünfzehnte, Gott in der Geschichte betrachtende Buch; er würde dies als Lohn der Mühe ansehen, welche ihm die Arbeit von Theil zu Theil mehr koste. Goethe äußerte seine freudige Erwartung des neuen Theiles. Herder werde gewiß den schönen Traumwunsch der Menschheit, daß es dereinst besser mit ihr werden solle, trefflich ausgeführt haben. Auch halte er selbst es für wahr, daß die Humanität endlich siegen werde, nur fürchte er, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und Einer des Andern Krankenwärter sein werde. Als er endlich diesen Theil erhielt, erfüllte er ihn mit unsäglicher Freude; es sei ihm das liebste Evangelium, meinte er, da er keinen Messias zu erwarten habe; das Aechte, Große, Innerliche, was er habe, habe er nur in, aus und durch seinen auf dem festen Boden der Natur ruhenden Begriff von Gott und Welt. Als er erst in der Hälfte des Werkes ist, schreibt er, dieser Band sei ihm als das liebenswertheste Evangelium gekommen. „Woran man sich so lange geplackt hat, wird Einem nun so vollständig vorgeführt. Wie viel Lust zu allem Guten hast Du mir durch dieses Buch gegeben und erneut!“ Nachdem er das Ganze gelesen, spricht er wiederholt seine außerordentliche Freude aus. „Der Schluß ist herrlich, wahr und erquicklich,“ bemerkt er, „und er wird, wie das Buch selbst, erst mit der Zeit und vielleicht

unter fremdem Namen den Menschen wohlthun. Je mehr diese Vorstellungsart gewinnt, je glücklicher wird der nachdenkliche Mensch werden. Auch habe ich dieses Jahr unter fremden Menschen Acht gegeben und gefunden, daß alle wirklich klugen Menschen, mehr oder weniger, zärter oder gröber, darauf kommen und bestehen, daß der Moment Alles ist, und daß nur der Vorzug eines vernünftigen Menschen darin bestehe, sich so zu betragen, daß sein Leben, insofern es von ihm abhängt, die möglichste Masse von vernünftigen, glücklichen Momenten enthalte. Ich müßte wieder ein Buch schreiben, wenn ich sagen sollte, was ich bei dem und jenem Buche gedacht habe. Ich lese jetzt wieder Stellen, so wie ich sie aufschlage, um mich an jeder Seite zu ergetzen; denn es ist durchaus köstlich gedacht und geschrieben. Besonders schön find' ich das griechische Zeitalter; daß ich am römischen, wenn ich mich so ausdrücken darf, etwas Körperlichkeit vermisse, kann man vielleicht denken, ohne daß ich es sage. Es ist auch natürlich. Gegenwärtig ruht in meinem Gemüthe die Masse deß, was der Staat war, an und für sich; mir ist er, wie Vaterland, etwas Ausschließendes." Den großen Alterthumsforscher Heyne bat er bei der Uebersendung dieses Theiles um seine offene Meinung. Sein Kollege Meiners, der außer dem oben erwähnten „Grundriß der Geschichte der Menschheit" über die älteste, besonders ägyptische Religionsgeschichte, über die Geschichte der Wissenschaften in Griechenland und Rom, über die Geschichte des Verfalls der Sitten und Staatsverfassung der Römer geschrieben und über die beiden ersten Theile in den „Göttinger Anzeigen" in selbstgefälliger Weise berichtet hatte, Meiners werde mit Vielem, Vielem nicht zufrieden sein können, meint er, da Derselbe in Manchem anderer Meinung sei und der seinigen mit einem vornehmen, übersehenden Trotz anhänge, den er selbst sich auch bei der ausgemachtesten Sache nicht wünsche. „Lob und Tadel aber," fährt er fort, „werden mir von Tag zu Tag gleichgiltiger, da mir jenes nichts hilft, dieser gottlob nicht schadet. Immer mehr sehnt sich mein Gemüth nach stiller, reiner, ewiger Wahrheit, sofern sie uns schwachen Sterblichen zu Theil

werden kann.“ Aehnlich äußerte er gegen Hamann: „Die Blüthen der Phantasie fallen mir von Tage zu Tage mehr herunter; das Lob wird mir gleichgiltig und fast widrig, weil ich sehe, wie und wem es ertheilt wird, auch daß es mir nichts hilft. Der Tadel wird mir auch ein gewohnter jargon, und ich möchte fast, als ein oft gebranntes Kind, bei jedem Buche beinahe die Recension in Dessen und Dessen Seele abfassen. Was ich mir von Jahr zu Jahr mehr wünsche, ist Nutzbarkeit und Wahrheit.“ Heyne sprach dem Freunde seinen wärmsten Beifall aus. „Sie haben das große Naturgesetz des Menschengeschlechts vortrefflich entwickelt, so weit wir es übersehen können,“ bemerkte er. „Wir, wie wir leben, können sehr zufrieden damit sein. Ob es aber auch der unterm Frohnvoigt seufzende Bauer, der zerfleischte Neger, alle Die, deren Existenz dahin ist, die nicht wiederkommen, sein können, ist eine andere Frage. Indessen durch die ganze Geschichte durch drängt sich Einem so ein allgemeiner Plan auf, und den haben Sie vortrefflich zerlegt. Wäre nur das Menschengeschlecht so ein eines, wie es hier angenommen wird! — Ihnen zu sagen, wo ich überall mit Ihnen sympathisire, wo ich überein denke, oft mir Gedanken aus der Seele gerissen, nur schöner gemodelt, abgerundet fand, wär' des Schreibens kein Ende. Ihr Abschnitt über die Ebräer ist kühn, mit hohem Flug gedacht: gewiß der einzige richtige Blick für die Geschichte des Menschengeschlechts. Ich bin begierig, wie den Strahl die Maulwürfe auffassen werden. Phönicier, Karthager, Alles, was folget, ist vortrefflich. Spuren vom Ursprung, von den Felsenhöhlen aus, ahndete ich bei den erstern nie. Die Abkunft der Aegypter über Aethiopien her, aber nicht von Aethiopiern, die ein ander Volk waren und später nachkamen, ist eigentlich das, was ich behaupte. Ihre Hypothese über den Ursprung der Aegypter kann ich wol ahnden, bin aber begierig auf die Ausführung. Der Geist des Volkes könnte aus dem, was noch davon vorhanden ist, noch um Vieles besser dargestellt werden: wären Sie doch hier und könnten ein paar Jahre darauf verwenden! Ueber die Hemmung des Fortgangs der Kenntnisse durch die Hieroglyphe, über das,

was Priesterweisheit war, denke ich wie Sie. Die Bemerkung des klagenden Tons in den Schriften der Weisen, der griechischen wie der ebräischen, fiel mir sehr auf. Und das „hievon an einem andern Orte" macht mich desto begieriger. Ueber den Lobspruch des Sokrates ist die Bemerkung gut. Das nächste Zeitalter der Jonischen und Eleatischen Schule mit den Sophisten hatte Alles verstimmt. Wie Menschenweisheit Thorheit ist, denke ich oft, wenn ich sehe, wie man nach langem, vielem Wissen endlich auf die einfachen, lang verworfenen Sätze zurückkommt. Bei Ihrer Unterordnung (Buch XV, Kap. 5) bleibt die ἀνάγκη, fatum, unsre Nothwendigkeit, das Einzige, was der Weise hat. Allein das ärgste Gedränge, in das wir gerathen, ist, wenn wir darüber richten wollen: Greift bei dem ewigen Naturgesetz die πρόνοια, der νοῦς nie ein? und ist alle Specialprovidenz abgesprochen? — Die allgemeinen Betrachtungen (Buch XIV, Kap. 6) finde ich vortrefflich; doch das brauche ich nicht zu sagen." Forster, der eben eine neue Reise um die Welt zu machen hoffte, las den dritten Theil mit Entzücken, zur „herrlichsten Erholung", und er sprach Herder bald darauf bei einem kurzen Besuche persönlich seine warme Verehrung aus.

Erst im Winter 1787 konnte er zu den „Ideen" zurückkehren. Schon in der ersten Hälfte Januar 1788 sandte er das zweite Buch des vierten Theiles, das siebzehnte, an Knebel, der es den 13. mit dem besten Danke zurückschickte. „Ich habe durchaus nicht Kenntnisse genug," bemerkte Dieser, „um von dem wahren historischen Werth derselben zu urtheilen. Indessen freut es mich, das Knäuel so kurz und bestimmt auseinandergewickelt zu sehen, und ich finde, nach meiner Erkenntniß, nichts Unbestimmtes, nicht zu viel, noch zu wenig, da bei einer zweiten Abschrift Kleinigkeiten von selbst wegfallen. Anfangs wünschte ich dem Gebäude ein höheres und etwas zierlicheres Portal vorgesetzt zu sehen; nachdem ich aber Kammern, Säle und Gewölbe durchlaufen bin, so finde ich, daß es auch nicht schadet, durch einen etwas engen Eingang hineingekommen zu sein, wo sich das Innere so schön verbreitet. Muth und Glück zu Ihrer Arbeit! Lassen Sie die edle Geistesspannung nicht

sinken, noch durch die ärmlichen Umstände von außen welk oder matt werden! Der Geist des Antibarbarismus erwache, der allein menschliche, holde, liebliche Geist! Um seinetwillen nur verlohnt sich's, je als Mensch gestempelt gewesen zu sein, außerdem eine Existenz in Thiergestalt oft glücklicher ausgemünzt ist." Als Herder ihm unmittelbar darauf das siebzehnte Buch vorlegte, worin er den Ursprung und die erste Fortpflanzung des Christenthums dargestellt hatte, sprach Knebel seine innige Herzensfreude aus, daß der Himmel einen Geist erweckt habe, der mit ächtem Seelenlicht und Wahrheitsmuth „diese Chaosse aufgedeckt und auseinandergewirrt" habe. „Ich kann," äußert er am 22. Januar, „Ihnen nicht Gutes und Rühmliches genug sagen über das, was Sie geschrieben und hier wahrlich der Welt ein neues Licht über so wichtige Punkte aufgesteckt haben. Ein solch edler Geist beseele Sie stets! Unsre Enkel und Urenkel werden sich an Ihrer Asche noch erwärmen, und unter ihrem Dank und ihrer Liebe werden Sie neu aufwallen. Auch mein heimliches, oft lautes Lächeln werden Sie wol vermuthen können, zumalen wenn es über die erfinderischen Bischöfe und Heiligen hergeht. Das Ganze ist aus einem Geiste, einem Wahrheitston, der nur nach Sprache und Umständen hie und da etwas die Falten eines Gewandes zeigt. Nur mit den letzten drei oder vier Seiten bin ich nicht so ganz zufrieden. Es ist etwas darinnen, das mir widerstrebt. Erstlich ist diese große und allgemeine Ansicht der Dinge, wie aus Bösem Gutes wieder entspringe, gewaltig vorsichtig zu gebrauchen, und hiezu ist Ihr Werk noch nicht allgemein genug, und es würde ihm schaden, wenn es so wäre. Zweitens sind die guten Folgen, die Sie dem Christenthum beilegen, noch ziemlich zweideutig, und wenn es blos auf die Zeitenfolge ankommen sollte, so können sie ebenso gut dem Bel zu Babel beigelegt werden. Drittens habe ich zu den Erdbebenkuren gar keine Freude, und sie scheinen mir nicht recht in eine historisch-philosophische Ordnung zu passen." Weiter spricht er sich entschieden dagegen aus, daß der Monotheismus der Gipfel menschlicher Erkenntniß, daß ohne diesen keine reine Festigkeit der menschlichen Vernunft, auch keine reine

Wissenschaft der Naturgesetze möglich sei. Schließlich hebt er hervor, wie der Geist des Christenthums von jeher aller ächten Naturkenntniß zuwider gewesen sei. Das achtzehnte Buch der „Ideen" erhielt Knebel bereits im Februar zur Durchsicht. Als er es am 11. mit „wahrem Herzensdank" zurücksandte, schrieb er: „Von einem Ende zum andern hat es mich gereizt, unterhalten, belehrt. Ich glaube hierin den Grund gelegt für einen künftigen Schreiber der deutschen Geschichte. Diese Geschichte, die mich nie hat reizen wollen, haben Sie anschaulich, faßlich dargestellt und ihr das höchste Interesse aufgedrückt, dessen sie vielleicht nur fähig ist. Daß einzelne Bemerkungen und Griffe mich nicht verfehlt und bei mir angeschlagen haben, glauben Sie wol. Ueberall finde ich in ihnen Wahrheit und Mäßigung, und wenn hie und da etwas stark gegriffen scheinen sollte, so muß man die Ohren bedenken, denen vorgespielt wird, für welche diese Laute dennoch größtentheils zu fein sind. Unser deutsches Vaterland findet sein wahres, gewiß noch vortheilhaft genug gezeichnetes Portrait. Ihr Stil ist leicht fortführend, nicht abgekünstelt und doch kräftig darstellend und auseinander theilend und legend. Einige Abweichungen der Feder geben sich bei der zweiten Abschrift, so wie auch einige kleine Wiederholungen, darunter ich z. B. eine doppelte Apostrophe an Karl den Großen rechne, wovon die letzte vortrefflich ist. Auch haben Sie vielleicht einige Nationen zu kurz angedeutet und zu schnell zusammengezogen, weil sie Ihnen vielleicht in dem Buche vorlagen, wovon aber der nicht so gegenwärtige Leser doch einigen Unterricht haben möchte. So, däucht mir, würde unter andern eine Schilderung mit wenig Zügen von Karl Martell nicht überflüssig sein, zumalen da Sie auf ihm den Grund zu Karl dem Großen bauen." Als Herder, wol im März, an der Ausarbeitung des neunzehnten Buches war, schrieb er an Eichhorn: „Ich placke mich mit dem vierten Theile der „Ideen" herum, mit dem ich mich den ganzen leidigen Winter durch umhergeplackt habe. Ich habe unter den nordischen, zumal der edlen deutschen Nation so lange hausen müssen, daß ich mich recht freuete, wieder unter eine andere zu kommen, wo ich wenigstens

das Privilegium der Reisenden genieße, à beau mentir qui vient de loin. – Ich sehne mich herzlich nach dem Ende der Arbeit, die mir zu meinem Zweck unsägliche, vielleicht auch gar unkennbare Mühe kostet.“ Ehe er im August die Reise nach Rom antrat, war der vierte Theil der „Ideen“ fertig; denn er hatte sich entschlossen, den Schluß einem fünften Theile aufzubehalten, so daß jeder fünf Bücher enthielte. Wahrscheinlich war er schon im April vor dem ihn sehr niederschlagenden Tode seines jüngsten Kindes mit dem vierten Theile zu Ende, dem er nur noch die letzte Feile geben wollte. Er ließ ihn bei seiner Abreise in Goethe's Händen, der sich ungemein daran erfreute. Am 18. August schreibt Herder's Gattin, Goethe habe das sechzehnte und siebzehnte Buch der „Ideen“ mit großem Wohlgefallen gelesen und sich dahin geäußert, Herder habe dem Gewirr der Völker dadurch ein eignes Interesse gegeben, daß er sie auf den Ursprung zurückgeführt habe, Rom und dem Papst Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem er gezeigt, was sie gethan. Am 29. berichtet Dieselbe: „Goethe liest noch an Deinem vierten Theil. Die wilden Völker, Attila, Geiserich und Konsorten haben ihn sehr interessirt; er hat viel davon gesprochen und wird Dir schreiben. Er meint, wenn Du wiederkommst, wirst Du dem Werk einen eignen Glanz geben, aber in der Grundidee nichts ändern können, weil Alles unvergleichlich und glücklich gedacht und gestellt sei.“ Den 3. September schrieb Goethe selbst an Herder: „Deinen vierten Band habe ich größtentheils gelesen. Im sechzehnten Buche habe ich mich sehr gefreut zu sehen, wie Du die Völkerwanderungen von dem beginnst, was noch geblieben ist, von den ersten in die Gebirge getriebenen Völkern. Es giebt ein gar gutes und faßliches Bild. Das Christenthum hast Du nach Würden behandelt; ich danke Dir für mein Theil. Ich habe nun auch Gelegenheit, von der Kunstseite es näher anzusehen, und da wird's auch recht erbärmlich. Ueberhaupt sind mir bei dieser Gelegenheit so manche Gravamina wieder rege geworden.“ Er schließt daran eine scharfe und harte Rede gegen das Christenthum. Am folgenden Tage las Goethe dem Herzog Karl August und dem Prinzen August von

Gotha Herder's Behandlung des Christenthums vor, die außerordentliche Freude daran hatten und sich brieflich darüber weiter aussprachen.

Der während Herder's Rückreise erfolgte Tod des Verlegers Hartknoch hinderte die Veröffentlichung des vierten Theiles in der nächsten Zeit. Erst 1791 wurde er gedruckt nach vorhergegangener genauer Durchsicht, wobei ohne Zweifel auch Goethe zu Rathe gezogen ward, da Herder und Goethe sich damals gegenseitig ihre Werke in der Handschrift mittheilten. Am 6. März dieses Jahres schreibt er an Knebel, er habe bei allen drückenden Amtsgeschäften und Zerstreuungen noch das Herz gehabt, den vierten Theil der „Ideen“ in abgerissenen Stunden wieder vorzunehmen, mit dem er denn bis zum dritten Abschnitte gekommen sei; er unterliege aber beinahe dem tollen Ungeheuer von Entwurf dieses Buches und thue sich selbst nirgend Genüge. Am 31. Oktober konnte er den vierten Theil an Heyne senden. „Wie viel gäbe ich darum,“ schreibt er Diesem, „dabei zu sein, wenn Sie es lesen, über so mancherlei Punkte Ihre unverholene Meinung zu hören und insonderheit über das, was nicht gesagt, sondern nur angedeutet ist, mit Ihnen zu plaudern.“ Der Göttinger Freund erwiderte: freilich mache das, was er nur angedeutet habe, einen sehr wichtigen Theil aus, doch schmeichle er sich, darin in seine Gedanken völlig hineingegangen zu sein. Er habe noch kein Buch gelesen, wo er seine Ideen so ganz entwickelt gefunden, insonderheit über das Christenthum. „Wie freue ich mich, daß wir in einer Zeit leben, wo sich so etwas sagen läßt! Diese auf Autorität und Gefühl so ganz gebaute Religion, wie viel Gutes und Reizendes hat sie nicht, und so lange alles Vernunftmäßige drinne lieget oder sich hineinlegen läßt, wie wohlthätig! Daß nicht allen Deutschen einerlei Sitte und Kultur beigelegt worden, nahm mich gleich in den ersten Seiten ein. Daß überall sanfte Gefühle der Menschheit durchleuchten, und daß Sie kein Geschlecht seiner Abkunft wegen zum Elend verdammen, gewinnt Ihnen jeden Leser.“ Gleim, dem Herder das Buch mit der Bemerkung übersandte, es sei ein gewaltiger, großer Brief für Alle, die merken und wägen wollen, was darin sei, meinte, dieser Theil

müsse weit mehr als alle die vorigen Lichter unsere dicke sichtbare Finsterniß vertreiben. „Dreimal habe ich den herrlichen langen Brief schon gelesen. Herder! Herder ist mein Held! Ich fühl's, ich bin sein erster Leser. Gemerkt, gewogen hab' ich jedes Wort, und keins hab' ich zu leicht gefunden. Gebe der Himmel, daß Sie das göttliche Werk zum Ende bringen!" Der Coadjutor von Mainz, Karl von Dalberg, ein treuer, aber aufgeklärter Anhänger der katholischen Kirche, schrieb: „Ich ergetze mich an Ihrem Gemälde, das ein Riesenwerk allumfassenden, tief eindringenden Geistes ist. Ich finde darin die wichtigsten, größten Wirkungen aus den einfachsten Ursachen erklärt, finde sehr oft mit Wahrheit die schönsten Blüthen da, wo mir andere minder treue Darstellungen nichts als Dornen zeigten; und dann freuet mich die meisterhafte Zusammenschmelzung der kräftigsten und zartesten Farben. Vollenden Sie dies Werk, fürtrefflicher Mann! Der Samen fällt nicht allenthalben auf Felsen, wird gewiß in mancher edlen Menschenseele aufgehen." Forster pries Herder glücklich, daß er jetzt und nicht fünfundzwanzig Jahre früher das Buch zu schreiben gehabt; indessen werde er vor der Rache des deutschen Barbarenstolzes doch nicht ganz sicher sein. „Herr Meiners wird Ihr Buch wenigstens ebenso schief ansehen als alles Andere, was je geschrieben ward. Dies sei freilich Ihre geringste Sorge! Das Gute, welches Sie unfehlbar stiften müssen, indem Sie das Gefühl durch die Vernunft leiten lassen und durch Ihre Kohle (um Ihr Gleichniß beizubehalten*) das ächte Gold, siebenmal im Tiegel bewährt, von der Schlacke trennen, wird Ihnen die Nachwelt gewiß, und ein großer Theil der Zeitgenossen schon jetzt danken. Der Mensch ist unter Ihren Händen ein Ganzes der Natur, nicht ein bloßer Syllogismenspinner, nicht bloßer Träumer, nicht blos tönende Saite. Für unsern Stolz ist das vielleicht nicht sehr tröstlich, desto erquickender für unser Gefühl." Herder erwi-

*) Herder hatte seine Schrift im Vergleich zu dem von Forster gesandten Edelstein Sakontala einen armen Feldstein oder eine Kohle genannt und hinzugefügt: „Wenn aber Kohlen das faule Wasser klar und trinkbar machen können, so wünsche ich meinem Buche keine mehrere und bessere Wirkung."

derte: „Daß Meiners meine „Ideen" beurtheilen soll und muß, thut mir leid. Ich verlange nicht Ruhm, aber doch Unparteilichkeit. Und sollte diese ihm möglich sein, da er bei jedem Schritt der Geschichte bereits in eignen Hypothesen steckt, die ja ein öffentlicher Lehrer, der sie Jahr aus Jahr ein wiederholt, nothwendig glaubt und also mit sich träget. Doch was man nicht ändern kann, muß man ertragen."

Leider ward Herder nach längerm Unwohlsein von einer schweren Krankheit befallen, deren Folgen ihn bis zum nächsten Frühjahr niederdrückten. Am 22. Mai 1792 meldet seine Gattin an Gleim: „Jetzt müssen wir nach Aachen; es geht noch gar nicht gut mit der Gesundheit meines Mannes; er hat alle Tage viele Schmerzen im Bein, und der gute Muth sinkt zuweilen bei einem so lange anhaltenden Leiden." Doch hatte er unterdessen den Aufsatz „Tithon und Aurora" in den „zerstreuten Blättern" erscheinen lassen, an dessen Schlusse er die Frage über das Veralten von Staaten, Ländern und Völkern sinnig behandelt und in Bezug auf die besorgte Frage Berkley's, ob in Amerika der fünfte Akt Europa's ausgespielt werden solle, die Behauptung aufstellt: „Nicht vier, kaum drei Akte sind im großen Schauspiele dieses auch jungen Welttheiles vorüber; und wer sagt uns, wie oft noch der alte Tithon des Menschengeschlechtes sich auf unserm Erdball neu verjüngen könne, neu verjüngen werde!" An demselben 22. Mai schrieb Herder an Gleim: „Ich gehe jetzt im Gedanken mit „Briefen, die Fortschritte der Humanität betreffend," oder „humanistischen Briefen" um, in die ich das Beste, das ich in Herz und Seele trage, zu legen gedenke. Verleihe der Himmel mir Gesundheit, Muße, Geschick und Freude! Die „Ideen" werden mit dem fünften Theil geschlossen; der ist aber so wichtig und reich, daß ich fast nicht weiß, wo aus, wo ein. Proponit sibi homo, Deus disponit. Was in der Welt hätte ich minder erwartet als diese meine Krankheit! Ihre Gefühle an der krankenden Menschheit, zumal Fürstenheit, haben mich tief durchdrungen; das Jahrhundert eilt mit beschleunigendem Falle zu Ende, an den sollen sich also auch

meine humanistischen oder humanen Briefe schließen, so Gott will!“ Gleich darauf folgten die schrecklichen Zeiten, welche unser armes Deutschland und die Welt in die Strudel des Elends und der Verwirrung hineinrissen. Herder fand wol noch Zeit und Lust zu seinen „Humanitätsbriefen“, aber nicht die zur Ausarbeitung seiner „Ideen“ nöthige Sammlung und Ruhe; dazu kam, daß theologische Gegenstände ihn jetzt lebhaft ergriffen, und er zunächst in praktischer Beziehung den Kampf gegen Kant unternahm, dem er Schuld gab, er verrücke die Köpfe der Studirenden, besonders der jungen Theologen. Manches, was seine Stelle im fünften Bande der „Ideen“ hatte finden sollen, erschien in besonderer Ausführung theils in den zehn Bänden der „Humanitätsbriefe“, theils in der spätern Zeitschrift „Adrastea“. An die Vollendung der „Ideen“ konnte er gar nicht denken; er hatte sie längst aufgegeben, so daß es ein irreführender Ausdruck von Johannes Müller ist, der Faden derselben sei „der sterbenden Hand entfallen“.

Der Inhalt der „Ideen“ ist doppelter Art; zunächst sucht Herder die Bestimmung des Menschen auf Erden nachzuweisen, dann aber die Entwicklung der Menschheit in den verschiedenen Ländern und in der Folge der Zeiten bis zur Neuzeit darzustellen. Bei dem ersten Theile seiner Aufgabe enthält er sich grundsätzlich ebenso sehr aller metaphysischen Begründung, als er von der christlichen Offenbarung absieht; er faßt den Menschen zunächst als Bewohner der Erde auf, deren Eigenthümlichkeiten er insofern hervorhebt, als aus denselben sich bedeutsame Beziehungen zur Natur des Menschen ergeben. Wie die Erde einer der drei Mittelplaneten ist, denen das zweideutige goldne Loos der Mittelmäßigkeit zu Theil geworden, so ist der Mensch ein Mittelgeschöpf unter den Thieren der Erde, die seine ältern Brüder sind. In ihm sammeln sich die meisten und feinsten Strahlen aller Thiergattungen, insofern sie sich in ihm vereinigen ließen. Aus der natürlichen körperlichen Organisation, die dem Menschen im Gegensatze zu den Thieren zu Theil geworden, schließt Herder, der Mensch sei zur Vernunftfähigkeit, zu feinern Sinnen, zur Kunst und zur Sprache, zur

Freiheit, zur Ausbreitung über die Erde, zur Humanität und Religion und zur Hoffnung der Unsterblichkeit gebildet; den letzten Punkt führt er im fünften Buche in besonderer Weise aus. Er geht von der tief in seiner Seele liegenden Anschauung aus, daß der Mensch auf Erden zur Glückseligkeit bestimmt ist, und er diese um so vollendeter und reiner erringe, je geistiger er sich entwickle, je lebendiger sich das ihm eingedrückte Bild des Schöpfers in seinem Wesen und Wirken ausspräge. Diese seine Ueberzeugung suchte Herder durch die Stellung der Erde im Weltall und die physiologische Betrachtung des Menschen zu begründen, und er hat dies, wenn auch nicht mit philosophischer Strenge, doch mit so viel Tief- und Scharfsinn, mit so reicher, gemüthlicher Erfassung der mannichfaltigsten Beziehungen, mit so geistreicher Gedankenfülle gethan, daß wir uns lebhaft hingerissen und innig erhoben fühlen. Man hat es ihm sehr zum Vorwurfe gemacht, daß ihm in einzelnen astronomischen und physiologischen Punkten, die er zu seinen Betrachtungen verwendet, die genaueste Einsicht der Sache abgehe; aber Herder hat sich redlich bemüht, überall die ihm als Laien zu Gebote stehenden Kenntnisse zu gewinnen, und wenn der Werth solcher Betrachtungen einzig von der pünktlichsten Richtigkeit der zu Grunde liegenden thatsächlichen Sätze abhinge, so würde man solche Betrachtungen überhaupt ganz aufgeben müssen, da diese Wissenschaften in beständigem Fortschritte begriffen sind, und Manches durch spätere Entdeckungen berichtigt, oft geradezu aufgehoben wird. Wie hoch ist nicht die Zahl der Planeten gestiegen, von denen uns doch selbst Philosophen nachgewiesen, warum es ihrer nur sieben geben könne! Mag auch Einzelnes, was Herder als thatsächlich anführt, sich als irrig ergeben, ja von den feinsten Forschern der Zeit schon damals im Stillen erkannt worden sein, eine sehr harte und ungerechte Rede war es, wenn Lichtenberg mit Bezug darauf spottete, Herder sei an vielen Stellen seiner „Ideen" ein Stümper. Der hohe Werth von Herder's Betrachtungen über die Natur des Menschen und seine Bestimmung ruht in dem reinen, feinen und tiefen Sinne und dem edlen Gemüthe, womit er des Menschen

geistige Bestimmung als die Krone der irdischen Schöpfung, als ein herrliches Zeugniß von des Schöpfers weiser Vatergüte darstellt. Es ist ein hohes und für den Kenner von Herder's Leben rührendes Schauspiel, Diesen, wie den an den Kaukasus geschmiedeten Prometheus, seine sinnige Weisheit über des Menschen Wesen, Bestimmung und Leben in erhabenen Sprüchen der Welt verkünden zu sehen; denn Herder, diese vornehme, hochedle Natur, rang immerfort mit der gemeinen Noth des Lebens, da er bei einer zahlreichen Familie unter beschränkten äußern Verhältnissen mit den unerfreulichsten Arbeiten sich abplagen und darüber die beste Zeit verlieren mußte, wodurch er, da er auch körperlich litt, immer mehr verdüstert ward; aber seine begeisterte Freude an der Würde des Menschen, die er unter dem Namen der Humanität zusammenfaßte, leuchtete wie eine helle Fackel göttlichen Lichtes durch die ihn umhüllende Nacht und wird allen Folgegeschlechtern als ein Stern der Menschheit leuchten.

Nachdem Herder die natürliche Bestimmung des Menschen erwiesen, zeigt er die Verschiedenheiten des Menschengeschlechts nach den verschiedenen Erdstrichen auf, wobei er die Gegend in der Nähe des Nordpols, den asiatischen Rücken der Erde, den Erdstrich schöngebildeter Menschen, Afrika, die Inseln des heißen Erdstrichs und Amerika unterscheidet. Aber bei aller noch so großen Verschiedenheit ist das Menschengeschlecht nach seiner Ansicht ein und dasselbe, nur infolge des Klima's und sonstiger Verhältnisse verschieden entwickelt; dieselbe menschliche Lebenskraft, dieselbe mit den feinsten organischen Kräften ausgestattete Bildung gestaltet sich nur unter den verschiedenen Umgebungen und Einwirkungen auf andere Weise. Ueber den Streit zwischen der ursprünglichen Lebenskraft und dem Klima giebt Herder sehr belangreiche Bemerkungen. Weiter führt er dann aus, wie die Sinnlichkeit sich nach den verschiedenen Bildungen und Klimaten ändere, ebenso die Einbildungskraft, der praktische Verstand, die Empfindungen und Triebe, wie aber alle diese zugleich von der Ueberlieferung und der Gewohnheit abhängig sind; nach diesen bestimmt sich auch die Glückseligkeit des Menschen, die bei den verschiedenen Völkern durchaus verschieden ist, „allent-

halben klimatisch und organisch, ein Kind der Uebung, der Tradition und Gewohnheit". Es ist dies einer der leuchtendsten und folgenreichsten Gedanken Herder's, daß wir die Glückseligkeit der Menschen nicht nach unserm Bildungsstande, nach unsrer Ueberlieferung und Gewohnheit beurtheilen dürfen, sondern jedes Volk seine eigenthümliche Glückseligkeit hat. Der Zweck, den die Natur beim Menschen im Auge hat, ist gerade die Erziehung zu irgend einer Form menschlicher Glückseligkeit und Lebensweise; hierin liegt die eigentliche Menschengeschichte, und die Aufgabe einer Philosophie der Geschichte ist keine andere, als diese fortschreitende Entwicklung der einzelnen Völker zu der ihnen bestimmten Glückseligkeit und ihrer charakteristischen Lebensweise nachzuweisen, wobei sich freilich auch eine steigende Ausbildung des ganzen Menschengeschlechts ergiebt. Als Hauptmittel zur Bildung der Menschen wird die Sprache erörtert. Die Regierungen sind nur festgestellte Ordnungen der Menschen, meist aus ererbter Tradition, und keineswegs von so hoher Bedeutung; dagegen erscheint die Religion als die älteste und heiligste Tradition der Erde. Wie die gütige Gottheit dem Thiere Instinkt verlieh, so grub sie dem Menschen ihr Bild, Religion und Humanität, in die Seele, und sie gab ihm die Mittel zur Ausbildung derselben, Tradition und Lehre, Vernunft und Erfahrung. Mit dem zehnten Buche wendet sich Herder zur Naturgeschichte der Erde zurück, und hier zeigt er, wie nach Allem die Erde „aus ihrem Chaos von Materien und Kräften sich unter der belebenden Wärme des schaffenden Geistes zu einem eignen und ursprünglichen Ganzen durch eine Reihe zubereitender Revolutionen gebildet habe, bis zuletzt die Krone ihrer Schöpfung, das feine und zarte Menschengeschöpf, erscheinen konnte". Nachdem er weiter zu erweisen gesucht, daß das Menschengeschlecht nur im Mittelpunkt der regsten organischen Kräfte und nur an einem Orte habe entstehen können, wird Asien als die Heimath desselben bezeichnet, worauf auch die alleräIteste Tradition, die sogenannte Mosaische, hindeute, deren Sinn und Bedeutung Herder mit feinem Sinne, wenn auch mit großer Kühnheit, zu entwickeln sucht.

Betrachten wir die bisher kurz entworfene Grundlage von Herder's Auffassung der Geschichte der Menschheit, wie sie in den zehn ersten Büchern der „Ideen" vorliegt, so haben wir hier einen so kühnen, tief durchdachten Grundbau, wie ihn nur ein so reicher, mächtiger und edler Geist wie Herder aussinnen und ausführen konnte, ein unvergängliches Denkmal deutscher Tiefe und deutschen Gemüthes. Das Große dieser gewaltigen Schöpfung — denn so dürfen wir wol diese Grundlage der Menschengeschichte bezeichnen — liegt darin, daß Herder von dem Wesen des Menschen ausgeht, nicht von einer einzelnen Anlage, einem einzelnen Triebe desselben, und zunächst alle Beziehung auf einen äußern Zweck ausschließt, vielmehr nur den in der Natur des Menschen selbst liegenden, die Entwicklung seines Wesens zu seiner eigentlichen Glückseligkeit, annimmt. Seine Betrachtung ist eine rein natürliche, streng physiologische, die neben der eigentlich philosophischen, metaphysischen und der von der Religion ausgehenden ihr gutes Recht hat. Im strengsten Gegensatz steht sie einerseits zu der gleichzeitigen Lehre Kant's, wonach das Ziel der Menschengeschichte eine vollkommene Staatsverfassung sei, wie zu der unsrer spätern Philosophen, von denen Hegel in seinen „Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie" die Verwirklichung der Idee der Freiheit als Entwicklungsgang der Geschichte setzt; andererseits bildet sie den schärfsten Widerstreit mit Friedrich Schlegel's „Philosophie der Geschichte", die von dem Abfall der Menschen von Gott ausgeht, und mit der das Gottesbewußtsein zu Grunde legenden Anschauung, die Bunsen's „Gott in der Geschichte" vertritt. Sie ist ganz aus dem innersten Wesen jener großen Zeit unsrer klassischen Literatur und aus Herder's Seele hervorgegangen, die sich nirgend so voll, rein und erhaben ausgeprägt hat als in diesem Evangelium der Humanität.

In der sodann vom elften Buche an folgenden Geschichte der Entwicklung der einzelnen Völker fühlen wir uns fast überall von Herder's großem, in die Tiefe dringendem, die Eigenthümlichkeiten der Völker scharf erschauendem Blicke und seinem edlen Gefühle

für Freiheit und Humanität mächtig umweht, und manche seiner Darstellungen gehören zu den Glanzpunkten deutscher Literatur. Dabei verdient besonders die Unparteilichkeit, die er sich überall zu erhalten sucht, höchste Anerkennung; über dem Guten übersieht er nie die Schattenseiten, und auch dem Bösen, das seiner Seele widerstrebt, gesteht er seine guten Folgen zu, da er mit offenem Sinne die wechselnden Gestalten des Völkerlebens betrachtet. Daß wir neuerdings über manche Völker viel genauer unterrichtet sind, daß wir vieles Einzelne in anderm Lichte sehen, thut dem Werthe des großartigen Herder'schen Gemäldes keinen wesentlichen Abbruch. Große Geschichtschreiber wie Johannes Müller und Niebuhr, und tiefe Forscher wie Wilhelm von Humboldt haben auch den geschichtlichen Blick Herder's verehrungsvoll anerkannt, und wenn Fr. Chr. Schlosser in bitterer Weise über Herder's „Ideen“ hergefahren ist, so erklärt sich dies aus dem entschiedenen Gegensatze seiner Natur und der ihm eigenen rücksichtslosen Schärfe. Die Aufgabe des Herausgebers konnte es nicht sein, überall nach unsrer neuesten Kenntniß die in sich geschlossene Herder'sche Darstellung zu berichtigen; nur in einzelnen Fällen schien eine Berichtigung oder Erklärung geboten. Die betreffenden Anmerkungen sind von den Herder'schen durch Klammern unterschieden. Müller's eingestreute Anmerkungen wurden nur zum Theil aufgenommen und immer mit seinem Namen bezeichnet. Auf Luden's Einleitung vor der Ausgabe der „Ideen“ vom Jahre 1841 haben wir keine Rücksicht genommen. Die Ausführung, wie befruchtend Herder's „Ideen“ auf die neuere Geschichtschreibung gewirkt, gehört nicht zu unsrer Aufgabe. Mit Recht bemerkte Goethe, als vor vierzig Jahren die „Ideen“ von Quinet ins Französische übertragen wurden, wie unglaublich sie auf die Bildung der Nation gewirkt, und nicht weniger wahr ist es, daß ein großer Theil der hier niedergelegten Ansichten in die Masse unsres Volkes längst übergegangen; aber noch immer fließt hier eine frische und reiche Quelle edelster menschlicher Anschauung und Gesinnung, woran wir im Widerstreite der Meinungen des Tages uns wahrhaft erheben können. „Auch hier sind Götter.“

Ideen

zur

Philosophie der Geschichte

der Menschheit.

Erster Theil.

— Quem te Deus esse
Iussit et humana qua parte locatus es in re
Disce —

Pers.

Vorrede.

Als ich vor zehn Jahren die kleine Schrift: „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“ herausgab, sollte das „Auch“ dieses Titels wol nichts weniger als ein Anch'io son pittore* sagen. Es sollte vielmehr, wie auch der Zusatz „Beitrag zu vielen Beiträgen des Jahrhunderts“, und das untergesetzte Motto** zeigte, eine Note der Bescheidenheit sein, daß der Verfasser diese Schrift für nichts minder als für eine vollständige Philosophie der Geschichte unsres Geschlechts gebe, sondern daß er neben so vielen gebahnten Wegen, die man immer und immer betrat, auch auf einen kleinen Fußsteg wiese, den man zur Seite liegen ließ, und der doch auch vielleicht eines Ideenganges werth wäre. Die hie und da im Buch citirten Schriften zeigen genugsam, welches die betretenen und ausgetretenen Wege waren, von denen der Verfasser ablenken wollte. Und so sollte sein Versuch nichts als ein fliegendes Blatt, ein Beitrag zu Beiträgen sein, welches auch seine Gestalt weiset.

Die Schrift war bald vergriffen, und ich ward zu einer neuen Ausgabe derselben ermuntert; unmöglich aber konnte diese neue Ausgabe sich jetzt in ihrer alten Gestalt vors Auge des Publikums wagen. Ich hatte es bemerkt, daß einige Gedanken meines Werkchens, auch ohne mich zu nennen, in andre Bücher übergegangen und in einem Umfange angewandt waren, an den ich nicht gedacht hatte. Das bescheidene Auch war vergessen; und doch war mir es nie eingefallen, mit den wenigen allegorischen Worten Kindheit, Jugend, das männliche, das hohe Alter unsres Geschlechts, deren Verfolg nur auf wenige Völker der Erde angewandt und anwendbar war, eine Heerstraße auszuzeichnen, auf der man auch nur die Geschichte der Kultur,

(* Was Correggio beim Anblick eines Gemäldes von Raphael ausgerufen haben soll.)

(** Das Wort des Apostels im ersten Briefe an die Korinther 13, 12 f.)

geschweige die Philosophie der ganzen Menschengeschichte mit sicherm Fuß ausmessen könnte. Welches Volk der Erde ist's, das nicht einige Kultur habe? Und wie sehr käme der Plan der Vorsehung zu kurz, wenn zu dem, was wir Kultur nennen und oft nur verfeinte Schwachheit nennen sollten, jedes Individuum des Menschengeschlechts geschaffen wäre? Nichts ist unbestimmter als dieses Wort, und nichts ist trüglicher als die Anwendung desselben auf ganze Völker und Zeiten. Wie Wenige sind in einem kultivirten Volk kultivirt? Und worein ist dieser Vorzug zu setzen? und wiefern trägt er zu ihrer Glückseligkeit bei? Zur Glückseligkeit einzelner Menschen nämlich; denn daß das Abstraktum ganzer Staaten glücklich sein könne, wenn alle einzelnen Glieder in ihm leiden, ist Widerspruch oder vielmehr nur ein Scheinwort, das sich auf den ersten Blick als ein solches bloßgiebt.

Also mußte viel tiefer angefangen, und der Kreis der Ideen viel weiter gezogen werden, wenn die Schrift einigermaßen ihres Titels werth sein sollte. Was ist Glückseligkeit der Menschen? Und wiefern findet sie auf unsrer Erde statt? Wiefern findet sie bei der großen Verschiedenheit aller Erdwesen und am Meisten der Menschen allenthalben statt, unter jeder Verfassung, in jedem Klima, bei allen Revolutionen der Umstände, Lebensalter und Zeiten? Giebt es einen Maaßstab dieser verschiednen Zustände, und hat die Vorsehung aufs Wohlsein ihrer Geschöpfe in allen diesen Situationen als auf ihren letzten und Hauptendzweck gerechnet? Alle diese Fragen mußten untersucht, sie mußten durch den wilden Lauf der Zeiten und Verfassungen verfolgt und berechnet werden, ehe ein allgemeines Resultat fürs Ganze der Menschheit herausgebracht werden konnte. Hier war also ein weites Feld zu durchlaufen und in einer großen Tiefe zu graben. Gelesen hatte ich so ziemlich Alles, was darüber geschrieben war; und von meiner Jugend an war jedes neue Buch, das über die Geschichte der Menschheit erschien, und worin ich Beiträge zu meiner großen Aufgabe hoffte, wie ein gefundener Schatz. Ich freute mich, daß in den neuern Jahren diese Philosophie mehr emporkam, und nutzte jede Beihilfe, die mir das Glück verschaffte.

Ein Autor, der sein Buch darstellt, giebt, wenn dies Gedanken enthält, die er, wo nicht erfand (denn wie Weniges läßt sich in unsrer Zeit eigentliches Neues erfinden?), so doch wenigstens fand und sich eigen machte, ja, in denen er Jahre lang wie im Eigenthum seines Geistes und Herzens lebte — ein Autor dieser

Art, sage ich, giebt mit seinem Buch, es möge dies schlecht oder gut sein, gewissermaßen einen Theil seiner Seele dem Publikum preis. Er offenbaret nicht nur, womit sich sein Geist in gewissen Zeiträumen und Angelegenheiten beschäftigte, was er für Zweifel und Auflösungen im Gange seines Lebens fand, mit denen er sich bekümmerte oder aufhalf, sondern er rechnet auch (denn was in der Welt hätte es sonst für Reiz, Autor zu werden und die Angelegenheiten seiner Brust einer wilden Menge mitzutheilen?), er rechnet auf einige, vielleicht wenige, gleichgestimmte Seelen, denen im Labyrinth ihrer Jahre diese oder ähnliche Ideen wichtig wurden. Mit ihnen bespricht er sich unsichtbar und theilt ihnen seine Empfindungen mit, wie er, wenn sie weiter vorgedrungen sind, ihre besseren Gedanken und Belehrungen erwartet. Dies unsichtbare Commercium der Geister und Herzen ist die einzige und größeste Wohlthat der Buchdruckerei, die sonst den schriftstellerischen Nationen ebenso viel Schaden als Nutzen gebracht hätte. Der Verfasser dachte sich in den Kreis Derer, die wirklich ein Interesse daran finden, worüber er schrieb, und bei denen er also ihre theilnehmenden, ihre bessern Gedanken hervorlocken wollte. Dies ist der schönste Werth der Schriftstellerei; und ein gutgesinnter Mensch wird sich viel mehr über das freuen, was er erweckte, als was er sagte. Wer daran denkt, wie gelegen ihm selbst zuweilen dies oder jenes Buch, ja auch nur dieser oder jener Gedanke eines Buches kam, welche Freude es ihm verschaffte, einen andern, von ihm entfernten und doch in seiner Thätigkeit ihm nahen Geist auf seiner eignen oder einer bessern Spur zu finden, wie uns oft ein solcher Gedanke Jahre lang beschäftigt und weiter führet — der wird einem Schriftsteller, der zu ihm spricht und ihm sein Inneres mittheilet, nicht als einen Lohndiener, sondern als einen Freund betrachten, der auch mit unvollendeten Gedanken zutraulich hervortritt, damit der erfahrnere Leser mit ihm denke und sein Unvollkommenes der Vollkommenheit näher führe.

Bei einem Thema wie das meinige: Geschichte der Menschheit, Philosophie ihrer Geschichte, ist, wie ich glaube, eine solche Humanität des Lesers eine angenehme und erste Pflicht. Der da schrieb, war Mensch, und Du bist Mensch, der Du liesest. Er konnte irren und hat vielleicht geirret: Du hast Kenntnisse, die Jener nicht hat und haben konnte; gebrauche also, was Du kannst, und siehe seinen guten Willen an; laß es aber nicht beim Tadel, sondern bessre und baue weiter! Mit schwacher Hand legte er einige Grundsteine zu einem Gebäude, das nur Jahrhun-

derte vollführen können, vollführen werden: glücklich, wenn alsdann diese Steine mit Erde bedeckt und wie Der, der sie dahin trug, vergessen sein werden, wenn über ihnen oder gar auf einem andern Platz nur das schönere Gebäude selbst dastehet.

Doch ich habe mich unvermerkt zu weit von dem entfernt, worauf ich anfangs ausging; es sollte nämlich die Geschichte sein, wie ich zur Bearbeitung dieser Materie gekommen und unter ganz andern Beschäftigungen und Pflichten auf sie zurückgekommen bin. Schon in ziemlich frühen Jahren, da die Auen der Wissenschaften noch in alle dem Morgenschmuck vor mir lagen, von dem uns die Mittagssonne unsres Lebens so viel entziehet, kam mir oft der Gedanke ein: ob denn, da Alles in der Welt seine Philosophie und Wissenschaft habe, nicht auch das, was uns am Nächsten angeht, die Geschichte der Menschheit, im Ganzen und Großen eine Philosophie und Wissenschaft haben sollte. Alles erinnerte mich daran, Metaphysik und Moral, Physik und Naturgeschichte, die Religion endlich am Meisten. Der Gott, der in der Natur Alles nach Maaß, Zahl und Gewicht geordnet, der darnach das Wesen der Dinge, ihre Gestalt und Verknüpfung, ihren Lauf und ihre Erhaltung eingerichtet hat, so daß vom großen Weltgebäude bis zum Staubkorn, von der Kraft, die Erden und Sonnen hält, bis zum Faden eines Spinnegewebes nur eine Weisheit, Güte und Macht herrschet, Er, der auch im menschlichen Körper und in den Kräften der menschlichen Seele Alles so wunderbar und göttlich überdacht hat, daß, wenn wir dem Alleinweisen nur fernher nachzudenken wagen, wir uns in einem Abgrunde seiner Gedanken verlieren — wie, sprach ich zu mir, dieser Gott sollte in der Bestimmung und Einrichtung unsres Geschlechts im Ganzen von seiner Weisheit und Güte ablassen und hier keinen Plan haben? — Oder er sollte uns denselben verbergen wollen, da er uns in der niedrigern Schöpfung, die uns weniger angeht, so viel von den Gesetzen seines ewigen Entwurfs zeigte? Was ist das menschliche Geschlecht im Ganzen als eine Heerde ohne Hirten? Oder, wie jener klagende Weise* sagt, „lässest Du sie gehen wie Fische im Meer und wie Gewürm, das keinen Herrn hat?“ — Oder hatten sie nicht nöthig, den Plan zu wissen? Ich glaube es wol: denn welcher Mensch übersiehet nur den kleinen Entwurf seines eignen Lebens? Und doch siehet er, so weit er sehen soll, und weiß genug, um seine

(* Habakuk 1, 14.)

Schritte zu leiten. Indessen, wird nicht auch eben dieses Nichtwissen zum Vorwande großer Mißbräuche? Wie Viele sind, die, weil sie keinen Plan sehen, es geradezu leugnen, daß irgend ein Plan sei, oder die wenigstens mit scheuem Zittern daran denken und zweifelnd glauben und glaubend zweifeln? Sie wehren sich mit Macht, das menschliche Geschlecht nicht als einen Ameishaufen zu betrachten, wo der Fuß eines Stärkern, der unförmlicherweise selbst Ameise ist, Tausende zertritt, Tausende in ihren klein-großen Unternehmungen zernichtet, ja, wo endlich die zwei größten Tyrannen der Erde, der Zufall und die Zeit, den ganzen Haufen ohne Spur fortführen und den leeren Platz einer andern fleißigen Zunft überlassen, die auch so fortgeführt werden wird, ohne daß eine Spur bleibe. Der stolze Mensch wehret sich, sein Geschlecht als eine solche Brut der Erde und als einen Raub der Alles zerstörenden Verwesung zu betrachten. Und dennoch, dringen Geschichte und Erfahrung ihm nicht dieses Bild auf? Was ist denn Ganzes auf der Erde vollführet? was ist auf ihr Ganzes? Sind also die Zeiten nicht geordnet, wie die Räume geordnet sind? Und beide sind ja die Zwillinge eines Schicksals. Jene sind voll Weisheit, diese voll scheinbarer Unordnung; und doch ist offenbar der Mensch dazu geschaffen, daß er Ordnung suchen, daß er einen Fleck der Zeiten übersehen, daß die Nachwelt auf die Vergangenheit bauen soll; denn dazu hat er Erinnerung und Gedächtniß. Und macht nun nicht eben dies Bauen der Zeiten auf einander das Ganze unsres Geschlechts zum unförmlichen Riesengebäude, wo Einer abträgt, was der Andre anlegte, wo stehen bleibt, was nie hätte gebaut werden sollen, und in Jahrhunderten endlich Alles ein Schutt wird, unter dem, je brüchiger er ist, die zaghaften Menschen desto zuversichtlicher wohnen? — — Ich will die Reihe solcher Zweifel nicht fortsetzen und die Widersprüche des Menschen mit sich selbst, unter einander und gegen die ganze andre Schöpfung nicht verfolgen. Genug, ich suchte nach einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, wo ich suchen konnte.

Ob ich sie gefunden habe, darüber mag dieses Werk, aber noch nicht sein erster Theil, entscheiden. Dieser enthält nur die Grundlage, theils im allgemeinen Ueberblick unsrer Wohnstätte, theils im Durchgange der Organisationen, die unter und mit uns das Licht dieser Sonne genießen. Niemandem, hoffe ich, wird dieser Gang zu fern hergeholt und zu lang dünken; denn da, um das Schicksal der Menschheit aus dem Buch der Schöpfung zu lesen, es keinen andern als ihn giebt, so kann man ihn nicht

sorgsam, nicht vielbetrachtend genug gehen. Wer blos metaphysische Spekulationen will, hat sie auf kürzerm Wege; ich glaube aber, daß sie, abgetrennt von Erfahrungen und Analogien der Natur, eine Luftfahrt sind, die selten zum Ziel führet. Gang Gottes* in der Natur, die Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke thätlich dargelegt hat: sie sind das heilige Buch, an dessen Charakteren ich zwar minder als ein Lehrling, aber wenigstens mit Treue und Eifer buchstabirt habe und buchstabiren werde. Wäre ich so glücklich, nur einem meiner Leser etwas von dem süßen Eindruck mitzutheilen, den ich über die ewige Weisheit und Güte des unerforschten Schöpfers in seinen Werken mit einem Zutrauen empfunden habe, dem ich keinen Namen weiß, so wäre dieser Eindruck von Zuversicht das sichere Band, mit welchem wir uns im Verfolg des Werks auch in die Labyrinthe der Menschengeschichte wagen könnten. Ueberall hat mich die große Analogie der Natur auf Wahrheiten der Religion geführt, die ich nur mit Mühe unterdrücken mußte, weil ich sie mir selbst nicht zum Voraus rauben und Schritt vor Schritt nur dem Licht treu bleiben wollte, das mir von der verborgenen Gegenwart des Urhebers in seinen Werken allenthalben zustrahlet. Es wird ein um so größeres Vergnügen für meine Leser und für mich sein, wenn wir, unsern Weg verfolgend, dies dunkelstrahlende Licht zuletzt als Flamme und Sonne werden aufgehen sehen.

Niemand irre sich daher auch daran, daß ich zuweilen den Namen der Natur personificirt gebrauche. Die Natur ist kein selbstständiges Wesen, sondern Gott ist Alles in seinen Werken**; indessen wollte ich diesen hochheiligen Namen, den kein erkenntliches Geschöpf ohne die tiefste Ehrfurcht nennen sollte, durch einen öftern Gebrauch, bei dem ich ihm nicht immer Heiligkeit genug verschaffen konnte, wenigstens nicht mißbrauchen. Wem der Name Natur durch manche Schriften unsres Zeitalters sinnlos und niedrig geworden ist, der denke sich statt dessen jene allmächtige Kraft, Güte und Weisheit, und nenne in seiner Seele das unsichtbare Wesen, das keine Erdensprache zu nennen vermag.

(* So braucht Herder auch anderswo Gang Gottes ohne den Artikel, den Müller hergestellt hat.)

(** Herder hielt mit Spinoza, Lessing und Goethe an dem Satze Ἓν καὶ πᾶν. „Die ganze Welt ist nur eine Erscheinung von Gottes Größe für uns erscheinende Gestalten", sagt er einmal. „Er ist das höchste, lebendigste, thätigste Eins, nicht in allen Dingen, als ob die was außer ihm wären, sondern durch alle Dinge, die nur als sinnliche Darstellungen für sinnliche Geschöpfe erscheinen.")

Ein Gleiches ist's, wenn ich von den organischen Kräften der Schöpfung rede; ich glaube nicht, daß man sie für qualitates occultas ansehen werde, da wir ihre offenbaren Wirkungen vor uns sehen, und ich ihnen keinen bestimmtern, reinern Namen zu geben wußte. Ich behalte mir über sie und über manche andre Materien, die ich nur winkend anzeigen mußte, künftig eine weitere Erörterung vor.*

Und freue mich dagegen, daß meine Schülerarbeit in Zeiten trifft, da in so manchen einzelnen Wissenschaften und Kenntnissen, aus denen ich schöpfen mußte, Meisterhände arbeiten und sammeln. Von diesen bin ich gewiß, daß sie den exoterischen Versuch eines Fremdlings in ihren Künsten nicht verachten, sondern verbessern werden; denn ich habe es immer bemerkt, daß, je reeller und gründlicher eine Wissenschaft ist, desto weniger herrscht eitler Zank unter Denen, die sie anbauen und lieben; sie überlassen das Wortgezänk den Wortgelehrten. In den meisten Stücken zeigt mein Buch, daß man anjetzt noch keine Philosophie der menschlichen Geschichte schreiben könne, daß man sie aber vielleicht am Ende unsres Jahrhunderts oder Jahrtausends schreiben werde.

Und so lege ich, großes Wesen, Du unsichtbarer hoher Genius unsres Geschlechts, das unvollkommenste Werk, das ein Sterblicher schrieb, und in dem er Dir nachzusinnen, nachzugehen wagte, zu Deinen Füßen. Seine Blätter mögen verwehen und seine Charaktere zerstieben; auch die Formen und Formeln werden zerstieben, in denen ich Deine Spur sah und für meine Menschenbrüder auszudrücken strebte; aber Deine Gedanken werden bleiben, und Du wirst sie Deinem Geschlecht von Stufe zu Stufe mehr enthüllen und in herrlichern Gestalten darlegen. Glücklich, wenn alsdann diese Blätter im Strom der Vergessenheit untergegangen sind, und dafür hellere Gedanken in den Seelen der Menschen leben!

Weimar, den 23. April 1784.

Herder.

(* Diese erfolgte in der Schrift: „Gott. Einige Gespräche über Spinoza's System," deren erste Ausgabe 1787 erschien. Es war dies ohne Zweifel die kleine Schrift, die er als Beilage zum zweiten Theile der „Ideen" hatte geben wollen, wie er am 15. Mai 1786 seinem Verleger Hartknoch mittheilte.)

Quid non miraculo est, quum primum in notitiam venit? Quam multa fieri non posse, priusquam sint facta, judicantur? Naturae vero rerum vis atque majestas in omnibus momentis fide caret, si quis modo partes ejus ac non totam complectatur animo.

Plin.

Erstes Buch.

I.

Unsre Erde ist ein Stern unter Sternen.

Vom Himmel muß unsre Philosophie der Geschichte des menschlichen Geschlechts anfangen, wenn sie einigermaßen diesen Namen verdienen soll. Denn da unser Wohnplatz, die Erde, nichts durch sich selbst ist, sondern von himmlischen, durch unser ganzes Weltall sich erstreckenden Kräften ihre Beschaffenheit und Gestalt, ihr Vermögen zur Organisation und Erhaltung der Geschöpfe empfängt, so muß man sie zuvörderst nicht allein und einsam, sondern im Chor der Welten betrachten, unter die sie gesetzt ist. Mit unsichtbaren, ewigen Banden ist sie an ihren Mittelpunkt, die Sonne, gebunden, von der sie Licht, Wärme, Leben und Gedeihen erhält. Ohne diese könnten wir uns unser Planetensystem nicht denken, so wenig ein Cirkel ohne Mittelpunkt stattfindet; mit ihr und den wohlthätigen Anziehungskräften, womit sie und alle Materie das ewige Wesen begabt hat, sehen wir in ihrem Reich nach einfachen, schönen und herrlichen Gesetzen Planeten sich bilden, sich um ihre Achse und um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt in Räumen, die mit ihrer Größe und Dichtigkeit im Verhältniß sind, munter und unablässig umherdrehen, ja nach eben diesen Gesetzen sich um einige derselben Monde bilden und von ihnen festgehalten werden. Nichts giebt einen so erhabnen Blick als diese Einbildung des großen Weltgebäudes; und der menschliche Verstand hat vielleicht nie einen weitern Flug gewagt und zum Theil glücklich vollendet, als da er in Kopernicus, Kepler, Newton, Huyghens und Kant*) die

*) S. Kant's „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels", Königsberg und Leipzig 1755, eine Schrift, die unbekannter geblieben ist, als ihr Inhalt

einfachen, ewigen und vollkommenen Gesetze der Bildung und Bewegung der Planeten aussann und feststellte.

Mich dünkt, es ist Hemsterhuis, der es beklagt, daß dies erhabne Lehrgebäude auf den ganzen Kreis unsrer Begriffe die Wirkung nicht thue, die es, wenn es zu den Zeiten der Griechen mit mathematischer Genauigkeit festgestellt wäre, auf den gesammten menschlichen Verstand würde gethan haben. Wir begnügen uns meistens, die Erde als ein Staubkorn anzusehen, das in jenem großen Abgrunde schwimmt, wo Erden um die Sonne, wo diese Sonne mit tausend andern um ihren Mittelpunkt, und vielleicht mehrere solche Sonnensysteme in zerstreueten Räumen des Himmels ihre Bahnen vollenden, bis endlich die Einbildungskraft sowol als der Verstand in diesem Meer der Unermeßlichkeit und ewigen Größe sich verliert und nirgend Ausgang und Ende findet. Allein das bloße Erstaunen, das uns vernichtigt, ist wol kaum die edelste und bleibendste Wirkung. Der in sich selbst überall allgenugsamen Natur ist das Staubkorn so werth als ein unermeßliches Ganze. Sie bestimmte Punkte des Raums und des Daseins, wo Welten sich bilden sollten, und in jedem dieser Punkte ist sie mit ihrer unzertrennlichen Fülle von Macht, Weisheit und Güte so ganz, als ob keine andern Punkte der Bildung, keine andern Weltatome wären. Wenn ich also das große Himmelsbuch aufschlage und diesen unermeßlichen Palast, den allein und überall nur die Gottheit zu erfüllen vermag, vor mir sehe, so schließe ich so ungetheilt, als ich kann, vom Ganzen aufs Einzelne, vom Einzelnen aufs Ganze. Es war nur eine Kraft, die die glänzende Sonne schuf und mein Staubkorn an ihr erhält; nur eine Kraft, die eine Milchstraße von Sonnen sich vielleicht um den Sirius bewegen läßt, und die in Gesetzen der Schwere auf meinem Erdkörper wirket. Da ich nun sehe, daß der Raum, den diese Erde in unserm Sonnentempel einnimmt, die Stelle, die sie mit ihrem Umlauf bezeichnet, ihre Größe, ihre Masse, nebst Allem, was davon abhängt, durch Gesetze bestimmt ist, die im Unermeßlichen wirken, so werde ich, wenn ich nicht gegen das Unendliche rasen will, nicht nur auf dieser Stelle zufrieden sein und mich freuen, daß ich auf ihr ins harmoniereiche Chor zahlloser Wesen getreten, sondern es wird auch mein erhabenstes Geschäft sein, zu fragen, was ich auf dieser Stelle sein soll und vermuthlich nur auf ihr sein kann. Fände ich auch in dem, was

verdiente. Lambert in seinen „Kosmologischen Briefen“ hat, ohne sie zu kennen, einige mit ihr ähnliche Gedanken geäußert, und Bode in seiner „Kenntniß des Himmels“ hat einige Muthmaßungen mit rühmlicher Erwähnung gebrauchet.

mir das Eingeschränkteste und Widrigste scheint, nicht nur Spuren jener großen bildenden Kraft, sondern auch offenbaren Zusammenhang des Kleinsten mit dem Entwurf des Schöpfers ins Ungemessene hinaus, so wird es die schönste Eigenschaft meiner Gott nachahmenden Vernunft sein, diesem Plan nachzugehen und mich der himmlischen Vernunft zu fügen. Auf der Erde werde ich also keine Engel des Himmels suchen, deren keinen mein Auge je gesehen hat; aber Erdbewohner, Menschen werde ich auf ihr finden wollen und mit Allem vorlieb nehmen, was die große Mutter hervorbringt, trägt, nährt, duldet und zuletzt liebreich in ihren Schooß aufnimmt. Ihre Schwestern, andre Erden, mögen sich andrer, auch vielleicht herrlicherer Geschöpfe rühmen und freuen können; genug, auf ihr lebt, was auf ihr leben kann. Mein Auge ist für den Sonnenstrahl in dieser und keiner andern Sonnenentfernung, mein Ohr für diese Luft, mein Körper für diese Erdmasse, alle meine Sinne aus dieser und für diese Erdorganisation gebildet; demgemäß wirken auch meine Seelenkräfte; der ganze Raum und Wirkungskreis meines Geschlechts ist also so festbestimmt und umschrieben als die Masse und Bahn der Erde, auf der ich mich ausleben soll; daher auch in vielen Sprachen der Mensch von seiner Mutter Erde den Namen führet. Je in einen größern Chor der Harmonie, Güte und Weisheit aber diese meine Mutter gehört, je fester und herrlicher die Gesetze sind, auf der ihr und aller Welten Dasein ruhet, je mehr ich bemerke, daß in ihnen Alles aus Einem folgt und Eins zu Allem dienet, desto fester finde ich auch mein Schicksal nicht an den Erdenstaub, sondern an die unsichtbaren Gesetze geknüpft, die den Erdenstaub regieren. Die Kraft, die in mir denkt und wirkt, ist ihrer Natur nach eine so ewige Kraft als jene, die Sonnen und Sterne zusammenhält; ihr Werkzeug kann sich abreiben, die Sphäre ihrer Wirkung kann sich ändern, wie Erden sich abreiben, und Sterne ihren Platz ändern; die Gesetze aber, durch die sie da ist und in andern Erscheinungen wiederkommt, ändern sich nie. Ihre Natur ist ewig wie der Verstand Gottes, und die Stützen meines Daseins (nicht meiner körperlichen Erscheinung) sind so fest als die Pfeiler des Weltalls. Denn alles Dasein ist sich gleich, ein untheilbarer Begriff, im Größesten sowol als im Kleinsten auf einerlei Gesetze gegründet. Der Bau des Weltgebäudes sichert also den Kern meines Daseins, mein inneres Leben, auf Ewigkeiten hin. Wo und wer ich sein werde, werde ich sein, der ich jetzt bin, eine Kraft im System aller Kräfte, ein Wesen in der unabsehlichen Harmonie einer W e l t G o t t e s.

II.

Unsre Erde ist einer der mittlern Planeten.

Die Erde hat zwei Planeten, den Merkur und die Venus, unter sich, den Mars (und wenn vielleicht über ihm noch einer versteckt ist), den Jupiter, Saturn, Uranus über sich, und was für andre noch da sein mögen, bis sich der regelmäßige Wirkungskreis der Sonne verliert, und die excentrische Bahn des letzten Planeten in die wilde Ellipse der Kometenbahnen hinüberspringet. Sie ist also ein Mittelgeschöpf, so wie der Stelle nach, so auch an Größe, an Verhältniß und Dauer ihres Umschwungs um sich und ihres Umlaufs um die Sonne; jedes Aeußerste, das Größeste und Kleinste, das Schnellste und Langsamste, ist zu beiden Seiten von ihr entfernet. So wie nun unsre Erde zur astronomischen Uebersicht des Ganzen vor andern Planeten eine bequeme Stelle hat:*) so wäre es schön, wenn wir nur einige Glieder dieses erhabnen Sternenverhältnisses näher kennten. Eine Reise in den Jupiter, die Venus oder auch nur in unsern Mond würde uns über die Bildung unsrer Erde, die doch mit ihnen nach einerlei Gesetzen entstanden ist, über das Verhältniß unsrer Erdgeschlechter zu den Organisationen andrer Weltkörper von einer höhern oder von einer tiefern Art, vielleicht gar über unsre zukünftige Bestimmung so manchen Aufschluß geben, daß wir nun kühner aus der Beschaffenheit von zwei oder drei Gliedern auf den Fortgang der ganzen Kette schließen könnten. Die einschränkende, festbestimmende Natur hat uns diese Aussicht versaget. Wir sehen den Mond an, betrachten seine ungeheuren Klüfte und Berge; den Jupiter, und bemerken seine wilden Revolutionen und Streifen; wir sehen den Ring des Saturn's, das röthliche Licht des Mars, das sanftere Licht der Venus und räthseln daraus, was wir glücklich oder unglücklich daraus zu ersehen meinen. In den Entfernungen der Planeten herrscht Proportion; auch auf die Dichtigkeit ihrer Masse hat man wahrscheinliche Schlüsse gefolgert und damit ihren Schwung, ihren Umlauf in Verbindung zu bringen gesucht — Alles aber nur mathematisch, nicht physisch, weil uns außer unsrer Erde ein zweites Glied der Vergleichung fehlet. Das Verhältniß ihrer Größe, ihres Schwunges, ihres Umlaufs z. B. zu ihrem Sonnenwinkel

*) S. Kästner's „Lob der Sternkunst" im „Hamburgischen Magazin" I, 206 ff.

hat noch keine Formel gefunden, die auch hier Alles aus einem und demselben kosmogonischen Gesetz erkläre. Noch weniger ist uns bekannt, wie weit ein jeder Planet in seiner Bildung fortgerückt sei, und am Wenigsten wissen wir von der Organisation und dem Schicksal seiner Bewohner. Was Kircher und Swedenborg davon geträumt, was Fontenelle darüber gescherzt, was Huyghens, Lambert und Kant davon, Jeder auf seine Weise, gemuthmaßt haben, sind Erweise, daß wir davon nichts wissen können, nichts wissen sollen. Wir mögen mit unsrer Schätzung herauf- oder herabsteigen, wir mögen die vollkommenern Geschöpfe der Sonne nah oder ihr fern setzen, so bleibt Alles ein Traum, der durch den Mangel der Fortschreitung in der Verschiedenheit der Planeten beinah Schritt vor Schritt gestört wird und uns zuletzt nur das Resultat giebt, daß überall wie hier Einheit und Mannichfaltigkeit herrsche, daß aber unser Maaß des Verstandes, so wie unser Winkel des Anblicks uns zur Schätzung des Fort- oder Zurückganges durchaus keinen Maaßstab gebe. Wir sind nicht im Mittelpunkt, sondern im Gedränge; wir schiffen wie andre Erden im Strom umher und haben kein Maaß der Vergleichung.

Dürfen und sollen wir indeß aus unserm Standpunkt zur Sonne, dem Quell alles Lichts und Lebens in unsrer Schöpfung, vor- und rückwärts schließen, so ist unsrer Erde das zweideutige goldne Loos der Mittelmäßigkeit zu Theil worden, die wir wenigstens zu unserm Trost als eine glückliche Mitte träumen mögen. Wenn Merkur den Schwung um seine Achse, mithin seine Tag- und Nachtrevolution, vielleicht in 6 Stunden, sein Jahr in 88 Tagen vollbringt und sechsmal stärker von der Sonne erleuchtet wird als wir; wenn Jupiter dagegen seine weite Bahn um die Sonne in 11 Jahren und 313 Tagen vollendet und dennoch seine Tag- und Nachtzeit in weniger als 10 Stunden zurücklegt; wenn der alte Saturn, dem das Licht der Sonne hundertmal schwächer scheint, kaum in 30 Jahren um die Sonne kommt und abermals sich vielleicht in 7 Stunden um seine Achse drehet, so sind wir mittlere Planeten, Erde, Mars und Venus, von mittlerer Natur. Unser Tag ist wenig von einander, von den Tagen der andern aber so sehr verschieden als umgekehrt unsre Jahre. Auch der Tag der Venus ist beinah 24 Stunden, des Mars nicht 25 lang. Das Jahr der ersten ist von 224, des letzten von 1 Jahr und 322 Tagen, ob er gleich $3^1/_2$ mal kleiner als die Erde und um mehr als die Hälfte von der Sonne entfernt ist; weiterhin gehen die Verhältnisse der Größe, des Umschwungs, der Entfernung

kühn aus einander. Auf einen der drei Mittelplaneten hat uns also die Natur gesetzt, auf denen auch ein mittleres Verhältniß und eine abgewognere Proportion so wie der Zeiten und Räume, so vielleicht auch der Bildung ihrer Geschöpfe zu herrschen scheinet. Das Verhältniß unsrer Materie zu unserm Geist ist vielleicht so aufwiegend gegen einander als die Länge unsrer Tage und Nächte. Unsre Gedankenschnelligkeit ist vielleicht im Maaß des Umschwunges unsres Planeten um sich selbst und um die Sonne zu der Schnelligkeit oder Langsamkeit andrer Sterne; so wie unsre Sinne offenbar im Verhältniß der Feinheit von Organisation stehen, die auf unsrer Erde fortkommen konnte und sollte. Zu beiden Seiten hinaus giebt es wahrscheinlich die größesten Divergenzen. Lasset uns also, so lange wir hier leben, auf nichts als auf den mittelmäßigen Erdeverstand und auf die noch viel zweideutigere Menschentugend rechnen! Wenn wir mit Augen des Merkur's in die Sonne sehen und auf seinen Flügeln um sie fliegen könnten; wenn uns mit der Raschheit des Saturn's und Jupiter's um sich selbst zugleich ihre Langsamkeit, ihr weiter, großer Umfang gegeben wäre, oder wenn wir auf dem Haar der Kometen, der größesten Wärme und Kälte gleich empfänglich, durch die weiten Regionen des Himmels schiffen könnten, dann dürften wir von einem andern, weitern oder engern, als dem proportionirten Mittelgleise menschlicher Gedanken und Kräfte reden. Nun aber, wo und wie wir sind, wollen wir diesem milde proportionirten Gleise treu bleiben; er ist unsrer Lebensdauer wahrscheinlich gerade gerecht.

Es ist eine Aussicht, die auch die Seele des trägsten Menschen erwecken kann, wenn wir uns einst auf irgend eine Weise im allgemeinen Genuß dieser uns jetzt versagten Reichthümer der bildenden Natur gedenken, wenn wir uns vorstellen, daß vielleicht, nachdem wir zur Summe der Organisation unsres Planeten gelangt sind, ein Wandelgang auf mehr als einem andern Stern das Loos und der Fortschritt unsres Schicksals sein könnte, oder daß es endlich vielleicht gar unsre Bestimmung wäre, mit allen zur Reife gelangten Geschöpfen so vieler und verschiedner Schwesterwelten Umgang zu pflegen. Wie bei uns unsre Gedanken und Kräfte offenbar nur aus unsrer Erdorganisation keimen und sich so lange zu verändern und zu verwandeln streben, bis sie etwa zu der Reinigkeit und Feinheit gediehen sind, die diese unsre Schöpfung gewähren kann, so wird's, wenn die Analogie unsre Führerin sein darf, auf andern Sternen nicht anders sein. Und welche reiche Harmonie läßt sich gedenken, wenn so ver-

schieden gebildete Wesen alle zu einem Ziel wallen*) und sich einander ihre Empfindungen und Erfahrungen mittheilen! Unser Verstand ist nur ein Verstand der Erde, aus Sinnlichkeiten, die uns hier umgeben, allmählig gebildet; so ist's auch mit den Trieben und Neigungen unsres Herzens; eine andre Welt kennet ihre äußerlichen Hilfsmittel und Hindernisse wahrscheinlich nicht. Aber die letzten Resultate derselben sollte sie nicht kennen? Gewiß! Alle Radien streben auch hier zum Mittelpunkt des Kreises. Der reine Verstand kann überall nur Verstand sein, von welchen Sinnlichkeiten er auch abgezogen worden; die Energie des Herzens wird überall dieselbe Tüchtigkeit, d. i. Tugend, sein, an welchen Gegenständen sie sich auch geübt habe. Also ringt wahrscheinlich auch hier die größeste Mannichfaltigkeit zur Einheit, und die allumfassende Natur wird ein Ziel haben, wo sie die edelsten Bestrebungen so vielartiger Geschöpfe vereinige und die Blüthen aller Welt gleichsam in einen Garten sammle. Was physisch vereinigt ist, warum sollte es nicht auch geistig und moralisch vereinigt sein, da Geist und Moralität auch Physik sind und denselben Gesetzen, die doch zuletzt alle vom Sonnensystem abhangen, nur in einer höhern Ordnung, dienen? Wäre es mir also erlaubt, die allgemeine Beschaffenheit der mancherlei Planeten auch in der Organisation und im Leben ihrer Bewohner mit den verschiednen Farben eines Sonnenstrahls oder mit den verschiednen Tönen einer Tonleiter zu vergleichen, so würde ich sagen, daß sich vielleicht das Licht der einen Sonne des Wahren und Guten auch auf jedem Planeten verschieden breche, so daß sich noch keiner derselben ihres ganzen Genusses rühmen könnte. Nur weil eine Sonne sie alle erleuchtet, und sie alle auf einem Plan der Bildung schweben, so ist zu hoffen, sie kommen alle, jeder auf seinem Wege, der Vollkommenheit näher und vereinigen sich einst vielleicht, nach mancherlei Wandelgängen, in einer Schule des Guten und Schönen. Jetzt wollen wir nur Menschen sein, d. i. ein Ton, eine Farbe in der Harmonie unsrer Sterne. Wenn das Licht, das wir genießen, auch der milden grünen Farbe zu vergleichen wäre, so lasset sie uns nicht für das reine Sonnenlicht, unsern Verstand und Willen nicht für die Handhaben des Universum halten; denn wir sind offenbar mit unsrer ganzen Erde nur ein kleiner Bruch des Ganzen.

---

*) Von der Sonne als einem vielleicht bewohnbaren Körper s. Boden's „Gedanken über die Natur der Sonne" in den „Beschäftigungen der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde," II, 225.

III.

Unsre Erde ist vielerlei Revolutionen durchgegangen, bis sie das, was sie jetzt ist, worden.

Den Beweis dieses Satzes giebt sie selbst auch schon durch das, was sie auf und unter ihrer Oberfläche (denn weiter sind die Menschen nicht gekommen) zeiget. Das Wasser hat überschwemmt und Erdlagen, Berge, Thäler gebildet; das Feuer hat gewüthet, Erdrinden zersprengt, Berge emporgehoben und die geschmolznen Eingeweide des Innern hervorgeschüttet; die Luft, in der Erde eingeschlossen, hat Höhlen gewölbt und den Ausbruch jener mächtigen Elemente befördert; Winde haben auf ihrer Oberfläche getobt, und eine noch mächtigere Ursache hat sogar ihre Zonen verändert. Vieles hievon ist in Zeiten geschehen, da es schon organisirte und lebendige Kreaturen gab; ja hie und da scheint es mehr als einmal, hier schneller, dort langsamer, geschehen zu sein, wie fast allenthalben und in so großer Höhe und Tiefe die versteinten Thiere und Gewächse zeigen. Viele dieser Revolutionen gehen eine schon gebildete Erde an und können also vielleicht als zufällig betrachtet werden; andre scheinen der Erde wesentlich zu sein und haben sie ursprünglich selbst gebildet. Weder über jene noch über diese (sie sind aber schwer zu trennen) haben wir bisher eine vollständige Theorie; schwerlich können wir sie auch über jene haben, weil sie gleichsam historischer Natur sind und von zu viel kleinen Lokalursachen abhängen mögen. Ueber diese aber, über die ersten wesentlichen Revolutionen unsrer Erde, wünschte ich, daß ich eine Theorie erlebte. Ich hoffe, ich werde es; denn obgleich die Bemerkungen aus verschiednen Welttheilen lange noch nicht vielseitig und genau genug sind, so scheinen mir doch sowol die Grundsätze und Bemerkungen der allgemeinen Physik als die Erfahrungen der Chemie und des Bergbaues dem Punkt nahe, wo vielleicht *ein* glücklicher Blick mehrere Wissenschaften vereinigt und also eine durch die andere erkläret. Gewiß ist *Büffon* nur der *Descartes* dieser Art mit seinen kühnen Hypothesen, den bald ein *Kepler* und *Newton* durch rein zusammenstimmende Thatsachen übertreffen und widerlegen möge. Die neuen Entdeckungen, die man über Wärme, Luft, Feuer und ihre mancherlei Wirkungen auf die Bestandtheile, auf Composition und Decomposition unsrer Erdwesen gemacht hat, die simpeln Grundsätze, auf die die elektrische, zum Theil auch die magnetische Materie gebracht ist, scheinen mir dazu

wo nicht nahe, so doch entferntere Vorschritte zu sein, daß vielleicht mit der Zeit durch einen neuen Mittelbegriff es einem glücklichen Geist gelingen wird, unsre Geogonie so einfach zu erklären, als Kepler und Newton das Sonnengebäude darstellten. Es wäre schön, wenn hiemit manche als qualitates occultae bisher angenommene Naturkräfte auf erwiesene physische Wesen reducirt werden könnten.

Wie dem auch sei, so ist wol unleugbar, daß die Natur auch hier ihren großen Schritt gehalten und die größeste Mannichfaltigkeit aus einer ins Unendliche fortgehenden Simplicität gewährt habe. Ehe unsre Luft, unser Wasser, unsre Erde hervorgebracht werden konnte, waren mancherlei einander auflösende, niederschlagende stamina nöthig; und die vielfachen Gattungen der Erde, der Gesteine, der Krystallisationen, gar der Organisation in Muscheln, Pflanzen, Thieren, zuletzt im Menschen, wie viel Auflösungen und Revolutionen des Einen in das Andre setzten die voraus! Da die Natur nun allenthalben auch jetzt noch Alles aus dem Feinsten, Kleinsten hervorbringt und, indem sie auf unser Zeitmaaß gar nicht rechnet, die reichste Fülle mit der engsten Sparsamkeit mittheilet, so scheint dieses auch, selbst nach der Mosaischen Tradition, ihr Gang gewesen zu sein, da sie zur Bildung oder vielmehr zur Ausbildung und Entwicklung der Geschöpfe den ersten Grund legte. Die Masse wirkender Kräfte und Elemente, aus der die Erde ward, enthielt wahrscheinlich als Chaos Alles, was auf ihr werden sollte und konnte. In periodischen Zeiträumen entwickelte sich aus geistigen und körperlichen staminibus die Luft, das Feuer, das Wasser, die Erde. Mancherlei Verbindungen des Wassers, der Luft, des Lichts mußten vorhergegangen sein, ehe der Same der ersten Pflanzenorganisation, etwa das Moos, hervorgehen konnte. Viele Pflanzen mußten hervorgegangen und gestorben sein, ehe eine Thierorganisation ward; auch bei dieser gingen Insekten, Vögel, Wasser- und Nachtthiere den gebildetern Thieren der Erde und des Tages vor, bis endlich nach allen die Krone der Organisation unsrer Erde, der Mensch, auftrat, Mikrokosmus. Er, der Sohn aller Elemente und Wesen, ihr erlesenster Inbegriff und gleichsam die Blüthe der Erdenschöpfung, konnte nicht anders als das letzte Schooßkind der Natur sein, zu dessen Bildung und Empfang viele Entwicklungen und Revolutionen vorhergegangen sein mußten.

Indessen war's ebenso natürlich, daß auch er noch viele erlebte, und da die Natur nie von ihrem Werk abläßt, noch weniger einem Zärtlinge zu gut dasselbe vernachlässigt oder ver-

spätet, so mußte die Austrocknung und Fortbildung der Erde, ihr innerer Brand, Ueberschwemmungen und was sonst daraus folgte, noch lange und oft fortdauern, auch da Menschen auf Erden lebten. Selbst die älteste Schrifttradition weiß noch von Revolutionen dieser Art, und wir werden späterhin sehen, was diese fürchterlichen Erscheinungen der ersten Zeit beinah aufs ganze menschliche Geschlecht für starke Wirkungen gemacht haben. Jetzt sind Umwälzungen dieser ungeheuren Gattung seltner, weil die Erde ausgebildet oder vielmehr alt ist; nie aber können und werden sie unserm Geschlecht und Wohnplatz ganz fremde werden. Es war ein unphilosophisches Geschrei, das Voltaire bei Lissabon's Sturz* anhob, da er beinah lästernd die Gottheit deswegen anklagte. Sind wir uns selbst nicht und alle das Unsre, selbst unsern Wohnplatz, die Erde, den Elementen schuldig? Wenn diese, nach immer fortwirkenden Naturgesetzen, periodisch aufwachen und das Ihre zurückfordern; wenn Feuer und Wasser, Luft und Wind, die unsre Erde bewohnbar und fruchtbar gemacht haben, in ihrem Lauf fortgehen und sie zerstören; wenn die Sonne, die uns so lang' als Mutter erwärmte, die alles Lebende auferzog und an goldnen Seilen um ihr erfreuendes Antlitz lenkte; wenn sie die alternde Kraft der Erde, die sich nicht mehr zu halten und fortzutreiben vermag, nun endlich in ihren brennenden Schooß zöge: was geschähe Anders, als was nach ewigen Gesetzen der Weisheit und Ordnung geschehen mußte? Sobald in einer Natur voll veränderlicher Dinge Gang sein muß, sobald muß auch Untergang sein, scheinbarer Untergang nämlich, eine Abwechselung von Gestalten und Formen. Nie aber trifft dieser das Innere der Natur, die, über allen Ruin erhaben, immer als Phönix aus ihrer Asche erstehet und mit jungen Kräften blühet. Schon die Bildung unsres Wohnhauses und aller Stoffe, die es hergeben konnte, muß uns also auf die Hinfälligkeit und Abwechselung aller Menschengeschichte bereiten; mit jeder nähern Ansicht erblicken wir diese mehr und mehr.

IV.

Unsre Erde ist eine Kugel, die sich um sich selbst und gegen die Sonne in schiefer Richtung beweget.

Wie der Cirkel die vollkommenste Figur ist, indem er unter allen Gestalten die größeste Fläche in der leichtesten Construktion

(* In seinem Poëme sur le désastre de Lisbonne, 1756.)

einschließt und bei der schönsten Einfalt die reichste Mannichfaltigkeit mit sich führet, so ist unsre Erde, so sind alle Planeten und Sonnen als Kugelgestalten, mithin als Entwürfe der einfachsten Fülle, des bescheidensten Reichthums aus den Händen der Natur geworfen. Erstaunen muß man über die Vielheit der Abänderungen, die auf unsrer Erde wirklich sind, noch mehr erstaunen aber über die Einheit, der diese unbegreifliche Mannichfaltigkeit dienet. Es ist ein Zeichen der tiefen nordischen Barbarei, in der wir die Unsrigen erziehen, daß wir ihnen nicht von Jugend auf einen tiefen Eindruck dieser Schöne, der Einheit und Mannichfaltigkeit auf unsrer Erde, geben. Ich wünschte, mein Buch erreichte nur einige Striche zu Darstellung dieser großen Aussicht, die mich seit meiner frühesten Selbstbildung erfaßt hat und mich zuerst auf das weite Meer freier Begriffe führte. Sie ist mir auch so lang' heilig, als ich diesen Alles umwölbenden Himmel über und diese Alles fassende, sich selbst umkreisende Erde unter mir sehe.

Unbegreiflich ist's, wie Menschen so lange den Schatten ihrer Erde im Monde sehen konnten, ohne zugleich es tief zu fühlen, daß Alles auf ihr Umkreis, Rad und Veränderung sei. Wer, der diese Figur je beherzigt hätte, wäre hingegangen, die ganze Welt zu *einem* Wortglauben in Philosophie und Religion zu bekehren oder sie dafür mit dumpfem, aber heiligem Eifer zu morden? Alles ist auf unsrer Erde Abwechselung einer Kugel, kein Punkt dem andern gleich, kein Hemisphär dem andern gleich, Ost und West so sehr einander entgegen als Nord und Süd. Es ist eingeschränkt, diese Abwechselung blos der Breite nach berechnen zu wollen, etwa weil die Länge weniger ins Auge fällt, und nach einem alten Ptolemäischen Fachwerk von Klimaten auch die Menschengeschichte zu theilen. Den Alten war die Erde minder bekannt; jetzt kann sie uns zu allgemeiner Uebersicht und Schätzung mehr bekannt sein als allein durch nörd- und südliche Grade.

Alles ist auf der Erde Veränderung; hier gilt kein Einschnitt, keine nothdürftige Abtheilung eines Globus oder einer Karte. Wie sich die Kugel dreht, drehen sich auch auf ihr die Köpfe wie die Klimaten; Sitten und Religionen wie die Herzen und Kleider. Es ist eine unsägliche Weisheit darin, nicht, daß Alles so vielfach, sondern daß auf der runden Erde Alles noch so ziemlich unison geschaffen und gestimmt ist. In diesem Gesetz, viel mit Einem zu thun und die größeste Mannichfaltigkeit an ein zwangloses Einerlei zu knüpfen, liegt eben der Apfel der Schönheit.

Ein sanftes Gewicht knüpfte die Natur an unsern Fuß, um

uns diese Einheit und Stetigkeit zu geben: es heißt in der Körperwelt Schwere, in der Geisterwelt Trägheit. Wie Alles zum Mittelpunkt drängt, und nichts von der Erde hinweg kann, ohne daß es je von unserm Willen abhange, ob wir darauf leben und sterben wollen, so ziehet die Natur auch unsern Geist von Kindheit auf mit starken Fesseln, Jeden an sein Eigenthum, d. i. an seine Erde; denn was hätten wir endlich Anders zum Eigenthum als diese? Jeder liebt sein Land, seine Sitten, seine Sprache, sein Weib, seine Kinder, nicht weil sie die besten auf der Welt, sondern weil sie die bewährten Seinigen sind, und er in ihnen sich und seine Mühe selbst liebet. So gewöhnet sich Jeder auch an die schlechteste Speise, an die härteste Lebensart, an die roheste Sitte des rauhesten Klima und findet zuletzt in ihm Behaglichkeit und Ruhe. Selbst die Zugvögel nisten, wo sie geboren sind, und das schlechteste, rauheste Vaterland hat oft für den Menschenstamm, der sich daran gewöhnte, die ziehendsten Fesseln.

Fragen wir also: „Wo ist das Vaterland der Menschen? wo ist der Mittelpunkt der Erde?“ so wird überall die Antwort sein können: „Hier, wo Du stehest!“ es sei nahe dem beeisten Pol oder gerade unter der brennenden Mittagssonne. Ueberall, wo Menschen leben können, leben Menschen, und sie können fast überall leben. Da die große Mutter auf unsrer Erde kein ewiges Einerlei hervorbringen konnte noch mochte, so war kein andres Mittel, als daß sie das ungeheuerste Vielerlei hervortrieb und den Menschen aus einem Stoff webte, dies große Vielerlei zu ertragen. Späterhin werden wir eine schöne Stufenleiter finden, wie sich, nachdem die Kunst der Organisation in einem Geschöpf zunimmt, auch die Fähigkeit desselben vermehrt, mancherlei Zustände auszudauern und sich nach jedem derselben zu bilden. Unter allen diesen veränderlichen, ziehbaren, empfänglichen Geschöpfen ist der Mensch das empfänglichste; die ganze Erde ist für ihn gemacht, er für die ganze Erde.

Lasset uns also, wenn wir über die Geschichte unsres Geschlechts philosophiren wollen, so viel möglich alle engen Gedankenformen, die aus der Bildung eines Erdstrichs, wol gar nur einer Schule genommen sind, verleugnen! Nicht was der Mensch bei uns ist, oder gar was er nach den Begriffen irgend eines Träumers sein soll, sondern was er überall auf der Erde und doch zugleich in jeglichem Strich besonders ist, d. i. wozu ihn irgend nur die reiche Mannichfaltigkeit der Zufälle in den Händen der Natur bilden konnte — das lasset uns auch als Absicht der Natur betrachten! Wir wollen keine Lieblingsgestalt,

keine Lieblingsgegend für ihn suchen und finden; wo er ist, ist er der Herr und Diener der Natur, ihr liebstes Kind und vielleicht zugleich ihr aufs Härteste gehaltner Sklave. Vortheile und Nachtheile, Krankheiten und Uebel, so wie neue Arten des Genusses, der Fülle, des Segens erwarten überall seiner; und nachdem die Würfel dieser Umstände und Beschaffenheiten fallen, nachdem wird er werden.

Durch eine leichte, für uns noch unerklärbare Ursache hat die Natur diese Mannichfaltigkeit der Geschöpfe auf Erden nicht nur befördert, sondern auch eingeschränkt und festgestellet: es ist der Winkel unsrer Erdachse zum Sonnenäquator. In den Gesetzen der Kugelbewegung liegt er nicht; Jupiter hat ihn nicht (dieser steht senkrecht auf der Bahn zur Sonne), Mars hat ihn wenig, die Venus dagegen ungeheuer spitz, und auch der Saturn mit seinem Ringe und seinen Monden drückt sich seitwärts nieder. Welche unendliche Verschiedenheit der Jahreszeiten und Sonnenwirkung wird dadurch in unserm Sternensystem veranlaßt! Unsre Erde ist auch hier ein geschontes Kind, eine mittlere Gesellin; der Winkel, mit dem sie eingesenkt ist, beträgt noch nicht 24 Grade. Ob sie ihn von jeher gehabt, davon darf jetzt noch keine Frage sein; genug, sie hat ihn. Der unnatürliche, wenigstens uns unerklärliche Winkel ist ihr eigen geworden und hat sich seit Jahrtausenden nicht verändert; er scheint auch zu dem, was jetzt die Erde und auf ihr das Menschengeschlecht sein soll, nothwendig. Mit ihm nämlich, mit dieser schiefen Richtung zur Ekliptik, werden bestimmt abwechselnde Zonen, die die ganze Erde bewohnbar machen, vom Pol bis zum Aequator, vom Aequator wieder zum Pol hin. Die Erde muß sich regelmäßig beugen, damit auch Gegenden, die sonst in cimmerischer Kälte und Finsterniß lägen, den Strahl der Sonne sehen und zur Organisation geschickt werden. Da uns nun die lange Erdgeschichte zeigt, daß auf alle Revolutionen des menschlichen Verstandes und seiner Wirkungen das Verhältniß der Zonen viel Einfluß gehabt (denn weder aus dem kältesten noch heißesten Erdgürtel sind jemals die Wirkungen aufs Ganze erfolgt, die die gemäßigte Zone hervorbrachte), so sehen wir abermals, mit welchem feinen Zuge der Finger der Allmacht alle Umwälzungen und Schattirungen auf der Erde umschrieben und bezirkt hat. Nur eine kleine andre Richtung der Erde zur Sonne, und Alles auf ihr wäre anders.

Abgemessne Mannichfaltigkeit also ist auch hier das Gesetz der bildenden Kunst des Weltschöpfers. Es war ihm nicht genug, daß die Erde in Licht und Schatten, daß das menschliche Leben

in Tag und Nacht vertheilt würde; auch das Jahr unsres Geschlechts sollte abwechseln, und nur einige Tage erließ er uns am Herbst und Winter. Hiernach wurde auch die Länge und Kürze des menschlichen Lebens, mithin das Maaß unsrer Kräfte, die Revolutionen des menschlichen Alters, die Abwechselungen unsrer Geschäfte, Phänomene und Gedanken, die Richtigkeit oder Dauer unsrer Entschlüsse und Thaten bestimmt; denn alles Dies, werden wir sehen, ist zuletzt an dies einfache Gesetz der Tages- und Jahreszeiten gebunden. Lebte der Mensch länger, wäre die Kraft, der Zweck, der Genuß seines Lebens weniger wechselnd und zerstreut, eilte nicht die Natur so periodisch mit ihm, wie sie mit allen Erscheinungen der Jahreszeiten um ihn eilet, so fände freilich zwar weder die große Extension des Menschenreichs auf der Erde und noch weniger das Gewirre von Scenen statt, das uns jetzt die Geschichte darbeut; auf einem schmalern Kreise der Bewohnung aber wirkte wahrscheinlich unsre Lebenskraft inniger, stärker, fester. Jetzt ist der Inhalt des Predigerbuchs das Symbol unsrer Erde: Alles hat seine Zeit, Winter und Sommer, Herbst und Frühling, Jugend und Alter, Wirken und Ruhe. Unter unsrer schräge gehenden Sonne ist alles Thun der Menschen Jahresperiode.

V.

Unsre Erde ist mit einem Dunstkreise umhüllet und ist im Conflikt mehrerer himmlischen Sterne.

Reine Luft zu athmen sind wir nicht fähig, da wir eine so zusammengesetzte Organisation sind, ein Inbegriff fast aller Organisationen der Erde, deren erste Bestandtheile vielleicht alle aus der Luft niedergeschlagen wurden und durch Uebergänge aus dem Unsichtbaren ins Sichtbare traten. Wahrscheinlich war, als unsre Erde ward, die Luft das Zeughaus der Kräfte und Stoffe ihrer Bildung; und ist sie es nicht noch? Wie manche einst unbekannte Dinge sind in den neuern Jahren entdeckt worden, die alle im Medium der Luft wirken! Die elektrische Materie und der magnetische Strom, das Brennbare und die Luftsäure, erkältende Salze und vielleicht Lichttheile, die die Sonne nur anreget — lauter mächtige Principien der Naturwirkungen auf der Erde; und wie manche andre werden noch entdeckt werden! Die Luft beschwängert und löset auf; sie saugt ein, macht Gährungen und schlägt nieder. Sie scheint also die Mutter der Erdgeschöpfe

so wie der Erde selbst zu sein, das allgemeine Vehikel der Dinge, die sie in ihren Schooß ziehet und aus ihrem Schooß forttreibt.

Es bedarf keiner Demonstration, daß auch in die feinsten und geistigsten Bestimmungen aller Erdgeschöpfe die Atmosphäre mit einfließe und wirke; mit und unter der Sonne ist sie gleichsam die Mitregentin der Erde, wie sie einst ihre Bildnerin gewesen. Welch ein allgemeiner Unterschied würde sich ereignen, wenn unsre Luft eine andre Elasticität und Schwere, andre Reinigkeit und Dichtigkeit gehabt, wenn sie ein andres Wasser, eine andre Erde niedergeschlagen hätte und in andern Einflüssen auf die Organisation der Körper wirkte! Gewiß ist dieses der Fall auf andern Planeten, die sich in andern Luftregionen gebildet haben; daher auch jeder Schluß von Substanzen und Erscheinungen unsrer Erde auf die Eigenschaften jener so mißlich ist. Auf dieser war Prometheus Schöpfer; er formte aus niedergeschlagnem weichen Thon und holte aus der Höhe so viel lichte Funken und geistige Kräfte, als er in dieser Sonnenentfernung und in einer specifisch so und nicht anders schweren Masse habhaft werden konnte.

Auch die Verschiedenheit der Menschen sowie aller Produkte der Erdkugel muß sich also nach der specifischen Verschiedenheit des Mediums richten, in dem wir wie im Organ der Gottheit leben. Hier kommt es nicht blos auf Eintheilung der Zonen nach Hitze und Kälte, nicht blos auf Leichtigkeit und Schwere des drückenden Luftkörpers, sondern unendlich mehr auf die mancherlei wirksamen geistigen Kräfte an, die in ihr treiben, ja deren Inbegriff eben vielleicht alle ihre Eigenschaften und Phänomene ausmacht. Wie der elektrische und magnetische Strom unsre Erde umfließt; welche Dünste und Dämpfe hier oder dort aufsteigen; wohin sie treiben; worein sie sich verwandeln; was sie für Organisationen gebären; wie lange sie diese erhalten; wie sie sie auflösen — das Alles giebt sichtbare Schlüsse auf die Beschaffenheit und Geschichte jeglicher Menschenart; denn der Mensch ist ja wie alles Andre ein Zögling der Luft und im ganzen Kreise seines Daseins aller Erdorganisationen Bruder.

Mich dünkt, wir gehen einer neuen Welt von Kenntnissen entgegen, wenn sich die Beobachtungen, die Boyle, Boerhave, Hales, Gravesand, Franklin, Priestley, Black, Crawford, Wilson, Achard u. A. über Hitze und Kälte, Elektricität und Luftarten sammt andern chemischen Wesen und ihren Einflüssen ins Erd- und Pflanzenreich, in Thiere und Menschen gemacht haben, zu

einem Natursystem sammeln werden. Würden mit der Zeit diese Beobachtungen so vielfach und allgemein, als die zunehmende Erkenntniß mehrerer Erdstriche und Erdprodukte zuläßt, bis das wachsende Studium der Natur gleichsam eine allverbreitete freie Akademie stiftete, die sich mit vertheilter Aufmerksamkeit, aber in einem Geist des Wahren, Sichern, Nützlichen und Schönen die Einflüsse dieser Wesen hie und da, auf Dies und Jenes bemerkte, so werden wir endlich eine geographische Aërologie erhalten und dies große Treibhaus der Natur in tausend Veränderungen nach einerlei Grundgesetzen wirken sehen. Die Bildung der Menschen an Körper und Geist wird sich mit daraus erklären, zu deren Gemälde uns jetzt nur einzelne, jedoch zum Theil sehr deutliche Schattenzüge gegeben sind.

Aber die Erde ist nicht allein da im Universum; auch auf ihre Atmosphäre, auf dies große Behältniß wirkender Kräfte, wirken andre Himmelswesen. Die Sonne, der ewige Feuerball, regt sie mit seinen Strahlen; der Mond, dieser drückende, schwere Körper, der vielleicht gar in ihrer Atmosphäre hängt, drückt sie jetzt mit seinem kalten und finstern, jetzt mit seinem von der Sonne erwärmten Antlitz. Bald ist er vor, bald hinter ihr; jetzt ist sie der Sonne näher, jetzt ferner. Andre Himmelskörper nahen sich ihr, drängen auf ihre Bahn und modificiren ihre Kräfte. Das ganze Himmelssystem ist ein Streben gleich- oder ungleichartiger, aber mit großer Stärke getriebner Kugeln gegen einander; und nur die eine große Idee der Allmacht ist's, die dies Getriebe gegen einander wog und ihnen in ihrem Kampf beistehet. Der menschliche Verstand hat auch hier im weitesten Labyrinth strebender Kräfte einen Faden gefunden und beinah Wunderdinge geleistet, zu denen ihm der so unregelmäßige, von zwei entgegengesetzten Druckwerken getriebne und glücklicherweise uns so nahe Mond die größeste Förderung gab. Werden einst alle diese Bemerkungen und ihre Resultate auf die Veränderungen unsrer Luftkugel angewandt werden, wie sie bei der Ebbe und Fluth schon angewandt sind; wird ein vieljähriger Fleiß an verschiednen Orten der Erde mit der Hilfe zarter Werkzeuge, die zum Theil schon erfunden sind, fortfahren, die Revolutionen dieses himmlischen Meers nach Zeiten und Lagen zu ordnen und zu einem Ganzen zu bilden, so wird, dünkt mich, die Astrologie aufs Neue in der ruhmwürdigsten, nützlichsten Gestalt unter unsern Wissenschaften erscheinen, und was Toaldo anfing, wozu de Luc, Lambert, Tobias Mayer, Böckmann u. A. Grundsätze oder Beihilfe gaben, das wird vielleicht (und gewiß mit großem

Blick auf Geographie und Geschichte der Menschheit) ein Gatterer vollenden.

Genug, wir werden und wachsen, wir wallen und streben unter oder in einem Meer zum Theil bemerkter, zum Theil geahnter Himmelskräfte. Wenn Luft und Witterung so Vieles über uns und die ganze Erde vermögen, so war's auch vielleicht im Größern hier ein elektrischer Funke, der in diesem menschlichen Geschöpf reiner traf, dort eine Portion entzündbaren Zunders, die sich in jenem gewaltiger ballte, hier eine Masse mehrerer Kälte und Heiterkeit, dort ein sanftes, milderndes flüssiges Wesen, was uns die größesten Perioden und Revolutionen der Menschheit bestimmt und geändert hat. Nur der allgegenwärtige Blick, unter dem nach ewigen Gesetzen sich auch dieser Teig bildet, nur er ist's, der in dieser physischen Kräftewelt jedem Punkt des Elements, jedem springenden Funken und Aetherstrahl seine Stelle, seine Zeit, seinen Wirkungskreis zeichnet, um ihn mit andern entgegengesetzten Kräften zu mischen und zu mildern.

VI.

Der Planet, den wir bewohnen, ist ein Erdgebirge, das über die Wasserfläche hervorragt.

Der simple Anblick einer Weltkarte bestätigt Dieses. Ketten von Gebirgen sind's, die das feste Land nicht nur durchschneiden, sondern die auch offenbar als das Gerippe dastehen, an und zu dem sich das Land gebildet hat. In Amerika läuft das Gebirge längs dem westlichen Ufer durch den Isthmus hinauf. Es geht quer hin, wie sich das Land ziehet; wo es mehr in die Mitte tritt, wird auch das Land breiter, bis es sich über Neumexiko in unbekannten Gegenden verlieret. Wahrscheinlich geht es auch hier nicht nur höher hinauf bis zu den Eliasbergen fort, sondern hängt auch in der Breite mit mehrern, insonderheit den blauen Bergen zusammen, sowie in Südamerika, wo das Land breiter wird, auch Berge sich nörd- und östlich hinziehen. Amerika ist also, selbst seiner Figur nach, ein Erdstrich, an seine Berge gehängt und gleichsam an ihren Fuß ebner oder schroffer hinangebildet.

Die drei andern Welttheile geben einen zusammengesetztern Anblick, weil ihr großer Umfang im Grunde nur ein Welttheil ist; indessen ist's auch bei ihnen ohne Mühe kennbar, daß der Erdrücken

Asiens der Stamm der Gebirge sei, die sich über diesen Welttheil und über Europa, vielleicht auch über Afrika, wenigstens über seinen obern Theil, verbreiten. Der Atlas ist eine Fortstreckung der asiatischen Gebirge, die in der Mitte des Landes nur eine größere Höhe gewinnen und sich durch die Bergreihen am Nil wahrscheinlich mit den Mondsgebirgen binden. Ob diese Mondsgebirge der Höhe und Breite nach ein wirklicher Erdrücken seien, muß die Zukunft lehren. Die Größe des Landes und einige zerstückte Nachrichten sollten es zu vermuthen geben; indessen scheint eben auch die proportionirte Wenigkeit und Kleinheit der Flüsse dieses Erdstrichs, die uns bekannt sind, noch nicht eben dafür zu entscheiden, daß seine Höhe ein wahrer Erdgürtel sei, wie der asiatische Ural oder die amerikanischen Cordilleras. Genug, auch in diesen Welttheilen ist offenbar das Land den Gebirgen angebildet. Alle seine Strecken laufen parallel den Aesten der Berge; wo diese sich breiten und verästigen, breiten sich auch die Länder. Dies gilt bis auf Vorgebirge, Inseln und Halbinseln. Das Land streckt seine Arme und Glieder, wie sich das Gerippe der Gebirge streckt; es ist also nur eine mannichfaltige, in mancherlei Schichten und Erdlagen an sie angebildete Masse, die endlich bewohnbar worden.

Auf die Fortleitung der ersten Gebirge kam's also an, wie die Erde als festes Land dastehen sollte; sie scheinen gleichsam der alte Kern und die Strebepfeiler der Erde zu sein, auf welche Wasser und Luft nur ihre Last ablegten, bis endlich eine Pflanzstätte der Organisation herabgedachet und geebnet ward. Aus dem Umschwung einer Kugel sind diese ältesten Gebirgsketten nicht zu erklären; sie sind nicht in der Gegend des Aequators, wo der Kugelschwung am Größesten war, sie laufen demselben auch nicht einmal parallel, vielmehr geht die amerikanische Bergreihe gerade durch den Aequator. Wir dürfen also von diesen mathematischen Bezirkungen hier kein Licht fordern, da überhaupt auch die höchsten Berge und Bergreihen gegen die Masse der Kugel in ihrer Bewegung ein unbedeutendes Nichts sind. Ich halte es also auch nicht für gut, in Namen der Gebirgsketten Aehnlichkeit mit dem Aequator und den Meridianen zu substituiren, da zwischen beiden kein wahrer Zusammenhang stattfindet, und die Begriffe damit eher irre geführt würden. Auf ihre ursprüngliche Gestalt, Erzeugung und Fortstreckung, auf ihre Höhe und Breite, kurz, auf ein *physisches Naturgesetz* kommt es an, das uns ihre Bildung und mit derselben auch die Bildung des festen Landes erkläre. Ob sich nun ein solches physisches Naturgesetz finden ließe, ob sie als

Strahlen aus einem Punkt oder als Aeste aus einem Stamm oder als winklichte Hufeisen dastehen, und was sie, da sie als nackte Gebirge, als ein Gerippe der Erde hervorragten, für eine Bildungsregel hatten — dies ist die wichtige, bisher noch unaufgelöste Frage, der ich eine genugthuende Auflösung wünschte. Wohlverstanden nämlich, daß ich hier nicht von herangeschwemmten Bergen, sondern vom ersten Grund- und Urgebirge der Erde rede.

Genug, wie sich die Gebirge zogen, streckten sich auch die Länder. Asien ward zuerst bewohnbar, weil es die höchsten und breitesten Bergketten und auf seinem Rücken eine Ebne besaß, die nie das Meer erreicht hat. Hier war also nach aller Wahrscheinlichkeit irgend in einem glückseligen Thal am Fuß und im Busen der Gebirge der erste erlesene Wohnsitz der Menschen. Von da breiteten sie sich südlich in die schönen und fruchtbaren Ebnen längs den Strömen hinab; nordwärts bildeten sich härtere Stämme, die zwischen Flüssen und Bergen umherzogen und sich mit der Zeit westwärts bis nach Europa drängten. Ein Zug folgte dem andern, ein Volk drängte das andre, bis sie abermals an ein Meer, die Ostsee, kamen, zum Theil herübergingen, zum Theil sich brachen und das südliche Europa besetzten. Dies hatte von Asien aus südwärts schon andre Züge von Völkern und Kolonien erhalten; und so wurde durch verschiedne, zuweilen sich entgegengesetzte Menschenströme dieser Winkel der Erde so dicht bevölkert, als er bevölkert ist. Mehr als ein gedrängtes Volk zog sich zuletzt in die Gebirge und ließ seinen Ueberwindern die Plänen und offenen Felder; daher wir beinah auf der ganzen Erde die ältesten Reste von Nationen und Sprachen entweder in Bergen oder in den Ecken und Winkeln des Landes antreffen. Es giebt fast keine Insel, keinen Erdstrich, wo nicht ein fremdes späteres Volk die Ebnen bewohnt, und rauhe ältere Nationen sich in die Berge versteckt haben. Von diesen Bergen, auf denen sie ihre härtere Lebensart fortsetzten, sind sodann oft in spätern Zeiten Revolutionen bewirkt worden, die die Ebnen mehr oder minder umkehrten. Indien, Persien, Sina, selbst die westlichen asiatischen Länder, ja das durch Künste und Erdabtheilungen wohl verwahrte Europa wurde mehr als einmal von den Völkern der Gebirge in umwälzenden Heeren heimgesucht; und was auf dem großen Schauplatz der Nationen geschah, erfolgte in kleinern Bezirken nicht minder. Die Maratten in Südasien, auf mehr als einer Insel ein wildes Gebirgsvolk, in Europa hie und da Reste von alten tapfern Bergbewohnern streif-

ten umher, und wenn sie nicht Ueberwinder werden konnten, wurden sie Räuber. Kurz, die großen Bergstrecken der Erde scheinen sowie der erste Wohnsitz, so auch die Werkstätte der Revolutionen und der Erhaltung des menschlichen Geschlechts zu sein. Wie sie der Erde Wasser verleihen, verliehen sie ihr auch Völker; wie sich auf ihnen Quellen erzeugen, springt auch auf ihnen der Geist des Muths und der Freiheit, wenn die mildere Ebne unterm Joch der Gesetze, der Künste und Laster erliegt. Noch jetzt ist die Höhe Asiens der Tummelplatz von großentheils wilden Völkern; und wer weiß, zu welchen Ueberschwemmungen und Erfrischungen künftiger Jahrhunderte sie da sind?

Von Afrika wissen wir zu wenig, um über das Treiben und Drängen der Völker daselbst zu urtheilen. Die obern Gegenden sind, auch dem Menschenstamm nach, gewiß aus Asien besetzt, und Aegypten hat seine Kultur wahrscheinlich nicht vom höhern Erdrücken seines festen Landes, sondern von Asien aus erhalten. Wol aber ist's von Aethiopiern überschwemmt worden, und auf mehr als einer Küste (weiter kennen wir ja das Land nicht) hört man von herabdrängenden wilden Völkern der Höhe des Erdtheils. Die Gagas sind als die eigentlichsten Menschenfresser berühmt; die Kaffern und die Völker über Monomotapa sollen ihnen an Wildheit nicht nachgeben. Kurz, an den Mondsbergen, die die weiten Strecken des innern Landes einnehmen, scheint auch hier wie allenthalben die ursprüngliche Rauhheit dieses Erdgeschlechts zu wohnen.

Wie alt oder jung die Bewohnung Amerikas sein möge, so hat sich gerade am Fuß der höchsten Cordilleras der gebildetste Staat dieses Welttheils gefunden, Peru, aber nur am Fuß des Berges, im gemäßigten, schönen Thal Quito. Längs der Bergstrecke von Chili bis zu den Patagonen strecken sich die wilden Völker hinab. Die andern Bergketten und überhaupt das ganze Land im Innern ist uns zu wenig bekannt; indeß bekannt genug, um überall den Satz bestätigt zu finden, daß auf und zwischen den Bergen alte Sitte, originale Wildheit und Freiheit wohne. Die meisten dieser Völker sind von den Spaniern noch nicht bezwungen, und sie mußten ihnen selbst den Namen los bravos geben. Die kalten Gegenden von Nordamerika sowie die von Asien sind dem Klima und der Lebensart ihrer Völker nach für eine weite, große Berghöhe zu halten.

So hat also die Natur mit den Bergreihen, die sie zog, wie mit den Strömen, die sie herunterrinnen ließ, gleichsam den rohen, aber festen Grundriß aller Menschengeschichte und ihrer Revolu-

tionen entworfen. Wie Völker hie und da durchbrachen und weiteres Land entdeckten; wie sie längs den Strömen fortzogen und an fruchtbaren Oertern Hütten, Dörfer und Städte bauten; wie sie sich zwischen Bergen und Wüsten, etwa einen Strom in der Mitte, gleichsam verschanzten und diesen von der Natur und ihrer Gewohnheit abgezirkten Erdstrich nun das Ihre nannten; wie hieraus nach der Beschaffenheit der Gegend verschiedne Lebensarten, zuletzt Reiche entstanden, bis das menschliche Geschlecht endlich Ufer fand und an dem meistens unfruchtbaren Ufer auf der See gehen und aus ihr Nahrung gewinnen lernte — das Alles gehört so sehr zur natürlich fortschreitenden Geschichte des Menschengeschlechts als zur Naturgeschichte der Erde. Eine andre Höhe war's, die Jagdnationen erzog, die also Wildheit unterhielt und nöthig machte; eine andre, mehr ausgebreitet und milde, die Hirtenvölkern ein Feld gab und ihnen friedliche Thiere zugesellte; eine andre, die den Ackerbau leicht und nothwendig machte; noch eine andre, die aufs Schwimmen und den Fischfang stieß, endlich und zuletzt gar zum Handel führte — lauter Perioden und Zustände der Menschheit, die der Bau unsrer Erde in seiner natürlichen Verschiedenheit und Abwechselung nothwendig machte. In manchen Erdstrichen haben sich daher die Sitten und Lebensarten Jahrtausende erhalten, in andern sind sie, meistens durch äußere Ursachen, verändert worden, aber immer nach Proportion des Landes, von dem die Veränderung kam, so wie dessen, in dem sie geschah, und auf das sie wirkte. Meere, Bergketten und Ströme sind die natürlichsten Abscheidungen so der Länder, so auch der Völker, Lebensarten, Sprachen und Reiche; ja, auch in den größesten Revolutionen menschlicher Dinge sind sie die Direktionslinien oder die Grenzen der Weltgeschichte gewesen. Liefen die Berge, flössen die Ströme, uferte das Meer anders, wie unendlich anders hätte man sich auf diesem Tummelplatz von Nationen umhergeworfen!

Ich will nur einige Worte über die Ufer des Meers sagen. Sein Schauplatz ist so weit, als mannichfaltig und groß die Aussicht des festen Landes. Was ist's, das Asien so zusammenhängend an Sitten und Vorurtheilen, ja recht eigentlich zum ersten Erziehungshause und Bildungsplatz der Völker gemacht hat? Zuerst und vorzüglich, daß es solch eine große Strecke festen Landes ist, in welchem Völker sich nicht nur leicht fortbreiten, sondern auch lange und immer zusammenhangen mußten, sie mochten wollen oder nicht. Das große Gebirge trennt Nord- und Südasien, sonst aber trennt diese weiten Strecken kein Meer; der einzige Kaspische

See ist als ein Rest des alten Weltmeers am Fuß des Kaukasus stehen geblieben. Hier fand also die Tradition so leicht ihren Weg und konnte durch neue Traditionen aus derselben oder einer andern Gegend verstärkt werden. Hier wurzelte also Alles so tief, Religion, Vateransehen, Despotismus! Je näher nach Asien, desto mehr sind diese Dinge als alte, ewige Sitte zu Hause, und ungeachtet aller Verschiedenheiten einzelner Staaten sind sie über das ganze Süd-Asien gebreitet. Das nördliche, das durch hohe Bergmauern von jenem geschieden ist, hat sich in seinen vielen Nationen anders, aber, trotz aller Verschiedenheit der Völker unter sich, auf einen ebenso einförmigen Fuß gebildet. Der ungeheuerste Strich der Erde, die Tatarei, wimmelt von Nationen verschiedner Abkunft, die doch beinah alle auf einer Stufe der Kultur stehen; denn kein Meer trennt sie; sie tummeln sich alle umher auf einer großen, nordwärts hinabgesenkten Tafel.

Dagegen, was macht das kleine Rothe Meer für Unterscheidung! Die Abessinier sind ein arabischer Völkerstamm, die Aegypter ein asiatisches Volk; und welch eine andre Welt von Sitten und Lebensweise errichtete sich unter ihnen! An den untersten Ecken von Asien zeigt sich ein Gleiches. Der kleine Persische Meerbusen, wie sehr trennt er Arabien und Persien! Der kleine Malayische Sinus, wie sehr unterscheidet er die Malayen und Kambojer von einander! Bei Afrika ist's offenbar, daß die Sitten seiner Einwohner weniger verschieden sind, weil diese durch keine Meere und Meerbusen, sondern vielleicht nur durch die Wüsten von einander getrennt werden. Auch fremde Nationen haben daher weniger auf dasselbe wirken können, und uns, die wir Alles durchkrochen haben, ist dieser ungeheure Erdtheil so gut als unbekannt; blos und allein, weil er keine tiefen Einschnitte des Meers hat und sich wie ein unzugangbares Goldland mit einer stumpfen Strecke ausbreitet. Amerika ist vielleicht auch deswegen voll so viel kleiner Nationen, weil es nörd- und südlich mit Flüssen, Seen und Bergen durchschnitten und zerhackt ist. Seiner Lage nach ist's von außen das zugangbarste Land, da es aus zwei Halbinseln besteht, die nur durch einen engen Isthmus zusammenhangen, an dem die tiefe Einbucht noch einen Archipelagus von Inseln bildet. Es ist also gleichsam ganz Ufer und daher auch der Besitz fast aller europäischen Seemächte, sowie im Kriege immer der Apfel des Spiels. Günstig ist diese Lage für uns europäische Räuber; ungünstig war seine innere Durchschnittenheit für die Bildung der alten Einwohner. Sie lebten von einander durch Seen und Ströme, durch plötzlich abbrechende Höhen und Tiefen zu sehr gesondert,

als daß die Kultur eines Erdstrichs oder das alte Wort der Tradition ihrer Väter sich wie in dem breiten Asien hätte befestigen und ausbreiten mögen.

Warum zeichnet sich Europa durch seine Verschiedenheit von Nationen, durch seine Vielgewandtheit von Sitten und Künsten, am Meisten aber durch die Wirksamkeit aus, die es auf alle Theile der Welt gehabt hat? Ich weiß wol, daß es einen Zusammenfluß von Ursachen giebt, den wir hier nicht aus einander leiten können; physisch aber ist's unleugbar, daß sein durchschnittnes, vielgestaltiges Land mit dazu eine veranlassende und fördernde Ursache gewesen. Als auf verschiednen Wegen und zu verschiednen Zeiten sich die Völker Asiens hieher zogen — welche Buchten und Busen, wie viele und verschieden laufende Ströme, welche Abwechselung kleiner Bergreihen fanden sie hier! Sie konnten zusammen sein und sich trennen, auf einander wirken und wieder in Friede leben; der vielgegliederte kleine Welttheil ward also der Markt und das Gedränge aller Erdvölker im Kleinen. Das einzige Mittelländische Meer, wie sehr ist es die Bestimmerin des ganzen Europa worden! so daß man beinah sagen kann, daß dies Meer allein den Ueber- und Fortgang aller alten und mittlern Kultur gemacht habe. Die Ostsee steht ihm weit nach, weil sie nördlicher, zwischen härtern Nationen und unfruchtbarern Ländern, gleichsam auf einer Nebenstraße des Weltmarkts, liegt; indessen ist auch sie dem ganzen Nord-Europa das Auge. Ohne sie wären die meisten ihr angrenzenden Länder barbarisch, kalt und unbewohnbar. Ein Gleiches ist's mit dem Einschnitt zwischen Spanien und Frankreich, mit dem Kanal zwischen diesem und England, mit der Gestalt Englands, Italiens, des alten Griechenlandes. Man ändere die Grenzen dieser Länder, nehme hier eine Meerenge weg, schließe dort eine Straße zu, und die Bildung und Verwüstung der Welt, das Schicksal ganzer Völker und Welttheile geht Jahrhunderte durch auf einem andern Wege.

Zweitens. Fragt man also, warum es außer unsern vier Welttheilen keinen fünften Welttheil in jenem ungeheuren Meer giebt, in dem man ihn so lange für gewiß gehalten, so ist die Antwort anjetzt durch Thatsachen ziemlich entschieden: weil es in dieser Meerestiefe kein so hohes Urgebirge gab, an dem sich ein großes festes Land bilden konnte. Die asiatischen Gebirge schneiden sich in Ceylon mit dem Adamsberge, auf Sumatra und Borneo mit den Bergstrecken aus Malakka und Siam ab, sowie die afrikanischen am Vorgebirge der guten Hoffnung und die amerikanischen am Feuerlande. Nun geht der Granit, die Grundsäule

des festen Landes, in die Tiefe nieder und kommt, hohen Strecken nach, nirgend mehr überm Meer zum Vorschein. Das große Neuholland hat keine Gebirgskette der ersten Gattung; die Philippinen, Molukken und die andern hin und wieder zerstreueten Inseln sind alle nur vulkanischer Art, und viele derselben haben noch bis jetzt Vulkane. Hier konnten also zwar der Schwefel und die Kiese ihr Werk verrichten und den Gewürzgarten der Welt hinaufbauen helfen, den sie mit ihrer unterirdischen Gluth als ein Treibhaus der Natur wahrscheinlich mit unterhalten. Auch die Korallenthiere thun, was sie können,*) und bringen, in Jahrtausenden vielleicht, die Inselchen hervor, die als Punkte im Weltmeer liegen; weiter aber erstreckten sich die Kräfte dieser südlichen Weltgegend nicht. Die Natur hatte diese ungeheuren Strecken zur großen Wasserkluft bestimmt; denn auch sie war dem bewohnten Lande unentbehrlich. Entdeckt sich einst das physische Bildungsgesetz der Urgebirge unsrer Erde, mithin auch der Gestalt des festen Landes, so wird sich in ihm auch die Ursache zeigen, warum der Südpol keine solchen Gebirge, folglich auch keinen fünften Welttheil haben konnte. Wenn er da wäre, müßte er nicht auch nach der jetzigen Beschaffenheit der Erdatmosphäre unbewohnt liegen und wie die Eisschollen und das Sandwichsland den Seehunden und Pinguins zum Erbeigenthum dienen?

Drittens. Da wir hier die Erde als einen Schauplatz der Menschengeschichte betrachten, so ergiebt sich aus dem, was gesagt ist, augenscheinlich, wie besser es war, daß der Schöpfer die Bildung der Berge nicht von der Kugelbewegung abhangen ließ, sondern ein andres, von uns noch unentdecktes Gesetz für sie feststellte. Wäre der Aequator und die größeste Bewegung der Erde unter ihm an der Entstehung der Berge Ursache, so hätte sich das feste Land auch in seiner größesten Breite unter ihm fortstrecken und den heißen Weltgürtel einnehmen müssen, den jetzt größtentheils das Meer kühlet. Hier wäre also der Mittelpunkt des menschlichen Geschlechts gewesen, gerade in der trägsten Gegend für körperliche und Seelenkräfte, wenn anders die jetzige Beschaffenheit der gesammten Erdnatur noch stattfinden sollte. Unter dem Brande der Sonne, den heftigsten Explosionen der elektrischen Materie, der Winde und allen contrastirenden Abwechselungen der

*) S. J. R. Forster's „Bemerkungen über Gegenstände der physischen Erdbeschreibung, Naturbeschreibung und sittlichen Philosophie, auf seiner Reise gesammelt, übersetzt und mit Anmerkungen vermehrt von seinem Sohne und Reisegefährten." Berlin 1783, S. 126 ff.

Witterung hätte unser Geschlecht seine Geburts- und erste Bildungsstätte nehmen und sich sodann in die kalte Südzone, die dicht an den heißen Erdstrich grenzt, sowie in die nördlichen Gegenden verbreiten müssen; der Vater der Welt wählte unserm Ursprunge eine bessere Bildungsstätte. In den gemäßigten Erdstrich rückte er den Hauptstamm der Gebirge der alten Welt, an dessen Fuß die wohlgebildetsten Menschenvölker wohnen. Hier gab er ihm eine mildere Gegend, mithin eine sanftere Natur, eine vielseitigere Erziehungsschule, und ließ sie von da, festgebildet und wohl gestärkt, nach und nach in die heißern und kältern Regionen wandern. Dort konnten die ersten Geschlechter zuerst ruhig wohnen, mit den Gebirgen und Strömen sich sodann allmählig herabziehen und härterer Gegenden gewohnt werden. Jeder bearbeitete seinen kleinen Umkreis und nutzte ihn, als ob er das Universum wäre. Glück und Unglück breiteten sich nicht so unaufhaltsam weiter, als wenn e i n e, wahrscheinlich höhere Bergkette unter dem Aequator die ganze Nord- und Südwelt hätte beherrschen sollen. So hat der Schöpfer der Welt es immer besser geordnet, als wir ihm vorschreiben mögen; auch die unregelmäßige Gestalt unsrer Erde erreichte Zwecke, die eine größere Regelmäßigkeit nicht würde erreicht haben.

VII.

Durch die Strecken der Gebirge wurden unsre beiden Hemisphären ein Schauplatz der sonderbarsten Verschiedenheit und Abwechslung.

Ich verfolge auch hier noch den Anblick der allgemeinen Weltkarte. In Asien streckt sich das Gebirge in der größesten Breite des Landes fort, und ungefähr in der Mitte ist sein Knoten; wer sollte denken, daß es auf dem untern Hemisphär gerade anders, in die größeste Länge, sich strecken würde? Und doch ist's also. Schon Dies macht eine gänzliche Verschiedenheit beider Welttheile. Die hohen Striche Siberiens, die nicht nur den kalten Nord- und Nordostwinden ausgesetzt, sondern auch durch die mit ewigem Schnee bedeckten Urgebirge vom erwärmenden Südwinde abgeschnitten sind, mußten also (zumal da ihr öfters salziger Boden dazu kam) auch noch in manchen südlichen Strichen so erstarrend kalt werden, als wir sie aus Beschreibungen kennen, bis hie und da andre Reihen dieser Berge sie vor den schärfern Winden schützten und mildere Thalgegenden bilden konnten. Unmittelbar unter

diesem Gebirge aber, in der Mitte Asiens, welche schönen Gegenden breiteten sich nieder! Sie waren durch jene Mauern vor den erstarrenden Winden des Nords gedeckt und bekamen von ihnen nur kühlende Lüfte. Die Natur änderte daher auch südlich den Lauf der Gebirge und ließ sie auf den beiden Halbinseln Indostans, Malakka, Ceylon u. s. w. längs hinablaufen. Hiemit gab sie beiden Seiten dieser Länder entgegengesetzte Jahreszeiten, regelmäßige Abwechselungen und machte sie auch dadurch zu den glücklichsten Erdstrichen der Welt. In Afrika kennen wir die innern Gebirgsreihen zu wenig; indessen wissen wir, daß auch dieser Welttheil in die Länge und Breite durchschnitten, wahrscheinlich also in seiner Mitte gleichfalls sehr abgekühlt ist. In Amerika dagegen wie anders! Nördlich streichen die kalten Nord- und Nordwestwinde lange Strecken hinab, ohne daß ein Gebirge sie bräche. Sie kommen aus dem großen Eisrevier her, das sich bisher aller Durchfahrt widersetzt hat, und das der eigentliche noch unbekannte Eiswinkel der Welt zu nennen wäre. Sodann streichen sie über große Erdstriche erfrornen Landes hin, und erst unter den blauen Gebirgen wird das Land milder, noch immer aber mit so plötzlichen Abwechselungen der Hitze und Kälte als in keinem andern Lande — wahrscheinlich, weil es dieser ganzen Nordhalbinsel an einer zusammenhängenden festen Gebirgsmauer fehlt, Winde und Witterung zu lenken und ihnen ihre bestimmtere Herrschaft zu geben. Im untern Südamerika gegentheils wehen die Winde vom Eise des Südpols und finden abermals statt eines Sturmdachs, das sie bräche, vielmehr eine Bergkette, die sie von Süd gen Nord hinaufleitet. Die Einwohner der mittlern Gegenden, so glückliche Erdstriche es von Natur sind, müssen also oft zwischen diesen beiden einander entgegengesetzten Kräften in einer nassen, heißen Trägheit schmachten, wenn nicht kleinere Winde von den Bergen oder dem Meere her ihr Land erfrischen und kühlen.

Setzen wir nun die steile Höhe des Landes und seines einförmigen Bergrückens hinzu, so wird uns die Verschiedenheit beider Welttheile noch auffallender und klarer. Die Cordilleras sind die höchsten Gebirge der Welt; die Alpen der Schweiz sind beinah nur ihre Hälfte. An ihrem Fuß ziehen sich die Sierras in langen Reihen hinab, die gegen die Meeresfläche und die tiefen Thalabgründe selbst noch hohe Gebirge sind;*) nur über sie zu reisen,

*) S. Ulloa's „Nachrichten von Amerika", Leipzig 1780, mit J. G. Schneider's schätzbaren Zusätzen, die den Werth des Werks um die Hälfte vermehren.

giebt Symptome der Uebelkeit und plötzlichen Entkräftung an Menschen und Thieren, die bei den höchsten Gebirgen der alten Welt eine unbekannte Erscheinung sind. Erst an ihrem Fuß fängt das eigentliche Land an; und dieses, an den meisten Orten wie eben, wie plötzlich verlassen von den Gebirgen! Am östlichen Fuß der Cordilleras breitet sich die große Ebne des Amazonenstroms, die einzige in ihrer Art, fort, wie die peruanischen Bergstrecken gleichfalls die einzigen ihrer Art bleiben. Auf tausend Fuß hat jener Strom, der zuletzt ein Meer wird, noch nicht $^2/_5$ Zoll Fall, und man kann eine Erdstrecke von Deutschlands größester Länge durchreisen, ohne sich einen Fuß hoch über die Meeresfläche zu erheben.*) Die Berge Maldonado am Platastrom sind gegen die Cordilleras auch von keinem Belang; und so ist das ganze östliche Südamerika als eine große Erdenfläche anzusehen, die Jahrtausende lang Ueberschwemmungen, Morästen und allen Unbequemlichkeiten des niedrigsten Landes der Erde ausgesetzt sein mußte und es zum Theil noch ist. Der Riese und der Zwerg stehen hier also neben einander, die wildeste Höhe neben der tiefsten Tiefe, deren ein Erdenland fähig ist. Im südlichen Nordamerika ist's nicht anders. Luisiana ist so seicht wie der Meeresboden, der zu ihm führt, und diese seichte Ebne geht weit ins Land hinauf. Die großen Seen, die ungeheuren Wasserfälle, die schneidende Kälte Canadas u. s. w. zeigen, daß auch der nördliche Erdstrich hoch sein müsse, und daß sich hier abermals, obwol in einem kleinern Grad, Extreme gesellen. Was dies Alles auf Früchte, Thiere und Menschen für Wirkungen habe, wird die Folge zeigen.

Anders ging die Natur auf unserm obern Hemisphär zu Werk, auf dem sie Menschen und Thieren ihren ersten Wohnsitz bereiten wollte. Lang und breit zog sie die Gebirge aus einander und leitete sie in mehrern Aesten fort, so daß alle drei Welttheile zusammenhangen konnten, und ungeachtet der Verschiedenheit von Erdstrichen und Ländern allenthalben ein sanfterer Uebergang ward. Hier durfte kein Weltstrich in äonenlanger Ueberschwemmung liegen, noch sich auf ihm jene Heere von Insekten, Amphibien, zähen Landthieren und andrer Meeresbrut bilden, die Amerika bevölkert haben. Die einzige Wüste Kobi ausgenommen (die Mondgebirge kennen wir noch nicht), und es heben sich keine so breite Strecken wüster Erdhöhen in die Wolken, um in ihren Klüften Ungeheuer hervorzubringen und zu nähren. Die elektrische

*) S. Leiste, „Beschreibung des portugiesischen Amerika vom Cudena", Braunschweig 1780. S. 79. ff.

Sonne konnte hier aus einem trocknern, sanfter gemischten Erdreich feinere Gewürze, mildere Speisen, eine reifere Organisation befördern, auch an Menschen und allen Thieren.

Es wäre schön, wenn wir eine Bergkarte oder vielmehr einen Bergatlas hätten, auf dem diese Grundsäulen der Erde in den mancherlei Rücksichten aufgenommen und bemerkt wären, wie sie die Geschichte des Menschengeschlechts fordert. Von vielen Gegenden ist die Ordnung und Höhe der Berge ziemlich genau bestimmt; die Erhebung des Landes über die Meeresfläche, die Beschaffenheit des Bodens auf seiner Oberfläche, der Fall der Ströme, die Richtungen der Winde, die Abweichungen der Magnetnadel, die Grade der Hitze und Wärme sind an andern bemerkt worden, und Einiges davon ist auch schon auf einzelnen Karten bezeichnet. Wenn mehrere dieser Bemerkungen, die jetzt in Abhandlungen und Reisebeschreibungen zerstreuet liegen, genau gesammelt und auch auf Karten zusammengetragen würden — welche schöne und unterrichtende physische Geographie der Erde würde damit in einem Ueberblicke auch der Natur- und Geschichtsforscher der Menschheit haben! der reichste Beitrag zu Varenius', Lulof's und Bergmann's vortrefflichen Werken. Wir sind aber auch hier nur im Anfange; die Ferber, Pallas, Saussure, Soulavie u. A. sammeln in einzelnen Erdstrecken zu der reichen Ernte von Aufschlüssen, die wahrscheinlich einst die peruanischen Gebirge (vielleicht die interessantsten Gegenden der Welt für die größere Naturgeschichte) zur Einheit und Gewißheit bringen werden.

Zweites Buch.

I.

Unser Erdball ist eine große Werkstätte zur Organisation sehr verschiedenartiger Wesen.

So sehr uns in den Eingeweiden der Erde Alles noch als Chaos, als Trümmer vorkommt, weil wir die erste Construktion des Ganzen nicht zu übersehen vermögen, so nehmen wir doch selbst in dem, was uns das Kleinste und Roheste dünkt, ein sehr bestimmtes Dasein, eine Gestaltung und Bildung nach ewigen Gesetzen wahr, die keine Willkür der Menschen verändert. Wir bemerken diese Gesetze und Formen; ihre innern Kräfte aber kennen wir nicht, und was man in einigen allgemeinen Worten, z. B. Zusammenhang, Ausdehnung, Affinität, Schwere, dabei bezeichnet, soll uns nur mit äußern Verhältnissen bekannt machen, ohne uns dem innern Wesen im Mindesten näher zu führen.

Was indeß jeder Stein- und Erdart verliehen ist, ist gewiß ein allgemeines Gesetz aller Geschöpfe unsrer Erde; dieses ist Bildung, bestimmte Gestalt, eignes Dasein. Keinem Wesen kann dies genommen werden; denn alle seine Eigenschaften und Wirkungen sind darauf gegründet. Die unermeßliche Kette reicht vom Schöpfer hinab bis zum Keim eines Sandkörnchens, da auch dieses seine bestimmte Gestalt hat, in der es sich oft der schönsten Krystallisation nähert. Auch die vermischtesten Wesen folgen in ihren Theilen demselben Gesetz; nur weil so viel und mancherlei Kräfte in ihnen wirken, und endlich ein Ganzes zusammengebracht werden sollte, das mit den verschiedensten Bestandtheilen dennoch einer allgemeinen Einheit diene, so wurden Uebergänge, Vermischungen und mancherlei divergirende Formen. Sobald der Kern unsrer Erde, der Granit, da war, war auch das Licht da, das in den dicken Dünsten unsres Erdchaos vielleicht noch als

Feuer wirkte; es war eine gröbere, mächtigere Luft, als wir jetzt genießen; es war ein vermischteres, schwangeres Wasser da, auf ihn zu wirken. Die andringende Säure lösete ihn auf und führte ihn zu andern Steinarten über; der ungeheure Sand unsres Erdkörpers ist vielleicht nur die Asche dieses verwitterten Körpers. Das Brennbare der Luft beförderte vielleicht den Kiesel zur Kalkerde, und in dieser organisirten sich die ersten Lebendigen des Meers, die Schalengeschöpfe, da in der ganzen Natur die Materie früher als die organisirte lebendige Form scheinet. Noch eine gewaltigere und reinere Wirkung des Feuers und der Kälte ward zur Krystallisation erfordert, die nicht mehr die Muschelform, in die der Kiesel springt, sondern schon eckigte geometrische Winkel liebet. Auch diese ändern sich nach den Bestandtheilen eines jeden Geschöpfs, bis sie sich in Halbmetallen und Metallen zuletzt der Pflanzensprossung nähern. Die Chemie, die in den neuern Zeiten so eifrig geübt wird, öffnet dem Liebhaber hier im unterirdischen Reich der Natur eine mannichfaltige zweite Schöpfung; und vielleicht enthält diese nicht blos die Materie, sondern auch die Grundgesetze und den Schlüssel zu alle dem, was über der Erde gebildet worden. Immer und überall sehen wir, daß die Natur zerstören muß, indem sie wiederaufbauet, daß sie trennen muß, indem sie neu vereinet. Von einfachen Gesetzen, so wie von groben Gestalten schreitet sie ins Zusammengesetztere, Künstliche, Feine; und hätten wir einen Sinn, die Urgestalten und ersten Keime der Dinge zu sehen, so würden wir vielleicht im kleinsten Punkt die Progression der ganzen Schöpfung gewahr werden. —

Da indeß Betrachtungen dieser Art hier nicht unser Zweck sind, so lasset uns nur Eins, die überdachte Mischung, betrachten, durch die unsre Erde zur Organisation unsrer Pflanzen, mithin auch der Thiere und Menschen fähig ward. Wären auf ihr andre Metalle zerstreut gewesen, wie jetzt das Eisen ist, das sich allenthalben, auch in Wasser, Erde, Pflanzen, Thieren und Menschen, findet; hätten sich die Erdharze, die Schwefel in der Menge auf ihr gefunden, in der sich jetzt der Sand, der Thon und endlich die gute fruchtbare Erde findet: welch andre Geschöpfe hätten auf ihr leben müssen! Geschöpfe, in denen auch eine schärfere Temperatur herrschte, statt daß jetzt der Vater der Welt die Bestandtheile unsrer nährenden Pflanzen zu mildern Salzen und Oelen machte. Hiezu bereitet sich allmählig der lose Sand, der feste Thon, der moosige Torf; ja selbst die wilde Eisenerde und der harte Fels muß sich dazu bequemen. Dieser

verwittert mit der Zeit und giebt trocknen Bäumen, wenigstens dem dürren Moose Raum; jene war unter den Metallen nicht nur die gesundeste, sondern auch die lenkbarste zur Vegetation und Nahrung. Luft und Thau, Regen und Schnee, Wasser und Winde düngen die Erde natürlich; die ihr zugemischten kalischen Kalkarten helfen ihrer Fruchtbarkeit künstlich auf, und am Meisten befördert diese der Tod der Pflanzen und Thiere. Heilsame Mutter, wie haushälterisch und ersetzend war Dein Cirkel! Aller Tod wird neues Leben; die verwesende Fäulung selbst bereitet Gesundheit und frische Kräfte.

Es ist eine alte Klage, daß der Mensch, statt den Boden der Erde zu bauen, in ihre Eingeweide gedrungen ist und mit dem Schaden seiner Gesundheit und Ruhe unter giftigen Dünsten daselbst die Metalle aufsucht, die seiner Pracht und Eitelkeit, seiner Habgier und Herrschsucht dienen. Daß Vieles hierin wahr sei, bezeugen die Folgen, die diese Dinge auf der Oberfläche der Erde hervorgebracht haben, und noch mehr die blassen Gesichter, die als eingekerkerte Mumien in diesen Reichen des Pluto wühlen. Warum ist die Luft in ihnen so anders, die, indem sie die Metalle nährt, Menschen und Thiere tödtet? Warum belegte der Schöpfer unsre Erde nicht mit Gold und Diamanten, statt daß er jetzt allen ihren Wesen Gesetze gab, sie todt und lebend mit fruchtbarer Erde zu bereichern? Ohne Zweifel, weil wir vom Golde nicht essen konnten, und weil die kleinste genießbare Pflanze nicht nur für uns nützlicher, sondern auch in ihrer Art organischer und edler ist als der theuerste Kiesel, der Diamant, Smaragd, Amethyst und Sapphir genannt wird. Indessen muß man auch hiebei nichts übertreiben. In den verschiednen Perioden der Menschheit, die ihr Schöpfer voraussah, und die er selbst nach dem Bau unsrer Erde zu befördern scheint, lag auch der Zustand, da der Mensch unter sich graben und über sich fliegen lernte. Verschiedne Metalle legte er ihm sogar gediegen nahe dem Auge vor; die Ströme mußten den Grund der Erde entblößen und ihm ihre Schätze zeigen. Auch die rohesten Nationen haben die Nützlichkeit des Kupfers erkannt, und der Gebrauch des Eisens, das mit seinen magnetischen Kräften den ganzen Erdkörper zu regieren scheint, hat unser Geschlecht beinah allein von einer Stufe der Lebensart zur andern erhoben. Wenn der Mensch sein Wohnhaus nützen sollte, so mußte er's auch kennen lernen; und unsre Meisterin hat die Schranken enge genug bestimmt, in denen wir ihr nachforschen, nachschaffen, bilden und verwandeln können.

Indessen ist's wahr, daß wir vorzüglich bestimmt sind, auf

der Oberfläche unsrer Erde als Würmer umherzukriechen, uns anzubauen und auf ihr unser kurzes Leben zu durchleben. Wie klein der große Mensch im Gebiet der Natur sei, sehen wir aus der dünnen Schichte der fruchtbaren Erde, die doch eigentlich allein sein Reich ist. Einige Schuhe tiefer, und er gräbt Sachen hervor, auf denen nichts wächst, und die Jahre und Jahreszeiten erfordern, damit auf ihnen nur schlechtes Gras gedeihe. Tiefer hinab, und er findet oft, wo er sie nicht suchte, seine fruchtbare Erde wieder, die einst die Oberfläche der Welt war; die wandelnde Natur hat sie in ihren fortgehenden Perioden nicht geschonet. Muscheln und Schnecken liegen auf den Bergen; Fische und Landthiere liegen versteint in Schiefern, versteinte Hölzer und Abdrücke von Blumen oft beinah anderthalbtausend Fuß tief. Nicht auf dem Boden Deiner Erde wandelst Du, armer Mensch, sondern auf einem Dach Deines Hauses, das durch viel Ueberschwemmungen erst zu dem werden konnte, was es Dir jetzt ist. Da wächst für Dich einiges Gras, einige Bäume, deren Mutter Dir gleichsam der Zufall heranschwemmte, und von denen Du als eine Ephemere lebest.

II.

Das Pflanzenreich unsrer Erde in Beziehung auf die Menschengeschichte.

Das Gewächsreich ist eine höhere Art der Organisation als alle Gebilde der Erde und hat einen so weiten Umfang, daß es sich sowol in diesen verliert, als in mancherlei Sprossen und Aehnlichkeiten dem Thierreich nähert. Die Pflanze hat eine Art Leben und Lebensalter, sie hat Geschlechter und Befruchtung, Geburt und Tod. Die Oberfläche der Erde war eher für sie als für Thiere und Menschen da; überall drängt sie sich diesen beiden vor und hängt sich in Grasarten, Schimmel und Moosen schon an jene kahlen Felsen an, die noch keinem Fuß eines Lebendigen Wohnung gewähren. Wo nur ein Körnchen lockere Erde ihren Samen aufnehmen kann, und ein Blick der Sonne ihn erwärmt, geht sie auf und stirbt in einem fruchtbaren Tode, indem ihr Staub andern Gewächsen zur bessern Mutterhülle dienet. So werden Felsen begraset und beblümt; so werden Moräste mit der Zeit zu einer Kräuter- und Blumenwüste. Die verwesete wilde Pflanzenschöpfung ist das immer fortwirkende Treibhaus der Natur zur Organisation der Geschöpfe und zur weitern Kultur der Erde.

Es fällt in die Augen, daß das menschliche Leben, sofern es Vegetation ist, auch das Schicksal der Pflanzen habe. Wie sie, wird Mensch und Thier aus einem Samen geboren, der auch als Keim eines künftigen Baums eine Mutterhülle fordert. Sein erstes Gebilde entwickelt sich pflanzenartig im Mutterleibe; ja auch außer demselben, ist unser Fibergebäude in seinen ersten Sprossen und Kräften nicht fast der Sensitiva ähnlich? Unsre Lebensalter sind die Lebensalter der Pflanze: wir gehen auf, wachsen, blühen, blühen ab und sterben. Ohne unsern Willen werden wir hervorgerufen, und Niemand wird gefragt, welches Geschlechts er sein, von welchen Eltern er entsprießen, auf welchem Boden er dürftig oder üppig fortkommen, durch welchen Zufall endlich von innen oder von außen er untergehen wolle. In alle Diesem muß der Mensch höhern Gesetzen folgen, über die er so wenig als die Pflanze Aufschluß erhält, ja denen er beinah wider Willen mit seinen stärksten Trieben dient. So lange der Mensch wächst, und der Saft in ihm grünet, wie weit und fröhlich dünkt ihm die Welt! Er streckt seine Aeste umher und glaubt zum Himmel zu wachsen. So lockt die Natur ihn ins Leben hinein, bis er sich mit raschen Kräften, mit unermüdeter Thätigkeit alle die Fertigkeiten erwarb, die sie auf dem Felde oder Gartenbeet, auf die sie ihn gesetzt hat, diesmal an ihm ausbilden wollte. Nachdem er ihre Zwecke erreicht hat, verläßt sie ihn allmählig. In der Blüthenzeit des Frühlings und unsrer Jugend, mit welchen Reichthümern ist allenthalben die Natur beladen! man glaubt, sie wolle mit dieser Blumenwelt eine neue Schöpfung besamen. Einige Monate nachher, wie ist Alles so anders! Die meisten Blüthen sind abgefallen; wenige dürre Früchte gedeihen. Mit Mühe und Arbeit des Baumes reifen sie, und sogleich gehen die Blätter ans Verwelken. Der Baum schüttet sein mattes Haar den geliebten Kindern, die ihn verlassen haben, nach; entblättert steht er da; der Sturm raubt ihm seine dürren Aeste, bis er endlich ganz zu Boden sinkt, und sich das wenige Brennbare in ihm zur Seele der Natur auflöset. Ist's mit dem Menschen, als Pflanze betrachtet, anders? Welche Unermeßlichkeit von Hoffnungen, Aussichten, Wirkungstrieben füllt dunkel oder lebhaft seine jugendliche Seele! Alles trauet er sich zu; und eben weil er's sich zutrauet, gelingt's ihm; denn das Glück ist die Braut der Jugend. Wenige Jahre weiter, und es verändert sich Alles um ihn, blos weil er sich verändert. Das Wenigste hat er ausgerichtet, was er ausrichten wollte, und glücklich, wenn er es nicht mehr und jetzt zu unrechter Zeit ausrichten will, sondern

sich friedlich selbst verlebet! Im Auge eines höhern Wesens mögen unsre Wirkungen auf der Erde so wichtig, wenigstens gewiß so bestimmt und umschrieben sein als die Thaten und Unternehmungen eines Baums. Er entwickelt, was er entwickeln kann, und macht sich, dessen er habhaft werden mag, Meister. Er treibt Sprossen und Keime, gebiert Früchte und säet junge Bäume; niemals aber kommt er von der Stelle, auf die ihn die Natur gestellt hat, und er kann sich keine einzige der Kräfte, die nicht in ihn gelegt sind, nehmen.

Insonderheit, dünkt mich, demüthigt es den Menschen, daß er mit den süßen Trieben, die er Liebe nennt, und in die er so viel Willkür setzt, beinah ebenso blind wie die Pflanze den Gesetzen der Natur dienet. Auch die Distel, sagt man, ist schön, wenn sie blühet; und die Blüthe, wissen wir, ist bei den Pflanzen die Zeit der Liebe. Der Kelch ist das Bett, die Krone sein Vorhang, die andern Theile der Blume sind Werkzeuge der Fortpflanzung, die die Natur bei diesen unschuldigen Geschöpfen offen dargelegt und mit aller Pracht geschmückt hat. Den Blumenkelch der Liebe machte sie zu einem Salomonischen Brautbett, zu einem Kelch der Anmuth auch für andre Geschöpfe. Warum that sie dies Alles? und knüpfte auch bei Menschen ins Band der Liebe die schönsten Reize, die sich in ihrem Gürtel der Schönheit* fanden? Ihr großer Zweck sollte erreicht werden, nicht der kleine Zweck des sinnlichen Geschöpfes allein, das sie so schön ausschmückte; dieser Zweck ist F o r t p f l a n z u n g, E r h a l t u n g d e r G e s c h l e c h t e r. Die Natur braucht Keime, sie braucht unendlich viel Keime, weil sie nach ihrem großen Gange tausend Zwecke auf einmal befördert. Sie mußte also auch auf Verlust rechnen, weil Alles zusammengedrängt ist, und nichts eine Stelle findet, sich ganz auszuwickeln. Aber damit ihr bei dieser scheinbaren Verschwendung dennoch das Wesentliche und die erste Frische der Lebenskraft nimmer fehlte, mit der sie allen Fällen und Unfällen im Lauf so zusammengedrängter Wesen vorkommen mußte, machte sie die Zeit der Liebe zur Zeit der Jugend und zündete ihre Flamme mit dem feinsten und wirksamsten Feuer an, das sie zwischen Himmel und Erde finden konnte. Unbekannte Triebe erwachen, von denen die Kindheit nichts wußte. Das Auge des Jünglings belebt sich, seine Stimme sinkt, die Wange des Mädchens färbt sich; zwei Geschöpfe verlangen nach einander und wissen nicht, was sie verlangen; sie schmachten nach Einigung, die ihnen doch die zer-

(* Anspielung auf den Gürtel der Liebesgöttin bei Homer.)

trennende Natur versagt hat, und schwimmen in einem Meer der Täuschung. Süßgetäuschte Geschöpfe, genießet Eurer Zeit! wisset aber, daß Ihr damit nicht Eure kleinen Träume, sondern, angenehm gezwungen, die größte Aussicht der Natur befördert. Im ersten Paar einer Gattung wollte sie sie alle, Geschlechter auf Geschlechter, pflanzen; sie wählte also fortsprießende Keime aus den frischesten Augenblicken des Lebens, des Wohlgefallens an einander, und indem sie einem lebendigen Wesen etwas von seinem Dasein raubt, wollte sie es ihm wenigstens auf die sanfteste Art rauben. Sobald sie das Geschlecht gesichert hat, läßt sie allmählig das Individuum sinken. Kaum ist die Zeit der Begattung vorüber, so verliert der Hirsch sein prächtiges Geweih, die Vögel ihren Gesang und viel von ihrer Schönheit, die Fische ihren Wohlgeschmack und die Pflanzen ihre beste Farbe. Dem Schmetterlinge entfallen die Flügel, und der Athem geht ihm aus; ungeschwächt und allein kann er ein halbes Jahr leben. So lange die junge Pflanze keine Blume trägt, widersteht sie der Kälte des Winters, und die zu frühe tragen, verderben zuerst. Die Musa hat oft hundert Jahre erlebt; sobald sie aber einmal die Blüthe entfaltet hat, so wird keine Erfahrung, keine Kunst hindern, daß nicht der prächtige Stamm im folgenden Jahr den Untergang leide. Die Schirmpalme wächst 35 Jahre zu einer Höhe von 70 Schuhen, hierauf in 4 Monaten noch 30 Schuh; nun blühet sie, bringt Früchte und stirbt in demselben Jahr. Das ist der Gang der Natur bei Entwicklung der Wesen aus einander; der Strom geht fort, indeß sich eine Welle in der andern verlieret.

Bei der Verbreitung und Ausartung der Pflanzen ist eine Aehnlichkeit kenntlich, die sich auch auf die Geschöpfe über ihnen anwenden läßt und zu Aussichten und Gesetzen der Natur vorbereitet. Jede Pflanze fordert ihr Klima, zu dem nicht die Beschaffenheit der Erde und des Bodens allein, sondern auch die Höhe des Erdstrichs, die Eigenheit der Luft, des Wassers, der Wärme gehört. Unter der Erde lag Alles noch durch einander, und obwol auch hier jede Stein-, Krystall- und Metallart ihre Beschaffenheit von dem Lande nimmt, in dem sie wuchs, und hiernach die eigensten Verschiedenheiten giebt, so ist man doch in diesem Reich des Pluto noch lange nicht zu der allgemeinen geographischen Uebersicht und zu den ordnenden Grundsätzen gekommen als im schönen Reich der Flora. Die botanische Philosophie,*)

*) Linnei philosophia botanica ist für mehrere Wissenschaften ein klassisches Muster; hätten wir eine philosophia anthropologica dieser Art, mit der Kürze und vielseitigen Genauigkeit geschrieben, so wäre ein Leitfaden da, dem jede hin-

die Pflanzen nach der Höhe und Beschaffenheit des Bodens, der Luft, des Wassers, der Wärme ordnet, ist also eine augenscheinliche Leiterin zu einer ähnlichen Philosophie in Ordnung der Thiere und Menschen.

Alle Pflanzen wachsen hin und wieder wild in der Welt; auch unsre Kunstgewächse sind aus dem Schooß der freien Natur, wo sie in ihrem Himmelsstrich in größester Vollkommenheit wachsen. Mit den Thieren und Menschen ist's nicht anders; denn jede Menschenart organisirt sich in ihrem Erdstrich zu der ihr natürlichsten Weise. Jede Erde, jede Gebirgsart, jeder ähnliche Luftstrich, so wie ein gleicher Grad der Hitze und Kälte ernährt seine Pflanzen. Auf den lappländischen Felsen, den Alpen, den Pyrenäen wachsen, der Entfernung ungeachtet, dieselben oder ähnliche Kräuter; Nordamerika und die hohen Strecken der Tatarei erziehen gleiche Kinder. Auf solchen Erdhöhen, wo der Wind die Gewächse unsanft bewegt und ihr Sommer kürzer dauert, bleiben sie zwar klein, sie sind hingegen voll unzähliger Samenkörner, da, wenn man sie in Gärten verpflanzt, sie höher wachsen und größere Blätter, aber weniger Frucht tragen. Jedermann siehet die durchscheinende Aehnlichkeit zu Thieren und Menschen. Alle Gewächse lieben die freie Luft; sie neigen sich in den Treibhäusern zu der Gegend des Lichts, wenn sie auch durch ein Loch hinausdringen sollten. In einer eingeschlossenen Wärme werden sie schlanker und rankichter, aber zugleich bleicher, fruchtloser und lassen nachher, zu plötzlich an die Sonne versetzt, die Blätter sinken. Ob es mit den Menschen und Thieren einer verzärtelnden oder zwangvollen Kultur anders wäre? Mannichfaltigkeit des Erdreichs und der Luft macht Spielarten an Pflanzen wie an Thieren und Menschen; und je mehr jene an Sachen der Zierde, an Form der Blätter, an Zahl der Blumenstiele gewinnen, desto mehr verlieren sie an Kraft der Selbstfortpflanzung. Ob es bei Thieren und Menschen (die größere Stärke ihrer vielfachern Natur abgerechnet) anders wäre? Gewächse, die in warmen Ländern zur Baumesgröße wachsen, bleiben in kalten Gegenden kleine Krüppel. Diese Pflanze ist für das Meer, jene für den Sumpf, diese für Quellen und Seen geschaffen; die eine liebt den Schnee, die andre den überschwemmenden Regen der heißen Zone; und Alles dies charakterisirt ihre Gestalt, ihre Bildung. Bereitet

zukommende Bemerkung folgen könnte. Der Abt Soulavie hat in seiner Histoire naturelle de la France meridionale (P. II, T. 1) einen Entwurf zur allgemeinen physischen Geographie des Pflanzenreichs gegeben und verspricht ihn auch über Thiere und Menschen.

uns dieses Alles nicht vor, auch in Ansehung des organischen Gebäudes der Menschheit, sofern wir Pflanzen sind, dieselben Varietäten zu erwarten?

Insonderheit ist es angenehm, die eigne Art zu bemerken, mit der die Gewächse sich nach der Jahreszeit, ja gar nach der Stunde des Tages richten und sich nur allmählig zu einem fremden Klima gewöhnen. Näher am Pol verspäten sie sich im Wachsen und reifen desto schneller, weil der Sommer später kommt und stärker wirket. Pflanzen, die, in den südlichen Welttheilen gewachsen, nach Europa gebracht wurden, reiften das erste Jahr später, weil sie noch die Sonne ihres Klima erwarteten, den folgenden Sommer allmählig geschwinder, weil sie sich schon zu diesem Luftstrich gewöhnten. In der künstlichen Wärme des Treibhauses hielt jede noch die Zeit ihres Vaterlandes, wenn sie auch 50 Jahre in Europa gewesen war. Die Pflanzen vom Kap blüheten im Winter, weil alsdann in ihrem Vaterlande Sommerzeit ist. Die Wunderblume blühet in der Nacht; vermuthlich, sagt Linné, weil sodann in Amerika, ihrem Vaterlande, Tageszeit ist. So hält jede ihre Zeit, selbst ihre Stunde des Tages, da sie sich schließt und aufthut. „Diese Dinge," sagt der botanische Philosoph,*) „scheinen zu weisen, daß etwas mehr zu ihrem Wachsthum gehöre als Wärme und Wasser." Und gewiß hat man auch bei der organischen Verschiedenheit des Menschengeschlechts und bei seiner Gewöhnung an fremde Klimate auf etwas Mehr und Anderes als auf Hitze und Kälte zu merken, zumal wenn man von einem andern Hemisphär redet.

Endlich wie die Pflanze sich zum Menschenreich geselle, welch ein Feld von Merkwürdigkeiten wäre dieses, wenn wir ihm nachgehen könnten! Man hat die schöne Erfahrung gemacht,**) daß die Gewächse zwar so wenig als wir von reiner Luft leben können, daß aber gerade das, was sie einsaugen, das Brennbare sei, was Thiere tödtet und in allen animalischen Körpern die Fäulniß befördert. Man hat bemerkt, daß sie dies nützliche Geschäft, die Luft zu reinigen, nicht mittelst der Wärme, sondern des Lichts thun, das sie, selbst bis auf die kalten Mondesstrahlen, einsaugen. Heilsame Kinder der Erde! Was uns zerstört, was wir verpestet ausathmen, ziehet Ihr an Euch; das zarteste Medium muß es mit Euch vereinigen, und Ihr gebt es rein wieder. Ihr erhaltet die Gesundheit der Geschöpfe, die Euch vernichten, und

*) S. „Abhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften" I, 6 ff.
**) S. Ingenhouß, „Versuche mit den Pflanzen," Leipzig, 1780. S. 49.

wenn Ihr sterbt, seid Ihr noch wohlthätig: Ihr macht die Erde gesunder und zu neuen Geschöpfen Eurer Art fruchtbar.

Wenn die Gewächse zu nichts als hiezu dienten, wie schön verflochten wäre ihr stilles Dasein ins Reich der Thiere und Menschen! Nun aber, da sie zugleich die reichste Speise der thierischen Schöpfung sind, und es insonderheit in der Geschichte der Lebensarten des Menschengeschlechts so viel darauf ankam, was jedes Volk in seinem Erdstrich für Pflanzen und Thiere vor sich fand, die ihm zur Nahrung dienen konnten: wie mannichfaltig und neu verflicht sich damit die Geschichte der Naturreiche! Die ruhigsten und, wenn man sagen darf, die menschlichsten Thiere leben von Pflanzen; an Nationen, die eben diese Speise wenigstens öfters genießen, hat man eben diese gesunde Ruhe und heitre Sorglosigkeit bemerket. Alle fleischfressenden Thiere sind ihrer Natur nach wilder; der Mensch, der zwischen ihnen steht, muß, wenigstens dem Bau seiner Zähne nach, kein fleischfressendes Thier sein. Ein Theil der Erdnationen lebt großentheils noch von Milch und Gewächsen; in frühern Zeiten haben mehrere davon gelebt; und welchen Reichthum hat ihnen auch die Natur im Mark, im Saft, in den Früchten, ja gar in den Rinden und Zweigen ihrer Erdgewächse beschieden, wo oft ein Baum eine ganze Familie nährt! Wunderbar ist jedem Erdstrich das Seine gegeben, nicht nur in dem, was es gewährt, sondern auch in dem, was es an sich ziehet und wegnimmt. Denn da die Pflanzen von dem Brennbaren der Luft, mithin zum Theil von den für uns schädlichsten Dünsten leben, so organisirt sich auch ihr Gegengift nach der Eigenheit eines jeden Landes, und sie bereiten für den immer zur Fäulniß gehenden animalischen Körper überall die Arzneien, die eben für die Krankheiten dieses Erdstrichs sind. Der Mensch wird sich also so wenig zu beschweren haben, daß es auch giftige Pflanzen in der Natur gebe, da diese eigentlich nur abgeleitete Kanäle des Gifts, also die wohlthätigsten zur Gesundheit der ganzen Gegend sind und in seinen Händen, zum Theil schon in den Händen der Natur, die wirksamsten Gegengifte werden. Selten hat man eine Gewächs- oder Thierart dieses und jenes Erdstrichs ausgerottet, ohne nicht bald die offenbarsten Nachtheile für die Bewohnbarkeit des Ganzen zu erfahren; und hat die Natur endlich nicht jeder Thierart, und an seinem Theil auch dem Menschen, Sinne und Organe genug verliehen, Pflanzen, die für ihn dienen, auszusuchen und die schädlichen zu verwerfen?

Es müßte ein angenehmer Lustgang unter Bäumen und Pflanzen sein, wenn man diese großen Naturgesetze der Nützlich-

keit und Einwirkung derselben ins Menschen- und Thierreich durch die verschiednen Striche unsrer Erde verfolgte; wir müssen uns begnügen, auf dem ungemessen weiten Felde künftig bei Gelegenheit nur einige einzelne Blumen zu brechen, und den Wunsch einer allgemeinen botanischen Geographie für die Menschengeschichte einem eignen Liebhaber und Kenner empfehlen.

III.

Das Reich der Thiere in Beziehung auf die Menschengeschichte.

Der Menschen ältere Brüder sind die Thiere. Ehe jene da waren, waren diese; und auch in jedem einzelnen Lande fanden die Ankömmlinge des Menschengeschlechts die Gegend, wenigstens in einigen Elementen, schon besetzt; denn wovon sollte außer den Pflanzen sonst der Ankömmling leben? Jede Geschichte des Menschen also, die ihn außer diesem Verhältniß betrachtet, muß mangelhaft und einseitig werden. Freilich ist die Erde dem Menschen gegeben, aber nicht ihm allein, nicht ihm zuvörderst; in jedem Element machten ihm die Thiere seine Alleinherrschaft streitig. Dies Geschlecht mußte er zähmen, mit jenem lange kämpfen. Einige entrannen seiner Herrschaft; mit andern lebt er in ewigem Kriege. Kurz, so viel Geschicklichkeit, Klugheit, Herz und Macht jede Art äußerte, so weit nahm sie Besitz auf der Erde.

Es gehört also noch nicht hieher, ob der Mensch Vernunft, und ob die Thiere keine Vernunft haben. Haben sie diese nicht, so besitzen sie etwas Andres zu ihrem Vortheil; denn gewiß hat die Natur keines ihrer Kinder verwahrloset. Verließe sie ein Geschöpf, wer sollte sich sein annehmen, da die ganze Schöpfung in einem Kriege ist, und die entgegengesetztesten Kräfte einander so nahe liegen? Der gottgleiche Mensch wird hier von Schlangen, dort vom Ungeziefer verfolgt, hier vom Tiger, dort vom Haifisch verschlungen. Alles ist im Streit gegen einander, weil Alles selbst bedrängt ist; es muß sich seiner Haut wehren und für sein Leben sorgen.

Warum that die Natur dies? Warum drängte sie so die Geschöpfe auf einander? Weil sie im kleinsten Raum die größeste und vielfachste Anzahl der Lebenden schaffen wollte, wo also auch Eins das Andre überwältigt, und nur durch das Gleichgewicht der Kräfte Friede wird in der Schöpfung. Jede Gattung sorgt für sich, als ob sie die einige wäre; ihr zur Seite steht aber eine

andre da, die sie einschränkt, und nur in diesem Verhältniß entgegengesetzter Arten fand die Schöpferin das Mittel zur Erhaltung des Ganzen. Sie wog die Kräfte, sie zählte die Glieder, sie bestimmte die Triebe der Gattungen gegen einander und ließ übrigens die Erde tragen, was sie zu tragen vermochte.

Es kümmert mich also nicht, ob große Thiergattungen untergegangen sind. Ging der Mammuth unter, so gingen auch Riesen unter; es war ein andres Verhältniß zwischen den Geschlechtern. Wie es jetzt ist, sehen wir das offenbare Gleichgewicht, nicht nur im Ganzen der Erde, sondern auch selbst in einzelnen Welttheilen und Ländern. Die Kultur kann Thiere verdrängen, sie kann sie aber schwerlich ausrotten, wenigstens hat sie dies Werk noch in keinem großen Erdtheil vollendet; und muß sie statt der verdrängten wilden nicht in einem größern Maaß zahmere Thiere nähren? Noch ist also, bei der gegenwärtigen Beschaffenheit unsrer Erde, keine Gattung ausgegangen; ob ich gleich nicht zweifle, daß, da diese anders war, auch andre Thiergattungen haben sein können, und wenn sie sich einmal durch Kunst oder Natur völlig ändern sollte, auch ein andres Verhältniß der lebendigen Geschlechter sein werde.

Kurz, der Mensch trat auf eine bewohnte Erde: alle Elemente, Sümpfe und Ströme, Sand und Luft waren mit Geschöpfen erfüllt oder füllten sich mit Geschöpfen, und er mußte sich durch seine Götterkunst der List und Macht einen Platz seiner Herrschaft auswirken. Wie er dies gethan habe, ist die Geschichte seiner Kultur, an der die rohesten Völker Antheil nehmen — der interessanteste Theil der Geschichte der Menschheit. Hier bemerke ich nur Eins, daß die Menschen, indem sie sich allmählig die Herrschaft über die Thiere erwarben, das Meiste von Thieren selbst lernten. Diese waren die lebendigen Funken des göttlichen Verstandes, von denen der Mensch in Absicht auf Speise, Lebensart, Kleidung, Geschicklichkeit, Kunst, Triebe in einem größern oder kleinern Kreise die Strahlen auf sich zusammenlenkte. Je mehr, je heller er dieses that, je klügere Thiere er vor sich fand, je mehr er sie zu sich gewöhnte und im Kriege oder Frieden vertraut mit ihnen lebte, desto mehr gewann auch seine Bildung; und die *Geschichte seiner Kultur* wird sonach einem großen Theil nach *zoologisch* und *geographisch*.

Zweitens. Da die Varietät der Klimate und Länder, der Steine und Pflanzen auf unsrer Erde so groß ist, wie größer wird die Verschiedenheit ihrer eigentlichen lebendigen Bewohner! Nur schränke man diese nicht auf die Erde ein; denn auch die Luft, das Wasser, selbst die innern Theile der Pflanzen und Thiere wimmeln

von Leben. Zahlloses Heer, für das die Welt gemacht ist wie für den Menschen! Rege Oberfläche der Erde, auf der Alles, so tief und weit die Sonne reicht, genießt, wirkt und lebet!

Ich will mich in die allgemeinen Sätze nicht einlassen, daß jedes Thier sein Element, sein Klima, seinen eigenthümlichen Wohnplatz habe, daß einige sich wenig, andre mehr, und wenige Gattungen sich beinah so weit verbreitet haben, als sich der Mensch verbreitete; wir haben hierüber ein sehr durchdachtes und mit wissenschaftlichem Fleiß gesammeltes Buch: Zimmermann's „Geographische Geschichte des Menschen und der allgemein verbreiteten vierfüßigen Thiere."*) Was ich hier auszeichne, sind einige besondre Bemerkungen, die wir auch bei der Menschengeschichte bestätigt finden werden.

1. Auch die Gattungen, die fast überall auf der Erde leben, gestalten sich beinah in jedem Klima anders. Der Hund ist in Lappland häßlich und klein; in Siberien wird er wohlgestalter, hat aber noch steife Ohren und keine beträchtliche Größe. „In den Gegenden, wo die schönsten Menschen leben," sagt Buffon, „findet man auch die schönsten und größesten Hunde." Zwischen den Wendecirkeln verliert er seine Stimme, und im Stande der Wildheit wird er dem Schakal ähnlich. Der Ochs in Madagaskar trägt einen Höcker, 50 Pfund schwer, der in weitern Gegenden allmählig abnimmt; und so variirt dieses Geschlecht an Farbe, Größe, Stärke, Muth beinah nach allen Gegenden der Erde. Ein europäisches Schaf bekam am Vorgebirge der guten Hoffnung einen Schwanz von 19 Pfunden; in Island treibt es bis 5 Hörner; im Oxford'schen in England wächst es bis zur Größe eines Esels, und in der Türkei ist's getigert. So gehen die Verschiedenheiten bei allen Thieren fort. Und sollte sich der Mensch, der in seinem Muskel- und Nervengebäude großentheils auch ein Thier ist, nicht mit den Klimaten verändern? Nach der Analogie der Natur wäre es ein Wunder, wenn er unverändert bliebe.

2. Alle gezähmten Thiere sind ehemals wild gewesen, und von den meisten hat man noch, insonderheit in den asiatischen Gebirgen, ihre wilden Urbilder gefunden, gerade an dem Ort, wo, wenigstens von unsrer obern Erdkugel, wahrscheinlich das Vaterland der Menschen und ihrer Kultur war. Je weiter von dieser Gegend, insonderheit wo der Uebergang schwerer war, mindern sich die Gattungen der gezähmten Thiere, bis endlich in

*) Leipzig 1778—1783. 3 Bände, mit einer genauen und feinen zoologischen Weltkarte.

Neuguinea, Neuseeland und den Inseln des Südmeers das Schwein, der Hund und die Katze ihr ganzer Thierreichthum waren.

3. Amerika hatte größtentheils seine eignen Thiere, völlig seinem Erdstrich gemäß, wie die Bildung desselben aus lange überschwemmten Tiefen und ungeheuren Höhen sie haben mußte. Wenige große Landthiere hatte es, und noch weniger, die zähmbar oder gezähmt waren; desto mehr Gattungen von Fledermäusen, Gürtelthieren, Ratten, Mäusen, den Unau, das Ai, Heere von Insekten, Amphibien, Kröten, Eidechsen u. s. w. Jedermann begreift, was dies auf die Geschichte der Menschen für Einfluß haben werde.

4. In Gegenden, wo die Kräfte der Natur am Wirksamsten sind, wo sich die Hitze der Sonne mit regelmäßigen Winden, starken Ueberschwemmungen, gewaltigen Ausbrüchen der elektrischen Materie, kurz, mit Allem in der Natur vereint, was Leben wirkt und lebendig heißet: in ihnen giebt es auch die ausgebildetsten, stärksten, größesten, muthvollsten Thiere, sowie die würzreichste Pflanzenschöpfung. Afrika hat seine Heerden von Elephanten, Zebras, Hirschen, Affen, Büffeln; die Löwen, Tiger, der Krokodil, das Flußpferd erscheinen in ihm in voller Rüstung; die höchsten Bäume heben sich in die Luft und prangen mit den saftreichsten, nützlichsten Früchten. Die Reichthümer Asiens im Pflanzen- und Thierreich kennt ein Jeder; sie treffen am Meisten auf die Gegenden, wo die elektrische Kraft der Sonne, der Luft, der Erde im größesten Strom ist. Wo diese hingegen entweder an sich schwächer und unregelmäßiger wirkt, wie in den kalten Ländern, oder wo sie im Wasser, in laugenhaften Salzen, in feuchten Harzen zurückgetrieben oder festgehalten wird, da scheinen sich auch nimmer jene Geschöpfe zu entwickeln, zu deren Bildung das ganze Spiel der Elektricität gehöret. Träge Wärme, mit Feuchtigkeit gemischt, bringt Heere von Insekten und Amphibien hervor; keine jener Wundergestalten der alten Welt, die ganz von regem Feuer durchglühet sind. Die Muskelkraft eines Löwen, der Sprung und Blick eines Tigers, die feine Verständigkeit des Elephanten, das sanfte Wesen der Gazelle, die verschmitzte Bosheit eines afrikanischen oder asiatischen Affen sind keinem Thier der neuen Welt eigen. Mit Mühe haben sich diese gleichsam aus dem warmen Schlamm losgewunden; diesem fehlt's an Zähnen, jenem an Füßen und Klauen, einem dritten am Schwanz und den meisten an Größe, Muth und Schnellkraft. Auf den Gebirgen werden sie belebterer Art; sie reichen aber auch nicht an die Thiere der

alten Welt, und die meisten zeigen, daß ihnen in ihrem zähen oder schuppenartigen Wesen der elektrische Strom fehlet.

5. Endlich wird es, was wir bei den Pflanzen bemerkten, bei den Thieren vielleicht noch sonderbarere Erscheinungen geben, nämlich ihre oft widersinnige Art und ihr langsames Gewöhnen an ein fremdes, zumal antipodisches Klima. Der amerikanische Bär, den Linné beschrieben,*) hielt auch in Schweden die amerikanische Tag- und Nachtzeit. Er schlief von Mitternacht bis zu Mittag und spazierte vom Mittage bis zu Mitternacht, als ob es sein amerikanischer Tag wäre; mit seinen übrigen Instinkten erhielt er sich auch seines Vaterlandes Zeitmaaß. Sollte diese Bemerkung nicht mehrerer aus andern Strichen der Erde, aus der öst- und südlichen Halbsphäre werth sein? Und wenn diese Verschiedenheit von Thieren gilt, sollte das Menschengeschlecht, seinem eigenthümlichen Charakter unbeschadet, ganz leer davon ausgehen?

IV.

Der Mensch ist ein Mittelgeschöpf unter den Thieren der Erde.

1. Als Linné die Arten der säugenden Thiere auf 230 brachte, unter denen er schon die säugenden Wasserthiere mit begriff, zählte er der Vögel 946, der Amphibien 292, der Fische 404, der Insekten 3060, der Gewürme 1205 Arten; offenbar also waren die Landthiere die mindesten, und die Amphibien, die ihnen am Nächsten kommen, folgten nach ihnen. In der Luft, im Wasser, in den Morästen, im Sande vermehrten sich die Geschlechter und Arten; und ich glaube, daß sie sich bei weitern Entdeckungen immer ungefähr in dem nämlichen Verhältniß vermehren werden. Wenn nach Linné's Tode die Arten der Säugethiere bis auf 450 gewachsen, so rechnet Buffon auf 2000 Vögel, und Forster allein entdeckte auf einigen Inseln des Südmeers in einem kurzen Aufenthalt 109 neue Arten derselben, wo es durchaus keine neuzuentdeckenden Landthiere gab. Geht dieses Verhältniß fort, und es werden künftig mehr neue Insekten, Vögel, Gewürme als völlig neue Gattungen der Landthiere bekannt werden, so viel ihrer auch in dem noch undurchreiseten Afrika sein mögen, so können wir nach aller Wahrscheinlichkeit den Satz annehmen: Die Klassen der Geschöpfe erweitern sich, je mehr sie sich vom Menschen entfernen; je näher ihm, desto weniger werden

*) S. Abhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften IX, 300.

die Gattungen der sogenannten vollkommenern Thiere.

2. Nun ist unleugbar, daß bei aller Verschiedenheit der lebendigen Erdwesen überall eine gewisse Einförmigkeit des Baues und gleichsam eine Hauptform zu herrschen scheine, die in der reichsten Verschiedenheit wechselt. Der ähnliche Knochenbau der Landthiere fällt in die Augen: Kopf, Rumpf, Hände und Füße sind überall die Haupttheile; selbst die vornehmsten Glieder derselben sind nach einem Prototyp gebildet und gleichsam nur unendlich variiret. Der innere Bau der Thiere macht die Sache noch augenscheinlicher, und manche rohen Gestalten sind im Inwendigen der Haupttheile dem Menschen sehr ähnlich. Die Amphibien gehen von diesem Hauptbilde schon mehr ab; Vögel, Fische, Insekten, Wassergeschöpfe noch mehr, welche letzte sich in die Pflanzen- oder Steinschöpfung verlieren. Weiter reicht unser Auge nicht; indessen machen diese Uebergänge es nicht unwahrscheinlich, daß in den Seegeschöpfen, Pflanzen, ja vielleicht gar in den todtgenannten Wesen eine und dieselbe Anlage der Organisation, nur unendlich roher und verworrener, herrschen möge. Im Blick des ewigen Wesens, der Alles in einem Zusammenhange siehet, hat vielleicht die Gestalt des Eistheilchens, wie es sich erzeugt, und der Schneeflocke, die sich an ihm bildet, noch immer ein analoges Verhältniß mit der Bildung des Embryons im Mutterleibe. Wir können also das zweite Hauptgesetz annehmen: daß, je näher dem Menschen, auch alle Geschöpfe in der Hauptform mehr oder minder Aehnlichkeit mit ihm haben, und daß die Natur bei der unendlichen Varietät, die sie liebt, alle Lebendigen unsrer Erde nach Einem Hauptplasma der Organisation gebildet zu haben scheine.

3. Es erhellt also von selbst, daß, da diese Hauptform nach Geschlechtern, Arten, Bestimmungen, Elementen immer variirt werden mußte, ein Exemplar das andre erkläre. Was die Natur bei diesem Geschöpf als Nebenwerk hinwarf, führte sie bei dem andern gleichsam als Hauptwerk aus; sie setzte es ins Licht, vergrößerte es und ließ die andern Theile, obwol immer noch in der überdachtesten Harmonie, diesem Theil jetzt dienen. Anderswo herrschen wiederum diese dienenden Theile, und alle Wesen der organischen Schöpfung erscheinen also als disjecti membra poëtae.* Wer sie studiren will, muß eins im andern studiren;

(* Hor. sat. I, 4, 62.)

wo dieser Theil verhüllt und vernachlässigt erscheint, weiset er auf ein andres Geschöpf, wo ihn die Natur ausgebildet und offen darlegte. Auch dieser Satz findet seine Bestätigung in allen Phänomenen divergirender Wesen.

4. Der Mensch endlich scheint unter den Erdthieren das feine Mittelgeschöpf zu sein, in dem sich, so viel es die Einzelnheit seiner Bestimmung zuließ, die meisten und feinsten Strahlen ihm ähnlicher Gestalten sammeln. Alles in gleichem Maaß konnte er nicht in sich fassen; er mußte also diesem Geschöpf an Feinheit eines Sinnes, jenem an Muskelkraft, einem dritten an Elasticität der Fibern nachstehen; so viel sich aber vereinigen ließ, ward in ihm vereinigt. Mit allen Landthieren hat er Theile, Triebe, Sinne, Fähigkeiten, Künste gemein; wo nicht ererbt, so doch erlernt, wo nicht ausgebildet, so doch in der Anlage. Man könnte, wenn man die ihm nahen Thierarten mit ihm vergleicht, beinah kühn werden zu sagen: sie seien gebrochne und durch katoptrische Spiegel aus einander geworfne Strahlen seines Bildes. Und so können wir den vierten Satz annehmen: daß der Mensch ein Mittelgeschöpf unter den Thieren, d. i. die ausgearbeitete Form sei, in der sich die Züge aller Gattungen um ihn her im feinsten Inbegriff sammeln.

Ich hoffe nicht, daß die Aehnlichkeit, auf die ich zwischen Menschen und Thieren zeige, mit jenen Spielen der Einbildung werde verwechselt werden, da man bei Pflanzen und sogar bei Steinen äußere Glieder des menschlichen Körpers aufhaschte und darauf Systeme baute. Jeder Vernünftige belacht diese Spiele, da gerade mit der äußern Gestalt die bildende Natur innere Aehnlichkeiten des Baues verdeckte und verlarvte. Wie manche Thiere, die uns von außen so unähnlich scheinen, sind uns im Innern, im Knochenbau, in den vornehmsten Lebens- und Empfindungstheilen, ja in den Lebensverrichtungen selbst auf die auffallendste Weise ähnlich! Man gehe die Zergliederungen Daubenton's, Perrault's, Pallas' und andrer Akademisten durch, und der Augenschein zeigt es deutlich. Die Naturgeschichte für Jünglinge und Kinder muß sich, um dem Auge und Gedächtniß zu Hilfe zu kommen, an einzelnen Unterscheidungen der äußern Gestalt begnügen; die männliche und philosophische Naturgeschichte sucht den Bau des Thiers von innen und außen, um ihn mit seiner Lebensweise zu vergleichen und den Charakter und Standort des Geschöpfs zu finden. Bei den Pflanzen hat man diese Methode die natürliche genannt, und auch bei den Thieren muß die ver-

gleichende Anatomie Schritt vor Schritt zu ihr führen. Mit ihr bekommt der Mensch natürlicherweise an sich selbst einen Leitfaden, der ihn durchs große Labyrinth der lebendigen Schöpfung begleite, und wenn man bei irgend einer Methode sagen kann, daß unser Geist dem durchdenkenden, vielumfassenden Verstande Gottes nachzudenken wage, so ist's bei dieser. Bei jeder Abweichung von der Regel, die uns der oberste Künstler als ein Gesetz Polyklet's* im Menschen darstellte, werden wir auf eine Ursache geführt, warum er hier abwich, zu welchem Zweck er dort anders formte; und so wird uns Erde, Luft, Wasser, selbst die tiefste Tiefe der belebten Schöpfung ein Vorrathshaus seiner Gedanken, seiner Erfindungen nach und zu einem Hauptbilde der Kunst und Weisheit.

Welchen großen und reichen Anblick giebt diese Aussicht über die Geschichte der uns ähnlichen und unähnlichen Wesen! Sie scheidet die Reiche der Natur und die Klassen der Geschöpfe nach ihren Elementen und verbindet sie mit einander; auch in dem entferntesten wird der weitgezogne Radius aus einem und demselben Mittelpunkt sichtbar. Aus Luft und Wasser, aus Höhen und Tiefen sehe ich gleichsam die Thiere zum Menschen kommen, wie sie dort zum Urvater unsres Geschlechts kamen,** und Schritt vor Schritt sich seiner Gestalt nähern. Der Vogel fliegt in der Luft; jede Abweichung seiner Form vom Bau der Landthiere läßt sich aus seinem Element erklären; sobald er auch nur in einer häßlichen Mittelgattung die Erde berührt, wird er, wie in den Fledermäusen und Vampyrs, dem Gerippe des Menschen ähnlich. Der Fisch schwimmt im Wasser; noch sind seine Füße und Hände in Floßfedern und einen Schwanz verwachsen; er hat noch wenig Artikulation der Glieder; sobald er die Erde berührt, wickelt er, wie der Manati, wenigstens die Vorderfüße los, und das Weib bekommt Brüste. Der Seebär und Seelöwe hat seine vier Füße schon kenntlich, ob er gleich die hintersten noch nicht gebrauchen kann und die fünf Zehen derselben noch als Lappen von Floßfedern nach sich ziehet; er kriecht indeß, wie er kann, leise heran, um sich am Strahl der Sonne zu wärmen, und ist schon einen kleinen Tritt über die Dumpfheit des unförmlichen Seehundes erhoben. So geht's aus dem Staube der Würmer, aus den Kalkhäusern der Muschelthiere, aus den Gespinnsten der Insekten allmählig

---

(* Man legte ihm eine Schrift über die Proportionen des menschlichen Körpers, einen Kanon, bei, und eines seiner Standbilder galt als ein solcher Kanon.)

(** Mos. 1, 2, 18 ff.)

in mehr gegliederte, höhere Organisationen. Durch die Amphibien geht's zu den Landthieren hinauf, und unter diesen ist selbst bei dem abscheulichen Unau mit seinen drei Fingern und zwei Vorderbrüsten schon das nähere Analogon unsrer Gestalt sichtbar. Nun spielt die Natur und übt sich rings um den Menschen im größesten Mancherlei der Anlagen und Organisationen. Sie vertheilte die Lebensarten und Triebe, bildete die Geschlechter einander feindlich, indeß alle diese Scheinwidersprüche zu einem Ziel führen. Es ist also anatomisch und physiologisch wahr, daß durch die ganze belebte Schöpfung unsrer Erde das Analogon einer Organisation herrsche; nur also, daß, je entfernter vom Menschen, je mehr das Element des Lebens der Geschöpfe von ihm absteht, die sich immer gleiche Natur auch in ihren Organisationen das Hauptbild verlassen mußte. Je näher ihm, desto mehr zog sie Klassen und Radien zusammen, um in seinem, dem heiligen Mittelpunkt der Erdeschöpfung, was sie kann, zu vereinen. Freue Dich Deines Standes, o Mensch, und studire Dich, edles Mittelgeschöpf, in Allem, was um Dich lebet!

Drittes Buch.

I.

Vergleichung des Baues der Pflanzen und Thiere in Rücksicht auf die Organisation des Menschen.

Das erste Merkmal, wodurch sich unsern Augen ein Thier unterscheidet, ist der Mund. Die Pflanze ist, wenn ich so sagen darf, noch ganz Mund; sie saugt mit Wurzeln, Blättern und Röhren; sie liegt noch wie ein unentwickeltes Kind in ihrer Mutter Schooß und an ihren Brüsten. Sobald sich das Geschöpf zum Thier organisirt, wird an ihm, selbst ehe noch ein Haupt unterscheidbar ist, der Mund merklich. Die Arme des Polypen sind Mäuler; in Würmern, wo man noch wenig innere Theile unterscheidet, sind Speisekanäle sichtbar; ja bei manchen Schalthieren liegt der Zugang derselben, als ob er noch Wurzel wäre, am Untertheil des Thieres. Diesen Kanal also bildete die Natur an ihren Lebendigen zuerst aus und erhält ihn bis zum organisirtesten Wesen. Die Insekten sind im Zustande der Larven fast nichts als Mund, Magen und Eingeweide; die Gestalt der Fische und Amphibien, endlich sogar der Vögel und Landthiere, ist auch in ihrer horizontalen Lage dazu gebildet. Nur je höher hinauf, desto vielfach geordneter werden die Theile. Die Oeffnung engt sich, Magen und Eingeweide nehmen einen tiefern Platz; endlich bei der aufgerichteten Stellung des Menschen tritt auch äußerlich der Mund, der am Kopf des Thiers noch immer der vorstehende Theil war, unter die höhere Organisation des Antlitzes zurück; edlere Theile erfüllen die Brust, und die Werkzeuge der Nahrung sind in die niedere Region hinab geordnet. Das edlere Geschöpf soll nicht mehr dem Bauch allein dienen, dessen Herrschaft in allen

Klassen seiner untern Brüder auch nach Theilen des Körpers und nach Verrichtungen des Lebens so weit und groß war.

Das erste Hauptgesetz also, dem irgend der Trieb eines Lebendigen dient, ist Nahrung. Die Thiere haben ihn mit der Pflanze gemein: denn auch die Theile ihres Baues, die Speise einsaugen und ausarbeiten, bereiten Säfte und sind ihrem Gewebe nach pflanzenartig. Blos die feinere Organisation, in welche die Natur sie setzte, die mehrere Mischung, Läuterung und Ausarbeitung der Lebenssäfte, nur diese befördert nach Klassen und Arten allmählig den feinern Strom, der die edlern Theile befeuchtet, je mehr die Natur jene niedrigern einschränkte. Stolzer Mensch, blicke auf die erste nothdürftige Anlage Deiner Mitgeschöpfe zurück: Du trägst sie noch mit Dir; Du bist ein Speisekanal wie Deine niedrigern Brüder.

Nur unendlich hat uns die Natur gegen sie veredelt. Die Zähne, die bei Insekten und andern Thieren Hände sein müssen, den Raub zu halten und zu zerreißen, die Kiefer, die bei Fischen und Raubthieren mit wunderbarer Macht wirken, wie edel sind sie bei dem Menschen zurückgesetzt und ihre ihnen noch einwohnende Stärke gezähmet!*) Die vielen Magen der niedrigern Geschöpfe sind bei ihm und einigen Landthieren, die sich von innen seiner Gestalt nähern, in einen zusammengepreßt, und sein Mund endlich ist durch das reinste Göttergeschenk, die Rede, geheiliget. Würmer, Insekten, Fische, die mehresten Amphibien sind stumm mit dem Munde; auch der Vogel tönt nur mit der Kehle; jedes der Landthiere hat wenige herrschende Schälle, so viel zur Haushaltung seines Geschlechts gehören; der Mensch allein besitzt wahre Sprachorgane mit den Werkzeugen des Geschmacks und der Speise, also das Edelste mit den Zeichen der niedrigsten Nothdurft zusammengeordnet. Womit er Speise für den niedrigen Leib verarbeitet, verarbeitet er auch in Worten die Nahrung der Gedanken.

Der zweite Beruf der Geschöpfe ist Fortpflanzung; die Bestimmung dazu ist schon im Bau der Pflanzen sichtbar. Wem dienen Wurzel und Stamm, Aeste und Blätter? Wem hat die Natur den obersten oder doch den ausgesuchtesten Platz eingeräumt? Der Blüthe, der Krone; und wir sahen, sie sind die Zeugungstheile der Pflanze. Sie also sind zum schönsten Haupttheil dieses Geschöpfs gemacht; auf ihre Ausbildung ist das

---

*) Man sehe von der Kraft dieser Theile Haller's Elementa Physiologiae VI, 14. 15.

Leben, das Geschäft, das Vergnügen der Pflanze, ja selbst die einzige scheinbar willkürliche Bewegung derselben berechnet; es ist diese nämlich der sogenannte Schlaf der Pflanzen. Gewächse, deren Samenbehältnisse hinlänglich gesichert sind, schlafen nicht; eine Pflanze nach der Befruchtung schläft auch nicht mehr. Sie schloß sich also nur mütterlich zu, die innern Theile der Blume gegen die rauhe Witterung zu bewahren. Und so ist Alles bei ihr wie auf Nahrung und Wachsthum, so auch auf Fortpflanzung und Befruchtung gerechnet; eines andern Zwecks der Thätigkeit war sie nicht fähig.

Nicht also bei den Thieren. Die Werkzeuge der Fortpflanzung sind ihnen nicht zur Krone gemacht (nur einige der niedrigsten Geschöpfe haben diese Theile dem Haupt nahe), sie sind vielmehr, auch der Bestimmung des Geschöpfs nach, edlern Gliedern untergeordnet. Herz und Lunge nehmen die Brust ein; das Haupt ist feinern Sinnen geweiht, und überhaupt ist dem ganzen Bau nach das Fiberngewebe mit seiner saftreichen Blumenkraft dem reizbaren Triebwerk der Muskeln und dem empfindenden Nervengebäude unterworfen. Die Oekonomie des Lebens dieser Geschöpfe soll offenbar dem Geist ihres Baues folgen. Freiwillige Bewegung, wirksame Thätigkeit, Empfindungen und Triebe machen das Hauptgeschäft des Thiers aus, je mehr sich seine Organisation hebt. Bei den meisten Gattungen ist die Begierde des Geschlechts nur auf kleine Zeit eingeschränkt; die übrige leben sie freier von diesem Triebe als manche niedrige Menschen, die gern in den Zustand der Pflanze zurückkehren möchten. Sie haben natürlich auch das Schicksal der Pflanzen; alle edlern Triebe, die Muskel-, Empfindungs-, Geistes- und Willenskraft ermattet; sie leben und sterben eines frühzeitigen Pflanzentodes.

Was unter den Thieren der Pflanze am Nächsten kommt, bleibt wie in der Oekonomie des Baues, so auch im Zweck seiner Bestimmung dem angeführten Bildungsprincipium treu; es sind Zoophyten und Insekten. Der Polyp ist seinem Bau nach nichts als eine belebte organische Röhre junger Polypen, das Korallengewächs ein organisches Haus eigner Seethiere; das Insekt endlich, das weit über jenen steht, weil es schon in einem feinern Medium lebt, zeigt dennoch in seiner Organisation sowol als in seinem Leben die nahe Grenze jener Pflanzenbestimmung. Sein Kopf ist klein und ohne Gehirn; selbst zu einigen nothdürftigen Sinnen war in ihm nicht Raum; daher es sie auf Fühlhörnern vor sich her trägt. Seine Brust ist klein; daher ihnen

die Lunge und vielen auch das kleinste Analogon des Herzens fehlt. Der Hinterleib aber, in seinen pflanzenartigen Ringen, wie groß und weit ist er! er ist noch der herrschende Theil des Thiers,*) sowie die Hauptbestimmung desselben Nahrung und zahlreiche Fortpflanzung.

Bei Thieren edlerer Art legte die Natur, wie gesagt worden, die Werkzeuge der Fortpflanzung, als ob sie sich ihrer zu schämen anfinge, tiefer hinab; sie gab einem Theil mehrere, sogar die ungleichsten Verrichtungen und gewann damit in der weitern Brust zu edlern Theilen Raum. Selbst die Nerven, die zu jenen Theilen führen mußten, ließ sie weit vom Haupt aus niedrigen Stämmen entspringen und entnahm sie mit ihren Muskeln und Fibern großentheils dem Willen der Seele. Pflanzenartig wird hier der Saft der Fortpflanzung bereitet, und auch die junge Frucht noch als Pflanze genähret. Pflanzenartig blühet die Kraft dieser Theile und Triebe zuerst ab, wenn das Herz noch, und vielleicht rascher, schlägt und der Kopf heller denkt. Das Wachsthum des menschlichen Körpers in seinen Theilen geschieht, nach Martinet's feiner Bemerkung,**) minder in den obern als untern Theilen des Körpers; gleich als ob der Mensch ein Baum wäre, der unten auf seinem Stamm wüchse. Kurz, so verschlungen der Bau unsres Körpers ist, so ist offenbar, daß die Theile, die blos zur animalischen Nahrung und Fortpflanzung dienen, auch ihrer Organisation nach mit Nichten die herrschenden Theile der Bestimmung eines Thiers, geschweige des Menschen, werden sollten und werden konnten.

Und welche wählte denn die Natur zu diesen? Lasset uns ihrem Bau von innen und außen folgen.

Durch die Reihen aller lebendigen Erdwesen erstreckt sich die Ordnung, daß

1. Thiere mit einer Höhle und einer Kammer des Herzens, wie die Amphibien und Fische, auch kälteres Blut; daß
2. die mit einer Kammer ohne Höhle gar nur einen weißen Saft statt des Blutes haben, wie die Insekten und Würmer; daß aber
3. Thiere mit vierfachigem Herzen warmblütige Geschöpfe sind, wie Vögel und Säugethiere.

---

*) Viele dieser Geschöpfe holen noch durch ihn Athem; auf ihm läuft statt des Herzens die Pulsader hinab; sie bohren sich mit demselben ein u. s. w.

**) S. Martinet's „Katechismus der Natur" I, 316, wo durch eine Kupfertafel das Wachsthum nach Jahren gezeigt wird.

Gleichergestalt ist's bemerkt, daß

1. jenen Thieren zum Athemholen und zur Bewirkung des Blutumlaufs die Lunge fehle; daß aber
2. die Thiere mit vierfachigem Herzen Lungen haben.

Es ist unglaublich, was aus diesen simpeln Unterschieden für große Veränderungen zur Veredlung der Wesen folgen.

Zuerst. Die Bildung des Herzens auch in seiner unvollkommensten Gestalt fordert einen organischen Bau mehrerer innern Theile, zu dem sich keine Pflanze erhebt. Auch in Insekten und Würmern sieht man schon Adern und andre Absonderungswerkzeuge, zum Theil selbst Muskeln und Nerven, die bei den Pflanzen noch durch Röhren und bei den Pflanzenthieren durch ein Gebäude, das jenen ähnlich ist, ersetzt wurden. In dem vollkommenern Geschöpf ward also eine feinere Ausarbeitung des Safts, von dem es lebt, mithin auch der Wärme, durch die es lebt, befördert; und so sproßt der Baum des Lebens vom pflanzenartigen zum weißen Saft der Thiere, sodann zum röthern Blut und endlich zur vollkommenern Wärme organischer Wesen. Je mehr diese wächst, desto mehr sehen wir auch die innere Organisation sich absetzen, sich vervielfältigen und den Kreislauf vollkommener werden, durch dessen Bewegung jene innere Wärme wahrscheinlich allein entstehen konnte. Nur ein Principium des Lebens scheint in der Natur zu herrschen: dies ist der ätherische oder elektrische Strom, der in den Röhren der Pflanze, in den Adern und Muskeln des Thiers, endlich gar im Nervengebäude immer feiner und feiner verarbeitet wird und zuletzt alle die wunderbaren Triebe und Seelenkräfte anfacht, über deren Wirkung wir bei Thieren und Menschen staunen. Das Wachsthum der Pflanzen, ob ihr Lebenssaft gleich viel organischer und feiner ist als die elektrische Kraft, die sich in der todten Natur äußert, wird durch die Elektricität befördert. Noch auf Thiere und Menschen hat jener Strom Wirkung, und nicht nur auf die gröbern Theile ihrer Maschinen etwa, sondern selbst, wo diese zunächst an die Seele grenzen. Die Nerven, von einem Wesen belebt, dessen Gesetze beinahe schon über die Materie hinaus sind, da es mit einer Art Allgegenwart wirkt, sind noch von der elektrischen Kraft im Körper berührbar. Kurz, die Natur gab ihren lebendigen Kindern das Beste, was sie ihnen geben konnte, eine organische Aehnlichkeit ihrer eignen schaffenden Kraft, belebende Wärme. Durch solche und solche Organe erzeugt sich das Geschöpf aus dem todten Pflanzenleben lebendigen Reiz und aus der Summe dieses, durch feinere Kanäle geläutert, das Medium

der Empfindung. Das Resultat der Reize wird Trieb, das Resultat der Empfindungen Gedanke — ein ewiger Fortgang von organischer Schöpfung, der in jedes lebendige Geschöpf gelegt ward. Mit der organischen Wärme desselben (nicht eben wie sie für unsre groben Kunstwerkzeuge von außen fühlbar ist) nimmt auch die Vollkommenheit seiner Gattung, wahrscheinlich also auch seine Fähigkeit zu einem feinern Gefühl des Wohlseins, zu, in dessen Alles durchgehendem Strom die allerwärmende, allbebelebende, allgenießende Mutter sich selbst fühlt.

Zweitens. Je vielfacher die innere Organisation des Geschöpfs zur feinern Lebenswärme ward, desto mehr, sehen wir, wird dasselbe fähig, Lebendige zu empfangen und zu gebären. Abermals eine Sprosse desselben großen Lebensbaumes durch alle Gattungen der Geschöpfe.*)

Es ist bekannt, daß die meisten Pflanzen sich selbst begatten, und daß auch, wo die Glieder des Geschlechts getheilt sind, sich viel Androgynen und Polygamen finden. Gleichergestalt ist's bemerkt, daß bei den niedrigern Arten der Thiere, den Pflanzengeschöpfen, Schnecken, Insekten, entweder die thierischen Zeugungstheile noch fehlen, und das Geschöpf wie die Pflanze nur fortzusprossen scheint, oder daß es unter ihnen Hermaphroditen, Androgynen und mehrere Anomalien gebe, die hier aufzuzählen nicht der Ort ist. Je vielfacher die Organisation des Thiers wird, desto bestimmter gehen die Geschlechter aus einander. Hier konnte sich die Natur nicht mehr an organischen Keimen begnügen; die Formung eines in seinen Theilen so vielartigen und vielgestalteten Wesens wäre übel daran gewesen, wenn der Zufall das Werk gehabt hätte, mit organischen Formen zu spielen. Also schied die weise Mutter und trennte die Geschlechter. Sie wußte aber eine Organisation zu finden, wo sich zwei Geschöpfe zu einem vereinten, und in ihrer Mitte ein Drittes würde, der Abdruck ihrer Beider im Augenblick der innigsten organischen Lebenswärme.

In dieser empfangen, wird das neue Wesen allein auch durch sie fortgebildet. Mütterliche Wärme umfängt es und bildet es aus. Noch athmet seine Lunge nicht, und seine größere Brustdrüse sauget; selbst beim Menschen scheint die rechte Herzkammer noch zu fehlen, und statt des Blutes fließt ein weißer Saft durch

*) Man wende nicht ein, daß auch Polypen, einige Schnecken und sogar die Blattläuse Lebendige gebären; auf diese Weise gebiert auch die Pflanze Lebendige, indem sie Keime treibt. Hier ist von lebendig gebärenden säugenden Thieren die Rede.

seine Adern. Je mehr indeß die mütterliche Wärme auch seine innere Wärme anfacht, desto mehr bildet sich das Herz; das Blut röthet sich und gewinnt, ob es gleich die Lunge noch nicht berühren kann, energischen Kreislauf. In lauten Pulsschlägen regt sich das Geschöpf und tritt endlich vollkommen gebildet auf die Welt, begabt mit allen Trieben der Selbstbewegung und Empfindung, zu denen es nur in einem lebendigen Geschöpf dieser Art organisirt werden konnte. Sogleich reichen ihm Luft, Milch, Nahrungsmittel, selbst der Schmerz und jedes Bedürfniß Anlässe dar, auf tausend Wegen Wärme einzusaugen und sie durch Fibern, Muskeln und Nerven zu dem Wesen zu verarbeiten, das keine niedrigere Organisation erarbeiten kann. Es wächst bis zu den Jahren, da es im Ueberfluß seiner Lebenswärme sich fortzubilden, zu vervielfältigen strebt, und der organische Lebenscirkel also von Neuem anfängt.

So ging die Natur bei den Geschöpfen zu Werk, die sie Lebendige gebären lassen konnte; nicht aber alle konnten dies. Die Thiere kältern Blutes nicht; ihnen muß also die Sonne zu Hilfe kommen und ihre Mitmutter werden. Sie brütet das Ungeborne hervor — ein klarer Beweis, daß alle organische Wärme in der Schöpfung Eins sei, nur durch zahllose Kanäle feiner und feiner hinaufgeläutert. Selbst die Vögel, die wärmern Blutes sind als die Erdthiere, konnten, vielleicht theils ihres kältern Elements, theils ihrer Lebensart und ganzen Bestimmung wegen, nicht Lebendige gebären. Die Natur verschonte diese leichten, flüchtigen Geschöpfe, ihre Jungen bis zur lebendigen Geburt zu tragen, wie sie sie auch mit der Mühe des Säugens verschonte. Sobald der Vogel aber, wenn auch nur in einer häßlichen Mittelgattung, die Erde betritt, säugt er; sobald das Meerthier warmes Blut und Organisation genug hat, ein Lebendiges zu gebären, ward ihm auch die Mühe aufgelegt, es zu säugen.

Wie sehr trug die Natur hiedurch zur Vervollkommnung der Gattungen bei! Der flüchtige Vogel kann nur brüten; und wie schöne Triebe beider Geschlechter entstehen schon aus dieser kleinen Haushaltung! Die eheliche Liebe baut, die mütterliche Liebe erwärmt das Nest, die väterliche versorgt es und hilft es mit erwärmen. Wie vertheidigt eine Vogelmutter ihre Jungen! wie keusch ist in den Geschlechtern, die zur Ehe gemacht sind, ihre eheliche Liebe! Bei den Thieren der Erde sollte dies Band, wo möglich, noch stärker werden; darum bekam die Mutter ihr Lebendiggebornes an die Brust, es mit den zartesten Theilen ihrer selbst zu nähren. Nur ein groborganisirtes Schwein

ist's, das seine eignen Jungen frißt; nur kalte Amphibien sind's, die ihre Eier dem Sande oder Morast geben. Mit Zärtlichkeit sorgen alle säugenden Geschlechter für ihre Jungen; die Liebe des Affen ist zum Sprichwort geworden, und vielleicht giebt keine andre Gattung ihm nach. Selbst Seegeschöpfe nehmen daran Theil, und der Manati ist bis zum Fabelhaften ein Bild der ehelichen und mütterlichen Liebe. Zärtliche Haushälterin der Welt, an so einfache organische Bande knüpftest Du die nothwendigsten Beziehungen so wie die schönsten Triebe Deiner Kinder! Auf eine Höhle der Herzmuskel, auf eine athmende Lunge kam's an, daß das Geschöpf mit stärkerer und feinerer Wärme lebte, daß es Lebendige gebar und säugte, daß es zu feinern als den Fortpflanzungstrieben, zur Haushaltung und Zärtlichkeit für die Jungen, ja in einigen Geschlechtern gar zur ehelichen Liebe gewöhnt ward. In der größern Wärme des Bluts, diesem Strom der allgemeinen Weltseele, zündetest Du die Fackel an, mit der Du auch die feinsten Regungen des menschlichen Herzens erwärmst!

Endlich sollte ich noch vom Haupt, als der höchsten Region der Thieresbildung, reden; es gehören aber hiezu zuvörderst andre Betrachtungen als über ihre äußern Formen und Glieder.

II.

Vergleichung der mancherlei organischen Kräfte, die im Thier wirken.

Der unsterbliche Haller hat die verschiednen Kräfte, die sich im Thierkörper physiologisch äußern, nämlich die Elasticität der Faser, die Reizbarkeit des Muskels, endlich die Empfindung des Nervengebäudes, mit einer Genauigkeit unterschieden, die im Ganzen nicht nur unwiderlegbar bleiben, sondern noch die reichste Anwendung, auch bei andern als menschlichen Körpern, zur physiologischen Seelenlehre gewähren dürfte.

Nun lasse ich's dahingestellt sein, ob nicht diese drei allerdings so verschiednen Erscheinungen im Grunde eine und dieselbe Kraft sein könnten, die sich in der Faser anders, anders im Muskel, anders im Nervengebäude offenbart. Da Alles in der Natur verknüpft, und diese drei Wirkungen im belebten Körper so innig und vielfach verbunden sind, so läßt sich daran kaum zweifeln. Elasticität und Reizbarkeit grenzen an einander, wie Fiber und Muskel zusammengrenzen. So wie dieser nur ein verflochtnes Kunstgebilde jener ist, so ist auch die Reizbarkeit wahrscheinlich nichts als eine auf innige Art unendlich vermehrte Schnellkraft,

die in dieser organischen Verschlingung vieler Theile sich aus dem todten Fibergefühl zur ersten Stufe des thierischen Selbstreizes erhoben. Die Empfindsamkeit des Nervensystems wird sodann die dritte höhere Art derselben Kraft sein, ein Resultat aller jener organischen Kräfte, da der ganze Kreislauf des Bluts und aller ihm untergeordneten Gefäße dazu zu gehören scheint, das Gehirn, als die Wurzel der Nerven, mit dem feinen Saft zu befeuchten, der sich, als Medium der Empfindung betrachtet, über Muskel- und Faserkräfte so sehr erhebt.

Doch dem sei, wie ihm wolle, unendlich ist die Weisheit des Schöpfers, mit der er in den verschiednen Organisationen der Thierkörper diese Kräfte verband und die niedern allmählig den höhern unterordnen wollte. Das Grundgewebe von Allem auch in unserm Bau sind Fibern; auf ihnen blühet der Mensch. Die lymphatischen und Milchgefäße bereiten Saft für die ganze Maschine. Die Muskelkräfte bewegen diese nicht blos zu Wirkungen nach außen, sondern ein Muskel, das Herz, wird das erste Triebwerk des Blutes, eines Safts aus so vielen Säften, der nicht nur den ganzen Körper erwärmt, sondern auch zum Haupt steigt und von da durch neue Zubereitungen die Nerven belebt. Wie ein himmlisches Gewächs breiten sich diese aus ihrer obern Wurzel nieder. Und wie sie sich breiten, wie fein sie sind, zu welchen Theilen sie verwandt werden, mit welchem Grad des Reizes hier oder da ein Muskel verschlungen sei, welchen Saft die pflanzenartigen Gefäße bereiten, welche Temperatur im ganzen Verhältniß dieser Theile gegen einander herrsche, auf welche Sinne es falle, zu welcher Lebensart es wirke, in welchen Bau, in welche Gestalt es organisirt sei; — wenn die genaue Untersuchung dieser Dinge in einzelnen, zumal dem Menschen nahen Geschöpfen nicht Aufschlüsse über ihren Instinkt und Charakter, über das Verhältniß der Gattungen gegen einander, zuletzt und am Meisten über die Ursachen des Vorzuges der Menschen vor den Thieren gäbe, so wüßte ich nicht, woher man physische Aufschlüsse nehmen sollte. Und glücklicherweise gehen jetzt die Camper, Wrisberg, Wolf, Sömmering und so viel andre forschende Zergliederer auf diesem geistigen physiologischen Wege der Vergleichung mehrerer Geschlechter in den Kräften der Werkzeuge ihres organischen Lebens.

Ich setze meinem Zweck gemäß einige Hauptgrundsätze voraus, die die folgenden Betrachtungen über die inwohnenden organischen Kräfte verschiedner Wesen und zuletzt des Menschen einleiten mögen;

denn ohne sie ist keine gründliche Uebersicht der Menschennatur in ihren Mängeln und Vollkommenheiten möglich.

1. Wo Wirkung in der Natur ist, muß wirkende Kraft sein; wo Reiz sich in Bestrebungen oder gar in Krämpfen zeigt, da muß auch Reiz von innen gefühlt werden. Sollten diese Sätze nicht gelten, so hört aller Zusammenhang der Bemerkungen, alle Analogie der Natur auf.

2. Niemand mag eine Grenze ziehen, wo eine augenscheinliche Wirkung Beweis einer inwohnenden Kraft sein könne, und wo sie es nicht mehr sein soll. Den mit uns lebenden Thieren trauen wir Gefühl und Gedanken zu, weil wir ihre tägliche Gewohnheit vor uns sehen; andre können hievon deswegen nicht ausgeschlossen sein, weil wir sie nicht nahe und innig genug kennen, oder weil uns ihre Werke zu kunstreich dünken; denn unsre Unwissenheit oder Kunstlosigkeit ist kein absoluter Maaßstab aller Kunstideen und Kunstgefühle der belebten Schöpfung.

3. Also: Wo Kunst geübt wird, ist ein Kunstsinn, der sie übt; und wo ein Geschöpf durch Thaten zeigt, daß es Begebenheiten der Natur zuvor wisse, indem es ihnen zu entgehen trachtet, da muß es einen innern Sinn, ein Organ, ein Medium dieser Voraussicht haben, wir mögen's begreifen können oder nicht. Die Kräfte der Natur werden deshalb nicht verändert.

4. Es mögen viel Medien in der Schöpfung sein, von denen wir nicht das Mindeste wissen, weil wir kein Organ zu ihnen haben; ja es müssen derselben viel sein, da wir fast bei jedem Geschöpf Wirkungen sehen, die wir uns aus unsrer Organisation nicht zu erklären vermögen.

5. Die Schöpfung ist unendlich größer, in der Millionen Geschöpfe, jedes von besonderm Sinn und Triebe eine eigne Welt genießt, ein eignes Werk treibt, als eine andre Wüste, die der unachtsame Mensch allein mit seinen fünf stumpfen Sinnen betasten soll.*

6. Wer einiges Gefühl für die Hoheit und Macht der sinn- und kunst- und lebenreichen Natur hat, wird dankbar annehmen, was seine Organisation in sich schließt, ihr aber deswegen den Geist aller ihrer übrigen Werke nicht ins Gesicht leugnen. Die ganze Schöpfung sollte durchgenossen, durchgefühlt, durcharbeitet werden; auf jedem neuen Punkt also mußten Geschöpfe sein, sie zu genießen, Organe, sie zu empfinden, Kräfte, sie dieser Stelle gemäß zu beleben. Der Kaiman und der Kolibri, der Kondor

(* Vergl. Lessing: „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können.")

und die Pipa, was haben sie mit einander gemein? Und jedes ist für sein Element organisirt, jedes lebt und webt in seinem Elemente. Kein Punkt der Schöpfung ist ohne Genuß, ohne Organ, ohne Bewohner: jedes Geschöpf hat also seine eigne, eine neue Welt.

Unendlichkeit umfaßt mich, wenn ich, umringt von tausend Proben dieser Art und ergriffen von ihren Gefühlen, Natur, in Deinen heiligen Tempel trete. Kein Geschöpf bist Du vorbeigegangen; Du theiltest Dich ihm ganz mit, so ganz, wie es Dich in seiner Organisation fassen konnte. Jedes Deiner Werke machtest Du eins und vollkommen und nur sich selbst gleich. Du arbeitetest es von innen heraus, und wo Du versagen mußtest, erstattetest Du, wie die Mutter aller Dinge erstatten konnte.

Lasset uns einige dieser abgewogenen Verhältnisse der verschiednen wirkenden Kräfte in mancherlei Organisationen bemerken; wir bahnen uns damit den Weg zum physiologischen Standort des Menschen.

1. Die Pflanze ist zur Vegetation und Fruchtbringung da — ein untergeordneter Zweck, wie es uns scheint, aber im Ganzen der Schöpfung zu jedem andern die Grundlage. Ihn also vollführt sie ganz und wirkt um so unablässiger auf denselben, je weniger sie in andre Zwecke vertheilt ist. Wo sie kann, ist sie im ganzen Keim da und treibt neue Schößlinge und Knospen; ein Zweig vom Baum stellt den ganzen Baum dar. Wir rufen also sogleich einen der vorigen Sätze hier zu Hilfe und haben das Recht, nach aller Analogie der Natur zu sagen: Wo Wirkung ist, muß Kraft, wo neues Leben ist, muß ein Principium des neuen Lebens sein, und in jedem pflanzenartigen Geschöpf muß dieses sich in der größesten Wirksamkeit finden. Die Theorie der Keime, die man zur Erklärung der Vegetation angenommen hat, erklärt eigentlich nichts; denn der Keim ist schon ein Gebilde, und wo dieses ist, muß eine organische Kraft sein, die es bildet. Im ersten Samenkorn der Schöpfung hat kein Zergliederer alle künftigen Keime entdeckt; sie werden uns nicht eher sichtbar, als bis die Pflanze zu ihrer eignen völligen Kraft gelangt ist, und wir haben durch alle Erfahrungen kein Recht, sie etwas Anderm als der organischen Kraft der Pflanze selbst zuzuschreiben, die auf sie mit stiller Intensität wirkt. Die Natur gewährte diesem Geschöpf, was sie ihm gewähren konnte, und erstattete das Vielfache, das sie ihm entziehen mußte, durch die Innigkeit der einen

Kraft, die in ihm wirkt. Was sollte die Pflanze mit Kräften der Thierbewegung, da sie nicht von ihrer Stelle kann? Warum sollte sie andre Pflanzen um sich her erkennen können, da dies Erkenntniß ihr Qual wäre? Aber die Luft, das Licht, ihren Saft der Nahrung zieht sie an und genießt sie pflanzenartig; den Trieb zu wachsen, zu blühen und sich fortzupflanzen übt sie so treu und unablässig, als ihn kein andres Geschöpf übt.

2. Der Uebergang von der Pflanze zu den vielen bisher entdeckten Pflanzenthieren stellt dies noch deutlicher dar. Die Nahrungstheile sind bei ihnen schon gesondert; sie haben ein Analogon thierischer Sinne und willkürlicher Bewegung; ihre vornehmste organische Kraft ist indessen noch Nahrung und Fortpflanzung. Der Polyp ist kein Magazin von Keimen, die in ihm, etwa für das grausame Messer des Philosophen, präformirt lägen, sondern wie die Pflanze selbst organisches Leben war, ist auch er organisches Leben. Er schießt Abschößlinge wie sie, und das Messer des Zergliederers kann diese Kräfte nur wecken, nur reizen. Wie ein gereizter oder zerschnittener Muskel mehr Kraft äußert, so äußert ein gequälter Polyp Alles, was er kann, um sich zu erstatten und zu ergänzen. Er treibt Glieder, so lange seine Kraft es vermag, und das Werkzeug der Kunst seine Natur nur nicht ganz zerstörte. An einigen Theilen, in einigen Richtungen, wenn die Theile zu klein, wenn seine Kräfte zu matt werden, kann er's nicht mehr; welches Alles nicht stattfände, wenn in jedem Punkt der präformirte Keim bereit läge. Mächtige organische Kräfte sind's, die wir in ihm wie im Triebwerk der Gewächse, ja noch tiefer hinab in schwächern, dunklern Anfängen wirken sehen.

3. Die Schalenthiere sind organische Geschöpfe, voll so viel Lebens, als sich in diesem Elemente, in diesem Gehäuse nur sammeln und organisiren konnte. Wir müssen es Gefühl nennen, weil wir kein anderes Wort haben; es ist aber Schnecken- oder Meeresgefühl, ein Chaos der dunkelsten Lebenskräfte, unentwickelt bis auf wenige Glieder. Siehe die feinen Fühlhörner, den Muskel, der den Sehnerven vertritt, den offnen Mund, den Anfang des schlagenden Herzens und, welch ein Wunder! die sonderbaren Reproduktionskräfte. Das Thier erstattet sich Kopf, Hörner, Kinnlade, Augen; es baut nicht nur seine künstliche Schale und reibt sie ab, sondern erzeugt auch lebendige Wesen mit eben der künstlichen Schale, und manche Geschlechter sind zugleich Mann und Weib. In ihm liegt also eine Welt von organischen Kräften, vermöge deren das Geschöpf auf seiner Stufe vermag, was keins von ausgewickelten Gliedern vermochte, und

in denen das zähe Schleimgebilde um so inniger und unablässiger wirkt.

4. Das Insekt, ein so kunstreiches Geschöpf in seinen Wirkungen, ist gerade so kunstreich in seinem Bau; seine organischen Kräfte sind demselben, sogar einzelnen Theilen nach, gleichförmig. Noch fand sich an ihm zu wenigem Gehirn und nur zu äußerst feinen Nerven Raum; seine Muskeln sind noch so zart, daß harte Decken sie von außen bepanzern müssen, und zum Kreislauf der größern Landthiere war in seiner Organisation keine Stelle. Sehet aber seinen Kopf, seine Augen, seine Fühlhörner, seine Füße, seine Schilde, seine Flügel; bemerket die ungeheuren Lasten, die ein Käfer, eine Fliege, eine Ameise trägt, die Macht, die eine erzürnte Wespe beweist; sehet die fünftausend Muskeln, die Lyonet in der Weidenraupe gezählt hat, da der mächtige Mensch deren kaum fünftehalbhundert besitzt; betrachtet endlich die Kunstwerke, die sie mit ihren Sinnen und Gliedern vornehmen, und schließet auf eine organische Fülle von Kräften, die in jedem ihrer Theile einwohnend wirken. Wer kann den ausgerissenen zitternden Fuß einer Spinne, einer Fliege sehen, ohne wahrzunehmen, wie viel Kraft des lebendigen Reizes in ihm sei, auch abgetrennt von seinem Körper? Der Kopf des Thiers war noch zu klein, um alle Lebensreize in sich zu versammeln; die reiche Natur verbreitete diese also in alle, auch die feinsten Glieder. Seine Fühlhörner sind Sinne, seine feinen Füße Muskeln und Arme, jeder Nervenknoten ein kleineres Gehirn, jede reizbare Faser beinahe ein schlagendes Herz; und so konnten die feinen Kunstwerke vollbracht werden, zu denen manche dieser Gattungen ganz gebaut sind, und zu welchen sie Organisation und Bedürfniß treibt. Welche feine Elasticität hat der Faden einer Spinne, einer Seidenraupe! Und die Künstlerin zog ihn aus sich selbst, zum offenbaren Erweise, daß sie selbst ganz Elasticität und Reiz, also auch in ihren Trieben und Kunstwerken eine wahre Künstlerin sei, eine in dieser Organisation wirkende kleine Weltseele.

5. Bei den Thieren von kaltem Blut ist noch dieselbe Uebermacht des Reizes sichtbar. Lange und heftig regt sich die Schildkröte noch, nachdem sie ihr Haupt verloren; der abgerissene Kopf einer Natter biß nach drei, acht, zwölf Tagen tödtlich. Der zusammengezogne Kinnbacken eines todten Krokodils konnte einem Unvorsichtigen den Finger abbeißen; so wie unter den Insekten der ausgerissene Stachel einer Biene zu stechen strebt. Siehe den Frosch in seiner Begattung; Füße und Glieder können ihm abgerissen werden, ehe er von seinem Gegenstande abläßt. Siehe

den gequälten Salamander; Hände, Finger, Füße, Schenkel kann er verlieren, und er erstattet sie sich wieder. So groß und, wenn ich sagen darf, so allgenugsam sind die organischen Lebenskräfte in diesen Thieren von kaltem Blute; und kurz, je roher ein Geschöpf ist, d. i. je minder die organische Macht seiner Reize und Muskeln zu feinen Nervenkräften hinaufgeläutert und einem größern Gehirn untergeordnet worden, desto mehr zeigen sie sich in einer verbreiteten, das Leben haltenden oder erstattenden organischen Allmacht.

6. Selbst bei Thieren von wärmerem Blut hat man bemerkt, daß in Verbindung mit den Nerven ihr Fleisch sich träger bewege, und ihr Eingeweide dagegen heftigere Wirkungen des Reizes zeige, wenn das Thier todt ist. Im Tode werden die Zuckungen stärker in dem Maaß, als die Empfindung abnimmt, und ein Muskel, der seine Reizbarkeit bereits verloren, erlangt solche wieder, wenn man ihn in Stücke zerschneidet. Je nervenreicher also das Geschöpf ist, desto mehr scheint's von der zähen Lebenskraft zu verlieren, die nur mit Mühe abstirbt. Die Reproduktionskräfte einzelner, geschweige so vielartiger Glieder, als Haupt, Hände, Füße sind, verlieren sich bei den sogenannten vollkommenern Geschöpfen; kaum daß sich bei ihnen in gewissen Jahren noch ein Zahn ersetzt, oder ein Beinbruch und eine Wunde ergänzt. Dagegen steigen die Empfindungen und Vorstellungen in diesen Klassen so merklich, bis sie sich endlich im Menschen auf die für eine Erdorganisation feinste und höchste Weise zur Vernunft sammeln.

Dürfen wir aus diesen Induktionen, die noch viel mehr ins Einzelne geleitet werden könnten, einige Resultate sammeln, so wären es folgende:

1. Bei jedem lebendigen Geschöpf scheint der Cirkel organischer Kräfte ganz und vollkommen; nur, er ist bei jedem anders modificirt und vertheilt. Bei diesem liegt er noch der Vegetation nahe und ist daher für die Fortpflanzung und Wiedererstattung seiner selbst so mächtig; bei andern nehmen diese Kräfte ab, je mehr sie in künstlichere Glieder, feinere Werkzeuge und Sinne vertheilt werden.

2. Ueber den mächtigen Kräften der Vegetation fangen die lebendigen Muskelreize zu wirken an. Sie sind mit jenen Kräften des wachsenden, sprossenden, sich wiederherstellenden animalischen Fiberngebäudes nahe verwandt; nur, sie erscheinen in einer künstlich verschlungenen Form, zu einem eingeschränktern, be-

stimmtern Zweck der Lebenswirkung. Jeder Muskel steht schon mit vielen andern im wechselseitigen Spiel; er wird also auch nicht die Kräfte der Fiber allein, sondern die seinigen erweisen, lebendigen Reiz in wirkender Bewegung. Der Krampffisch erstattet nicht, wie die Eidechse, der Frosch, der Polyp, seine Glieder; auch bei den sich reproducirenden Thieren erstatten sich die Theile, in denen Muskelkräfte zusammengedrungen sind, nicht so, wie die gleichsam absprossenden Glieder; der Krebs kann seine Füße, aber nicht seinen Schwanz neu treiben. In künstlich verschlungenen Bewegungskräften hört also allmählig das Gebiet des vegetirenden Organismus auf, oder vielmehr, es wird in einer künstlichern Form festgehalten und auf die Zwecke der zusammengesetztern Organisation im Ganzen verwendet.

3. Je mehr die Muskelkräfte in das Gebiet der Nerven treten, desto mehr werden auch sie in dieser Organisation gefangen und zu Zwecken der Empfindung überwältigt. Je mehr und feinere Nerven ein Thier hat, je mehr diese einander vielfach begegnen, künstlich verstärken und zu edlen Theilen und Sinnen verwandt werden, je größer und feiner endlich der Sammelplatz aller Empfindungen, das Gehirn, ist, desto verständiger und feiner wird die Gattung dieser Organisationen. Wo gegentheils bei Thieren der Reiz die Empfindung, die Muskelkräfte das Nervengebäude überwinden, wo dies auf niedrige Verrichtungen und Triebe verbraucht wird, und insonderheit der erste und beschwerlichste aller Triebe, der Hunger, noch der herrschendste sein mußte, da wird, nach unserm Maaßstabe, die Gattung theils unförmlicher im Bau, theils in ihrer Lebensweise gröber.

Wer würde sich nicht freuen, wenn ein philosophischer Zergliederer*) es übernähme, eine vergleichende Physiologie mehrerer, insonderheit dem Menschen naher Thiere nach diesen durch Erfahrungen unterschiednen und festgestellten Kräften im Verhältniß der ganzen Organisation des Geschöpfs zu geben? Die Natur stellt uns ihr Werk hin, von außen eine verhüllte Gestalt, ein überdecktes Behältniß innerer Kräfte. Wir sehen seine Lebensweise; wir errathen aus der Physiognomie seines Angesichts und aus dem Verhältniß seiner Theile vielleicht etwas von dem, was im Innern vorgeht; hier aber, im Innern, sind uns die Werkzeuge

*) Außer andern bekannten Werken finde ich in des ältern Alexander Monro Works, Edinburgh 1781, einen Essai on comparative anatomy, der eine Uebersetzung so wie die schönen Thierskelette in Cheselden's Osteography, London 1783, einen Nachstich verdienten, der aber in Deutschland schwerlich an die genaue Pracht des Originals kommen dürfte.

und Massen organischer Kräfte selbst vorgelegt, und je näher am Menschen, desto mehr haben wir ein Mittel der Vergleichung. Ich wage es, da ich kein Zergliederer bin, den Wahrnehmungen großer Zergliederer in ein paar Beispielen zu folgen; sie bereiten uns zum Bau und zur physiologischen Natur des Menschen vor.

III.

Beispiele vom physiologischen Bau einiger Thiere.

Der Elephant,*) so unförmlich er scheint, giebt physiologische Gründe genug von seinem dem Menschen so ähnlichen Vorzuge vor allen lebenden Thieren. Zwar ist sein Gehirn, der Größe des Thiers nach, nicht übermäßig; die Höhlen desselben aber und sein ganzer Bau ist dem menschlichen sehr ähnlich. „Ich war erstaunt," sagt Camper, „eine solche Aehnlichkeit zwischen der glandula pinealis, den nates und testes dieses Thiers mit denen in unserm Gehirn zu finden; wenn irgendwo ein sensorium commune statthaben kann, so muß es hier gesucht werden." Die Hirnschale ist im Verhältniß des Kopfs klein, weil die Nasenhöhle weit oberhalb dem Gehirn läuft und nicht nur die Stirn-, sondern auch andre Höhlen**) mit Luft anfüllt; denn um die schweren Kinnladen zu bewegen, wurden starke Muskeln und große Oberflächen erfordert, die die bildende Mutter also, um dem Geschöpf eine untragbare Schwere zu ersparen, mit Luft anfüllte. Das große Gehirn liegt nicht oberhalb dem kleinen und drückt dasselbe nicht durch seine Schwere; die trennende Membrane steht senkrecht. Die zahlreichen Nerven des Thiers wenden sich großentheils zu den feinern Sinnen, und der Rüssel allein empfängt derselben so viel als sein ganzer ungeheurer Körper. Die Muskeln, die ihn bewegen, entspringen an der Stirn; er ist ganz ohne Knorpel, das Werkzeug eines zarten Gefühls, eines feinen Geruchs und der leichtesten Bewegung; in ihm also vereinigen sich mehrere Sinne und berichtigen einander. Das geistvolle Auge des Elephanten (das auch am untern Augenlide, dem Menschen und sonst keinem Thier gleich, Haare und eine zarte Muskelbewegung hat) hat also die feinern fühlenden Sinne zu Nachbarn, und diese sind vom Geschmack, der sonst das Thier hinreißt, gesondert. Was bei andern, zumal fleischfressenden Thieren der herrschende Theil

*) Nach Buffon, Daubenton, Camper und zum Theil Zimmermann's „Beschreibung eines ungebornen Elephanten."
**) Die Trummeln und Höhlen der processus mammillares u. s. w.

des Gesichts zu sein pflegt, der Mund, ist hier unter die hervorragende Stirn, unter den erhöheten Rüssel tief heruntergesetzt und beinah verborgen. Noch kleiner ist seine Zunge; die Waffen der Vertheidigung, die er im Munde trägt, sind von den Werkzeugen der Nahrung unterschieden; zur wilden Freßgier ist er also nicht gebildet. Sein Magen ist einfach und klein, so groß die Eingeweide sein mußten; ihn kann also wahrscheinlich nicht, wie das Raubthier, der wüthende Hunger quälen. Friedlich und reinlich liest er die Kräuter, und weil Geruch und Mund von einander getrennt sind, braucht er dazu mehr Behutsamkeit und Zeit. Zu eben der Behutsamkeit hat ihn die Natur im Trinken und in seinem ganzen schweren Körperbau gebildet, so daß diese ihn eben aus dem Grunde bis zur Begattung begleitet. Kein Trieb des Geschlechts verwildert ihn; denn die Elephantin trägt neun Monate, wie der Mensch, und säugt ihr Junges an Vorderbrüsten. Dem Menschen gleich sind die Verhältnisse seiner Lebensalter, zu wachsen, zu blühen, zu sterben. Wie edel hat die Natur die thierischen Schneidezähne in Hauzähne verwandelt! und wie fein muß das Organ seines Gehörs sein, da er die menschliche Rede in feinen Unterscheidungen des Befehls und der Affekte versteht. Seine Ohren sind größer als bei einem andern Thier, dabei dünne und nach allen Seiten gebreitet; ihre Oeffnung liegt hoch, und der ganze, dennoch kleine Hinterkopf des Thiers ist eine Höhle des Widerhalls, mit Luft erfüllt. So wußte die Natur die Schwere des Geschöpfs zu erleichtern und die stärkste Muskelkraft mit der feinsten Oekonomie der Nerven zu paaren. Ein König der Thiere an weiser Ruhe und verständiger Sinnesreinheit.

Der Löwe dagegen,*) welch ein andrer König der Thiere! Auf Muskeln hat es die Natur bei ihm gerichtet, auf Sanftmuth und feine Verständigkeit nicht. Sein Gehirn machte sie klein und seine Nerven so schwach, als es dem Verhältniß nach selbst die Nerven der Katze nicht sind, die Muskeln dagegen dick und stark, und setzte sie an ihren Knochen in eine solche Lage, daß aus ihnen zwar nicht die vielfachste und feinste Bewegung, aber desto mehr Kraft entstehen sollte. Ein eigner großer Muskel, der den Hals erhebt, ein Muskel des Vorderfußes, der zum Festhalten dient, ein Fußgelenk dicht an der Klaue, diese groß und krumm, daß ihre Spitze nie stumpf werden kann, weil sie nie die Erde berührt — solche

*) Insonderheit nach Wolf's vortrefflicher Beschreibung in den Novi Commentarii Academiae Scientiarum Petropolitanae T. XV. XVI, nach deren Art ich die physiologisch-anatomische Beschreibung mehrerer Thiere wünschte.

wurden des Löwen Gaben. Sein Magen ist lang und stark gebogen; das Reiben desselben, und also sein Hunger, muß fürchterlich sein. Klein ist sein Herz, aber zart und weit die Höhlen desselben, viel länger und weiter als beim Menschen. Auch die Wände seines Herzens sind doppelt so dünn, und die Pulsadern doppelt so klein, daß das Blut des Löwen, sobald es aus dem Herzen tritt, schon viermal und in den Zweigen der funfzehnten Abtheilung hundertmal schneller läuft als im Menschen. Das Herz des Elephanten dagegen schlägt ruhig, beinah wie bei kaltblütigen Thieren. Auch die Galle des Löwen ist groß und schwärzlich. Seine breite Zunge läuft vorn rund zu, mit Stacheln besetzt, die, anderthalb Zoll lang, mitten auf dem Vordertheil liegen und ihre Spitzen hinterwärts richten. Daher sein gefährliches Lecken der Haut, das sogleich Blut hervortreibt, und bei dem ihn Blutdurst befällt, wüthender Durst auch nach dem Blut seines Wohlthäters und Freundes. Ein Löwe, der einmal Menschenblut gekostet hat, läßt nicht leicht von dieser Beute, weil sein durchfurchter Gaum nach dieser Erquickung lechzet. Dabei gebiert die Löwin mehrere Junge, die langsam wachsen; sie muß sie also lange nähren, und ihr mütterlicher Trieb nebst eignem Hunger reizt ihre Raubgier. Da die Zunge des Löwen scharf leckt, und sein heißer Hunger ein Durst ist, so ist's natürlich, daß ihn faules Aas nicht reize. Das eigne Würgen und Aussaugen des frischen Bluts ist sein Königsgeschmack, und sein befremdendes Anstaunen oft seine ganze Königsgroßmuth. Leise ist sein Schlaf, weil sein Blut warm und schnell ist; feige wird er, wenn er satt ist, weil er faulen Vorrath nicht brauchen kann, auch nicht an ihn denkt, und ihn also nur der gegenwärtige Hunger zur Tapferkeit treibt. Wohlthätig hat die Natur seine Sinne gestumpft: sein Gesicht fürchtet das Feuer, da es auch den Glanz der Sonne nicht erträgt; er wittert nicht scharf, weil er auch der Lage seiner Muskeln nach nur zum mächtigen Sprunge, nicht zum Lauf gemacht ist, und keine Fäulung ihn reizt. Die überdeckte, gefurchte Stirn ist klein gegen den Untertheil des Gesichts, die Raubknochen und Freßmuskeln. Plump und lang ist seine Nase, eisern sein Nacken und Vorderfuß, ansehnlich seine Mähne und Schweifmuskeln; der Hinterleib hingegen ist schwächer und feiner. Die Natur hatte ihre furchtbaren Kräfte verbraucht und machte ihn im Geschlecht, auch sonst, wenn ihn sein Blutdurst nicht quält, zu einem sanften und edlen Thiere. So physiologisch ist also auch dieses Geschöpfs Art und Seele.

Ein drittes Beispiel mag der Unau sein, dem Ansehen nach

das letzte und ungebildetste der vierfüßigen Thiere, ein Klumpe des Schlammes, der sich zur thierischen Organisation erhoben. Klein ist sein Kopf und rund, auch alle Glieder desselben rund und dick, unausgebildet und wulstig. Sein Hals ist ungelenk, gleichsam ein Stück mit dem Kopfe. Die Haare desselben begegnen sich mit dem Rückenhaar, als ob die Natur das Thier in zweierlei Richtungen formirt habe, ungewiß, welche sie wählen sollte. Sie wählte endlich den Bauch und Hintern zum Haupttheil, dem auch in der Stellung, Gestalt und ganzen Lebensweise der elende Kopf nur dient. Der Wurf liegt am After; Magen und Gedärm füllen sein Inneres; Herz, Lunge, Leber sind schlecht gebildet, und die Galle scheint ihm noch gar zu fehlen. Sein Blut ist so kalt, daß es an die Amphibien grenzt; daher sein ausgerissenes Herz und sein Eingeweide noch lange schlägt, und das Thier, auch ohne Herz, die Beine zuckt, als ob es in einem Schlummer läge. Auch hier bemerken wir also die Compensation der Natur, daß, wo sie empfindsame Nerven, selbst rege Muskelkräfte versagen mußte, sie desto inniger den zähen Reiz ausbreitete und mittheilte. Dies vornehme Thier also mag unglücklicher scheinen, als es ist. Es liebt die Wärme, es liebt die schlaffe Ruhe und befindet sich in beiden schlammartig wohl. Wenn es nicht Wärme hat, schläft es; ja, als ob ihm auch das Liegen schmerzte, hängt es sich mit der Kralle an den Baum, frißt mit der andern Kralle und genießt wie ein hangender Sack im warmen Sonnenschein sein raupenartiges Leben. Die Unförmlichkeit seiner Füße ist auch Wohlthat. Das weiche Thier darf sich vermittelst ihres sonderbaren Baues nicht einmal auf die Ballen, sondern nur auf die Convexität der Klaue wie auf Räder des Wagens stützen und schiebt sich also langsam und gemächlich weiter. Seine sechsundvierzig Rippen, dergleichen kein andres vierfüßiges Thier hat, sind ein langes Gewölbe seines Speisemagazins und, wenn ich so sagen darf, die zu Wirbeln verhärteten Ringe eines fressenden Blättersacks, einer Raupe.

Genug der Beispiele. Es erhellt, wohin der Begriff einer Thierseele und eines Thierinstinkts zu setzen sei, wenn wir der Physiologie und Erfahrung folgen. Jene nämlich ist die Summe und das Resultat aller in einer Organisation wirkenden lebendigen Kräfte. Dieser ist die Richtung, die die Natur jenen sämmtlichen Kräften dadurch gab, daß sie sie in eine solche und keine andre Temperatur stellte, daß sie sie zu diesem und keinem andern Bau organisirte.

IV.

Von den Trieben der Thiere.

Wir haben über die Triebe der Thiere ein vortreffliches Buch des seligen Reimarus,*) das, so wie sein andres über die natürliche Religion, ein bleibendes Denkmal seines forschenden Geistes und seiner gründlichen Wahrheitsliebe sein wird. Nach gelehrten und ordnungsvollen Betrachtungen über die mancherlei Arten der thierischen Triebe sucht er dieselben aus Vorzügen ihres Mechanismus, ihrer Sinne und ihrer innern Empfindung zu erklären, glaubt aber noch, insonderheit bei den Kunsttrieben, besondre determinirte Naturkräfte und natürlich angeborne Fertigkeiten annehmen zu müssen, die weiter keine Erklärung leiden. Ich glaube das Letzte nicht; denn die Zusammensetzung der ganzen Maschine mit solchen und keinen andern Kräften, Sinnen, Vorstellungen und Empfindungen, kurz, die Organisation des Geschöpfs selbst war die gewisseste Richtung, die vollkommenste Determination, die die Natur ihrem Werk eindrücken konnte.

Als der Schöpfer die Pflanze baute und dieselbe mit solchen Theilen, mit solchen Anziehungs- und Verwandlungskräften des Lichts, der Luft und andrer feinen Wesen, die sich aus Luft und Wasser zu ihr drängen, begabte, da er sie endlich in ihr Element pflanzte, wo jeder Theil die ihm wesentlichen Kräfte natürlich äußert, so hatte er, dünkt mich, keinen neuen und blinden Trieb zur Vegetation dem Geschöpf anzuschaffen nöthig. Jeder Theil mit seiner lebendigen Kraft thut das Seine, und so wird bei der ganzen Erscheinung das Resultat von Kräften sichtbar, das sich in solcher und keiner andern Zusammensetzung offenbaren konnte. Wirkende Kräfte der Natur sind alle, jede in ihrer Art, lebendig; in ihrem Innern muß ein Etwas sein, das ihren Wirkungen von außen entspricht, wie es auch Leibnitz annahm, und uns die ganze Analogie zu lehren scheint. Daß wir für diesen innern Zustand der Pflanze oder der noch unter ihr wirkenden Kräfte keinen Namen haben, ist Mangel unsrer Sprache; denn Empfindung wird allerdings nur von dem innern Zustande gebraucht, den uns das Nervensystem gewährt. Ein dunkles Analogon indessen mag da

*) „Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere", Hamburg 1773. Imgleichen „Angefangene Betrachtungen über die besondern Arten der thierischen Kunsttriebe" (der zweite Theil der genannten Schrift), denen auch J. A. H. Reimarus' reiche und schöne Abhandlung über die Natur der Pflanzenthiere beigefügt ist.

sein; und wenn es nicht da wäre, so würde uns ein neuer Trieb, eine dem Ganzen zugegebne Kraft der Vegetation nichts lehren.

Zwei Triebe der Natur werden also schon bei der Pflanze sichtbar, der Trieb der Nahrung und Fortpflanzung; und das Resultat derselben sind Kunstwerke, an welche schwerlich das Geschäft irgend eines lebendigen Kunstinsekts reicht: es ist der Keim und die Blume. Sobald die Natur die Pflanze oder den Stein ins Thierreich überführt, zeigt sie uns deutlicher, was es mit den Trieben organischer Kräfte sei. Der Polyp scheint wie die Pflanze zu blühen und ist Thier; er sucht und genießt seine Speise thierartig; er treibt Schößlinge, und es sind lebendige Thiere; er erstattet sich, wo er sich erstatten kann — das größeste Kunstwerk, das je ein Geschöpf vollführte. Geht etwas über die Künstlichkeit eines Schneckenhauses? Die Zelle der Biene muß ihm nachstehen; das Gespinnst der Raupe und des Seidenwurms muß der künstlichen Blume weichen. Und wodurch arbeitete die Natur jenes aus? Durch innere organische Kräfte, die, noch wenig in Glieder getheilt, in einem Klumpen lagen, und deren Windungen sich meistens dem Gange der Sonne gemäß dies regelmäßige Gebilde formten. Theile von innen heraus gaben die Grundlage her, wie die Spinne den Faden aus ihrem Untertheile zieht, und die Luft mußte nur härtere oder gröbere Theile hinzubilden. Mich dünkt, diese Uebergänge lehren uns genugsam, worauf alle, auch die Kunsttriebe des künstlichsten Thiers beruhen. Nämlich auf organischen Kräften, die in dieser und keiner andern Masse, nach solchen und keinen andern Gliedern wirken. Ob mit mehr oder weniger Empfindung, kommt auf die Nerven des Geschöpfs an; es giebt aber außer diesen noch regsame Muskelkräfte und Fibern voll wachsenden und sich wiederherstellenden Pflanzenlebens, welche zwei von den Nerven unabhängige Gattungen der Kräfte dem Geschöpf genugsam ersetzen, was ihm an Gehirn und Nerven abgeht.

Und so führt uns die Natur selbst auf die Kunsttriebe, die man vorzüglich einigen Insekten zu geben gewohnt ist; aus keiner andern Ursache, als weil uns ihr Kunstwerk enger ins Auge fällt, und wir dasselbe schon mit unsern Werken vergleichen. Je mehr die Werkzeuge in einem Geschöpf zerlegt sind, je lebendiger und feiner seine Reize werden, desto weniger kann es uns fremde dünken, Wirkungen wahrzunehmen, zu denen Thiere von gröberm Bau und von einer stumpfern Reizbarkeit einzelner Theile nicht mehr tüchtig sind, so viel andre Vorzüge sie übrigens haben mögen. Eben die Kleinheit des Geschöpfs und seine Feinheit wirkte zur

Kunst, da diese nichts Anderes sein kann als das Resultat aller seiner Empfindungen, Thätigkeiten und Reize.

Beispiele werden auch hier das Beste sagen, und der treue Fleiß eines Swammerdam, Réaumur, Lyonet, Rösel u. A. haben uns die Beispiele aufs Schönste vors Auge gemalt. Das Einspinnen der Raupe, was ist's Anderes, als was so viel andre Geschöpfe unkünstlicher thun, indem sie sich häuten? Die Schlange wirft ihre Haut ab, der Vogel seine Federn, viele Landthiere ändern ihre Haare; sie verjüngen sich damit und erstatten ihre Kräfte. Die Raupe verjüngt sich auch, nur auf eine härtere, feinere, künstlichere Weise; sie streift ihre Dornhülle ab, daß einige ihrer Füße daran hangen bleiben, und tritt durch langsame und schnellere Uebergänge in einen ganz neuen Zustand. Kräfte hiezu verlieh ihr ihr erstes Lebensalter, da sie als Raupe nur der Nahrung diente; jetzt soll sie auch der Erhaltung ihres Geschlechts dienen, und zur Gestalt hiezu arbeiten ihre Ringe und gebären sich ihre Glieder. Die Natur hat also bei der Organisation dieses Geschöpfs Lebensalter und Triebe nur weiter aus einander gelegt und läßt sich dieselben in eignen Uebergängen organisch bereiten — dem Geschöpf so unwillkürlich als der Schlange, wenn sie sich häutet.

Das Gewebe der Spinne, was ist's Anderes als der Spinne verlängertes Selbst, ihren Raub zu erhalten? Wie der Polyp die Arme ausstreckt, ihn zu fassen, wie sie die Krallen bekam, ihn fest zu halten, so erhielt sie auch die Warzen, zwischen welchen sie das Gespinnst hervorzieht, den Raub zu erjagen. Sie bekam diesen Saft ungefähr zu so vielen Gespinnsten, als auf ihr Leben hinreichen, und ist sie darin unglücklich, so muß sie entweder zu gewaltsamen Mitteln Zuflucht nehmen oder sterben. Der ihren ganzen Körper und alle demselben einwohnenden Kräfte organisirte, bildete sie also zu diesem Gewebe organisch.

Die Republik der Biene sagt nichts Anderes. Die verschiednen Gattungen derselben sind jede zu ihrem Zweck gebildet, und sie sind in Gemeinschaft, weil keine Gattung ohne die andre leben könnte. Die Arbeitsbienen sind zum Honigsammeln und zum Bau der Zellen organisirt. Sie sammeln jenen, wie jedes Thier seine Speise sucht, ja, wenn es seine Lebensart fordert, sie sich zum Vorrath zusammenträgt und ordnet. Sie bauen die Zellen, wie so viel andre Thiere sich ihre Wohnungen bauen, jedes auf seine Weise. Sie nähren, da sie geschlechtlos sind, die Jungen des Bienenstocks, wie andre ihre eignen Jungen nähren, und tödten die Drohnen, wie jedes Thier ein andres tödtet, das ihm seinen Vorrath raubt und seinem Hause zur Last fällt. Wie dies

Alles nicht ohne Sinn und Gefühl geschehen kann, so ist es indessen doch nur Bienensinn, Bienengefühl — weder der bloße Mechanismus, den Buffon, noch die entwickelte mathematisch-politische Vernunft, die Andre ihnen angedichtet haben. Ihre Seele ist in diese Organisation eingeschlossen und mit ihr innig verwebt. Sie wirkt also derselben gemäß: künstlich und fein, aber enge und in einem sehr kleinen Kreise. Der Bienenstock ist ihre Welt, und das Geschäft desselben hat der Schöpfer noch durch eine dreifache Organisation dreifach vertheilt.

Auch das Wort Fertigkeit müssen wir uns also nicht irre machen lassen, wenn wir diese organische Kunst bei manchen Geschöpfen sogleich nach ihrer Geburt bemerken. Unsre Fertigkeit entsteht aus Uebungen, die ihrige nicht. Ist ihre Organisation ausgebildet, so sind auch die Kräfte derselben in vollem Spiel. Wer hat die größeste Fertigkeit auf der Welt? Der fallende Stein, die blühende Blume: er fällt, sie blüht ihrer Natur nach. Der Krystall schießt fertiger und regelmäßiger zusammen, als die Biene bauet und als die Spinne webt. In jenem ist es nur noch organischer blinder Trieb, der nie fehlen kann; in diesen ist er schon zum Gebrauch mehrerer Werkzeuge und Glieder hinauf organisirt, und diese können fehlen. Das gesunde, mächtige Zusammenstimmen derselben zu einem Zweck macht Fertigkeit, sobald das ausgebildete Geschöpf da ist.

Wir sehen also auch, warum, je höher die Geschöpfe steigen, der unaufhaltbare Trieb so wie die irrthumfreie Fertigkeit abnehme. Je mehr nämlich das eine organische Principium der Natur, das wir jetzt bildend, jetzt treibend, jetzt empfindend, jetzt künstlich bauend nennen, und im Grunde nur eine und dieselbe organische Kraft ist, in mehr Werkzeuge und verschiedenartige Glieder vertheilt ist, je mehr es in jedem derselben eine eigne Welt hat, also auch eignen Hindernissen und Irrungen ausgesetzt ist, desto schwächer wird der Trieb, desto mehr kommt er unter den Befehl der Willkür, mithin auch des Irrthums. Die verschiednen Empfindungen wollen gegen einander gewogen und dann erst mit einander vereinigt sein; lebe wohl also, hinreißender Instinkt, unfehlbarer Führer! Der dunkle Reiz, der in einem gewissen Kreise, abgeschlossen von allem Andern, eine Art Allwissenheit und Allmacht in sich schloß, ist jetzt in Aeste und Zweige gesondert. Das des Lernens fähige Geschöpf muß lernen, weil es weniger von Natur weiß; es muß sich üben, weil es weniger von Natur kann; es hat aber auch durch seine Fortrückung, durch die Verfeinerung und Vertheilung seiner Kräfte neue Mittel der Wirksamkeit, mehrere

und feinere Werkzeuge erhalten, die Empfindungen gegen einander zu bestimmen und die besseren zu wählen. Was ihm an Intensität des Triebes abgeht, hat es durch Ausbreitung und feinere Zusammenstimmung ersetzt bekommen, es ist eines feinern Selbstgenusses, eines freiern und vielfachern Gebrauchs seiner Kräfte und Glieder fähig worden, und Alles dies, weil, wenn ich so sagen darf, seine organische Seele in ihren Werkzeugen vielfacher und feiner aus einander gelegt ist. Lasset uns einige wunderbar schöne und weise Gesetze dieser allmähligen Fortbildung der Geschöpfe betrachten, wie der Schöpfer sie Schritt vor Schritt immer mehr an eine Verbindung mehrerer Begriffe oder Gefühle, so wie an einen eignen freiern Gebrauch mehrerer Sinne und Glieder gewöhnte.

V.

Fortbildung der Geschöpfe zu einer Verbindung mehrerer Begriffe und zu einem eignen freiern Gebrauch der Sinne und Glieder.

1. In der todten Natur liegt Alles noch in einem dunklen, aber mächtigen Triebe. Die Theile dringen mit innigen Kräften zusammen; jedes Geschöpf sucht Gestalt zu gewinnen und formt sich. In diesem Trieb ist noch Alles verschlossen; er durchdringt aber auch das ganze Wesen unzerstörbar. Die kleinsten Theile der Krystalle und Salze sind Krystalle und Salze; ihre bildende Kraft wirkt in der kleinsten Partikel wie im Ganzen, unzertheilbar von außen, von innen unzerstörbar.

2. Die Pflanze ward in Röhren und andern Theilen aus einander geleitet; ihr Trieb fängt an, diesen Theilen nach sich zu modificiren, ob er wol im Ganzen noch einartig wirkt. Wurzel, Stamm, Aeste saugen, aber auf verschiedne Art, durch verschiedne Gänge, verschiedne Wesen. Der Trieb des Ganzen modificirt sich also mit ihnen, bleibt aber noch im Ganzen eins und dasselbe; denn die Fortpflanzung ist nur Efflorescenz des Wachsthums; beide Triebe sind der Natur des Geschöpfs nach unabtrennbar.

3. Im Pflanzenthier fängt die Natur an, einzelne Werkzeuge, mithin auch ihre inwohnenden Kräfte unvermerkt zu sondern; die Werkzeuge der Nahrung werden sichtbar; die Frucht löset sich schon im Mutterleibe los, ob sie gleich noch als Pflanze in ihm genährt wird. Viele Polypen sprossen aus einem Stamme; die Natur hat sie an Ort und Stelle gesetzt und mit einer eignen Bewegbarkeit noch verschont; auch die Schnecke hat noch einen breiten Fuß,

mit dem sie an ihrem Hause haftet. Noch mehr liegen die Sinne dieser Geschöpfe ungeschieden und dunkel in einander; ihr Trieb wirkt langsam und innig; die Begattung der Schnecke dauert viele Tage. So hat die Natur diese Anfänge der lebendigen Organisation, so viel sie konnte, mit dem Vielfachen verschont, das Vielfache aber dafür in eine dunkle einfache Regung tiefer gehüllt und fester verbunden; das zähe Leben der Schnecke ist beinah unzerstörbar.

4. Als sie höher hinaufschritt, beobachtete sie eben die weise Vorsicht, das Geschöpf an ein Vielfaches abgetrennter Sinne und Triebe nur allmählig zu gewöhnen. Das Insekt konnte auf einmal nicht Alles üben, was es üben sollte; es muß also seine Gestalt und sein Wesen verändern, um jetzt als Raupe dem Triebe der Nahrung, jetzt als Zwiefalter der Fortpflanzung genug zu thun; beider Triebe war es in einer Gestalt nicht fähig. Eine Art Bienen konnte nicht Alles ausrichten, was der Genuß und die Fortpflanzung dieses Geschlechts forderte; also theilte die Natur und machte diese zu Arbeitern, jene zu Fortpflanzern, diese zur Gebärerin — Alles durch eine kleine Abänderung der Organisation, wodurch die Kräfte des ganzen Geschöpfs eine andre Richtung bekamen. Was sie in Einem Modell nicht ausführen konnte, legte sie in drei Modellen, die alle zusammen gehören, gebrochen aus einander. So lehrte sie also ihr Bienenwerk die Biene in drei Geschlechtern, wie sie den Schmetterling und andre Insekten ihren Beruf in zwei verschiednen Gestalten lehrte.

5. Je höher sie schritt, je mehr sie den Gebrauch mehrerer Sinne, mithin die Willkür zunehmen lassen wollte, desto mehr that sie unnöthige Glieder weg und simplificirte den Bau von innen und außen. Mit der Haut der Raupe gingen Füße weg, die der Schmetterling nicht mehr bedurfte; die vielen Füße der Insekten, ihre mehrern und vielfachern Augen, ihre Fühlhörner und mancherlei andre kleine Rüstwerkzeuge verlieren sich bei den höhern Geschöpfen. Bei jenen war im Kopf wenig Gehirn; dies lag im Rückenmark längs hinunter, und jedes Nervenknötchen war ein neuer Mittelpunkt der Empfindung. Die Seele des kleinen Kunstgeschöpfs war also in sein ganzes Wesen gebreitet. Je mehr das Geschöpf an Willkür und Verstandesähnlichkeit wachsen soll, desto größer und hirnreicher wird der Kopf; die drei Haupttheile des Leibes treten in mehrere Proportion gegen einander, da sie bei Insekten, Würmern u. s. w. noch gar verhältnißlos waren. Mit welchen großen, mächtigen Schwänzen schleppen sich noch die

Amphibien ans Land! ihre Füße stehen unförmlich aus einander. In Landthieren hebt die Natur das Geschöpf; die Füße werden höher und rücken mehr zusammen; der Schwanz mit seinen fortgesetzten Rückenwirbeln schmälert und kürzt sich; er verliert die groben Muskelkräfte des Krokodils und wird biegsamer, feiner, bis er sich bei edlern Thieren gar nur in einen haarigen Schweif ändert, und die Natur ihn zuletzt, indem sie sich der aufrechten Gestalt nähert, gar wegwirft. Sie hat das Mark desselben höher hinauf geleitet und an edlere Theile verwendet.

6. Indem die bildende Künstlerin also die Proportion des Landthiers fand, die beste, darin diese Geschöpfe gewisse Sinne und Kräfte gemeinschaftlich üben und zu Einer Form der Gedanken und Empfindungen vereinigen lernten, so änderte sie zwar nach der Bestimmung und Lebensart jedweder Gattung auch die Bildung derselben und schuf aus eben den Theilen und Gliedern jedem Geschlecht seine eigne Harmonie des Ganzen, mithin auch seine eigne von allen andern Geschlechtern organisch verschiedne Seele; sie behielt indeß doch unter allen eine gewisse Aehnlichkeit bei und schien einen Hauptzweck zu verfolgen. Dieser Hauptzweck ist offenbar, sich der organischen Form zu nähern, in der die meiste Vereinigung klarer Begriffe, der vielartigste und freieste Gebrauch verschiedner Sinne und Glieder stattfände; und eben dies macht die mehr oder mindere Menschenähnlichkeit der Thiere. Sie ist kein Spiel der Willkür, sondern ein Resultat der mancherlei Formen, die zu dem Zweck, wozu sie die Natur verbinden wollte, nämlich zu einer Uebung der Gedanken, Sinne, Kräfte und Begierden, in diesem Verhältniß, zu solchen und keinen andern Zwecken nicht anders als also verbunden werden konnten. Die Theile jedes Thiers stehen auf seiner Stufe in der engsten Proportion unter einander, und ich glaube, alle Formen sind erschöpft, in denen nur ein lebendiges Geschöpf auf unsrer Erde fortkommen konnte. Dem Thier ward ein vierfüßiger Gang; denn als Menschenhände konnte es noch nicht seine Vorfüße gebrauchen; durch den vierfüßigen Gang aber ward ihm sein Stand, sein Lauf, sein Sprung und der Gebrauch aller seiner Thiersinne am Leichtesten. Noch hängt sein Kopf zur Erde; denn von der Erde sucht's Nahrung. Der Geruch ist bei den meisten herrschend; denn er muß den Instinkt wecken oder ihn leiten. Bei diesem ist das Gehör, bei jenem das Auge scharf. Und so hat die Natur nicht nur bei der vierfüßigen Thierbildung überhaupt, sondern bei der Bildung jedes Geschlechts besonders die Proportion der

Kräfte und Sinne gewählt, die sich in dieser Organisation am Besten zusammen üben konnten. Darnach verlängte oder kürzte sie die Glieder, darnach stärkte oder schwächte sie die Kräfte. Jedes Geschöpf ist ein Zähler zu dem großen Nenner, der die Natur selbst ist; denn auch der Mensch ist ja nur ein Bruch des Ganzen, eine Proportion von Kräften, die sich in dieser und keiner andern Organisation durch die gemeinschaftliche Beihilfe vieler Glieder zu einem Ganzen bilden sollte.

7. Nothwendig mußte also in einer so durchdachten Erdorganisation keine Kraft die andre, kein Trieb den andern stören; und unendlich schön ist die Sorgfalt, die die Natur hier verwandte. Die meisten Thiere haben ihr bestimmtes Klima, und es ist gerade das, wo ihre Nahrung und Erziehung ihnen am Leichtesten wird. Hätte die Natur sie in dieser Erträglichkeit vieler Erdstriche unbestimmter gebildet, in welche Noth und Verwilderung wäre manche Gattung gerathen, bis sie ihren Untergang gefunden hätte! Wir sehen dies noch an den bildsamen Geschlechtern, die dem Menschen in alle Länder gefolgt sind; sie haben sich mit jeder Gegend anders gebildet, und der wilde Hund ist das fürchterlichste Raubthier worden, eben weil er verwildert ist. Noch mehr hätte der Trieb der Fortpflanzung das Geschöpf verwirren müssen, wenn er unbestimmt gelassen wäre; nun aber legte die bildende Mutter auch diesen in Fesseln. Er wacht nur zu bestimmter Zeit auf, wenn die organische Wärme des Thiers am Höchsten steigt; und da diese durch physische Revolutionen des Wachsthums, der Jahreszeit, der reichsten Nahrung bewirkt wird, und die gütige Versorgerin die Zeit des Tragens auch hiernach bestimmte, so ward für Alt und Jung gesorgt. Das Junge kommt auf die Welt, wenn es für sich fortkommen kann, oder es darf in einem Ei die böse Jahreszeit überdauern, bis eine freundlichere Sonne es aufweckt; das Alte fühlt nur dann den Trieb, wenn dieser es in nichts Anderm stört. Auch das Verhältniß der beiden Geschlechter in der Stärke und Dauer dieses Triebes ist darnach eingerichtet.

Ueber allen Ausdruck ist die wohlthätige Mutterliebe, mit der auf diese Weise die Natur jedes lebendige Geschöpf zu Thätigkeiten, Gedanken und Tugenden, der Fassung seiner Organisation gemäß, gleichsam erzieht und thätig gewöhnt. Sie dachte ihm vor, da sie diese Kräfte in solche und keine andre Organisation setzte, und nöthigte das Geschöpf nun, in dieser Organisation zu sehen, zu begehren, zu handeln, wie sie ihm vorgedacht hatte und in den Schranken dieser Organisation Bedürfniß, Kräfte und Raum gab.

Keine Tugend, kein Trieb ist im menschlichen Herzen, von dem sich nicht hie und da ein Analogon in der Thierwelt fände, und zu dem also die bildende Mutter das Thier organisch gewöhnt. Es muß für sich sorgen, es muß die Seinigen lieben lernen; Noth und die Jahreszeit zwingen es zur Gesellschaft, wenn auch nur zur geselligen Reise. Dieses Geschöpf zwingt der Trieb zur Liebe, bei jenem macht das Bedürfniß gar Ehe, eine Art Republik, eine gesellige Ordnung. Wie dunkel dies Alles geschehe, wie kurz Manches daure, so ist doch der Eindruck davon in der Natur des Thiers da; und wir sehen, er ist mächtig da, er kommt wieder, ja, er ist in diesem Geschöpf unwidertreiblich, unauslöschlich. Je dunkler, desto inniger wirkt Alles; je weniger Gedanken sie verbinden, je seltner sie Triebe üben, desto stärker sind die Triebe, desto vollendeter wirken sie. Ueberall also liegen Vorbilder der menschlichen Handlungsweisen, in denen das Thier geübt wird; und sie, da wir ihr Nervengebäude, ihren uns ähnlichen Bau, ihre uns ähnlichen Bedürfnisse und Lebensarten vor uns sehen, sie dennoch als Maschinen betrachten wollen, ist eine Sünde wider die Natur wie irgend eine.

Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß, je menschenähnlicher ein Geschlecht wird, desto mehr seine mechanische Kunst abnehme; denn offenbar steht ein solches schon in einem vorübenden Kreise menschlicher Gedanken. Der Biber, der noch eine Wasserratte ist, baut künstlich; der Fuchs, der Hamster und ähnliche Thiere haben ihre unterirdische Kunstwerkstätte; der Hund, das Pferd, das Kameel, der Elephant bedürfen dieser kleinen Künste nicht mehr; sie haben menschenähnliche Gedanken, sie üben sich, von der bildenden Natur gezwungen, in menschenähnlichen Trieben.

VI.

Organischer Unterschied der Thiere und Menschen.

Man hat unserm Geschlecht ein sehr unwahres Lob gemacht, wenn man behauptete, daß sich jede Kraft und Fähigkeit aller andern Geschlechter dem höchsten Grad nach in ihm finde. Das Lob ist unerweislich und sich selbst widersprechend; denn offenbar höbe sodann eine Kraft die andre auf, und das Geschöpf hätte ganz und gar keinen Genuß seines Wesens. Wie besteht es zusammen, daß der Mensch wie die Blume blühen, wie die Spinne tasten, wie die Biene bauen, wie der Schmetterling saugen könnte und zugleich die Muskelkraft des Löwen, den Rüssel des Elephanten, die Kunst des Bibers besäße? Und

besitzt, ja begreift er nur eine dieser Kräfte mit der Innigkeit, mit der sie das Geschöpf genießt und übt?

Von der andern Seite hat man ihn, ich will nicht sagen zum Thier erniedrigen, sondern ihm einen Charakter seines Geschlechts gar absprechen und ihn zu einem ausgearteten Thier machen wollen, das, indem es höhern Vollkommenheiten nachgestrebt, ganz und gar die Eigenheit seiner Gattung verloren. Dies ist nun offenbar auch gegen die Wahrheit und Evidenz seiner Naturgeschichte. Augenscheinlich hat er Eigenschaften, die kein Thier hat, und hat Wirkungen hervorgebracht, die im Guten und Bösen ihm eigen bleiben. Kein Thier frißt Seinesgleichen aus Leckerei; kein Thier mordet sein Geschlecht auf den Befehl eines Dritten mit kaltem Blut; kein Thier hat Sprache, wie der Mensch sie hat, noch weniger Schrift, Tradition, Religion, willkürliche Gesetze und Rechte; kein Thier endlich hat auch nur die Bildung, die Kleidung, die Wohnung, die Künste, die unbestimmte Lebensart, die ungebundnen Triebe, die flatterhaften Meinungen, womit sich beinah jedes Individuum der Menschen auszeichnet. Wir untersuchen noch nicht, ob Alles dies zum Vortheil oder Schaden unsrer Gattung sei; genug, es ist der Charakter unsrer Gattung. Da jedes Thier der Art seines Geschlechts im Ganzen treu bleibt, und wir allein nicht die Nothwendigkeit, sondern die Willkür zu unsrer Göttin erwählt haben, so muß dieser Unterschied als Thatsache untersucht werden; denn als solche ist er unleugbar. Die andre Frage: wie der Mensch dazu gekommen, ob dieser Unterschied ihm ursprünglich sei, oder ob er angenommen und affektirt worden, ist von einer andern, nämlich von blos historischer Art; auch hier müßte die Perfektibilität oder Corruptibilität, in der es ihm bisher noch kein Thier nachgethan hat, doch auch zum auszeichnenden Charakter seiner Gattung gehört haben. Wir setzen also alle Metaphysik bei Seite und halten uns an Physiologie und Erfahrung.

1. Die Gestalt des Menschen ist aufrecht; er ist hierin einzig auf der Erde. Denn ob der Bär gleich einen breiten Fuß hat und sich im Kampf aufwärts richtet, obgleich der Affe und Pygmäe zuweilen aufrecht gehen oder laufen, so ist doch seinem Geschlecht allein dieser Gang beständig und natürlich. Sein Fuß ist fester und breiter; er hat einen längern großen Zeh, da der Affe nur einen Daumen hat; auch seine Ferse ist zum Fußblatt gezogen. Zu dieser Stellung sind alle dahin wirkenden Muskeln bequemt. Die Wade ist vergrößert, das Becken zurück-, die Hüften aus einander gezogen; der Rücken ist weniger gekrümmt, die Brust er-

weitert; er hat Schlüsselbeine und Schultern, an den Händen feinfühlende Finger; der hinsinkende Kopf ist auf den Muskeln des Halses zur Krone des Gebäudes erhoben: der Mensch ist ἄνθρωπος, ein über sich, ein weit um sich schauendes Geschöpf.

Nun muß es zugegeben werden, daß dieser Gang dem Menschen nicht so wesentlich sei, daß etwa jeder andre ihm so unmöglich wie das Fliegen würde. Nicht nur Kinder zeigen das Gegentheil, sondern die Menschen, die unter die Thiere geriethen, haben's durch Erfahrung bewiesen. Elf bis zwölf Personen*) dieser Art sind bekannt, und obwol nicht alle hinlänglich beobachtet und beschrieben worden, so ergeben doch einige Beispiele deutlich, daß der biegsamen Natur des Menschen auch der für ihn ungemäßeste Gang nicht ganz unmöglich werde. Sein Kopf sowol als sein Unterleib liegen mehr vorwärts; der Körper kann also auch vorwärts fallen, wie der Kopf im Schlummer sinkt. Kein todter Körper kann aufrecht stehen, und nur durch eine zahllose Menge angestrengter Thätigkeiten wird unser künstlicher Stand und Gang möglich.

Also ist eben auch begreiflich, daß mit dem thierartigen Gange viele Glieder des menschlichen Körpers ihre Gestalt und ihr Verhältniß zu einander ändern müssen, wie abermals das Beispiel der verwilderten Menschen zeigt. Der irländische Knabe, den Tulpius beschrieben, hatte eine flache Stirn, ein erhöhtes Hinterhaupt, eine weite, blökende Kehle, eine dicke, an den Gaum gewachsene Zunge, eine stark einwärts gezogne Herzgrube; gerade wie es der vierfüßige Gang geben mußte. Das niederländische Mädchen, das noch aufrecht ging, und bei dem sich die weibliche Natur soweit erhalten hatte, daß es sich mit einer Strohschürze deckte, hatte eine braune, rauhe, dicke Haut, ein langes und dickes Haar. Das Mädchen, das zu Songi in Champagne gefangen ward, hatte ein schwarzes Ansehen, starke Finger, lange Nägel; und besonders waren die Daumen so stark und verlängert, daß sie sich damit wie ein Eichhörnchen von Baum zu Baum schwang. Ihr schneller Lauf war kein Gehen, sondern ein fliegendes Trippeln und Fortgleiten, wobei an den Füßen fast gar keine Bewegung zu unterscheiden war. Der Ton ihrer Stimme war fein und schwach, ihr Geschrei durchdringend und erschrecklich. Sie hatte ungewöhnliche Leichtigkeit und Stärke und war von ihrer vorigen Nahrung, des blutigen und rohen Fleisches, der Fische, der Blätter und Wurzeln, so schwer zu entwöhnen, daß sie nicht nur zu entfliehen suchte, sondern auch in eine tödtliche Krankheit fiel, aus

*) Sie stehen in Linné's „Natursystem", in Martini's „Nachtrage zu Büffon" und an andern Orten.

der sie nur durch Saugen des warmen Bluts, das sie wie ein Balsam durchdrang, zurückgebracht werden konnte. Ihre Zähne und Nägel fielen aus, da sie sich zu unsern Speisen gewöhnen sollte; unerträgliche Schmerzen zogen ihr Magen und Eingeweide, besonders die Gurgel zusammen, die lechzend und ausgetrocknet war. Lauter Erweise, wie sehr sich die biegsame menschliche Natur, selbst da sie von Menschen geboren und eine Zeit lang unter ihnen erzogen worden, in wenigen Jahren zu der niedrigen Thierart gewöhnen konnte, unter die sie ein unglücklicher Zufall setzte.

Nun könnte ich auch den häßlichen Traum ausmalen, was aus der Menschheit hätte werden müssen, wenn sie, zu diesem Loose verdammt, in einem vierfüßigen Mutterleibe zu einem Thierfötus gebildet wäre; welche Kräfte sich damit hätten stärken und schwächen, welches der Gang der Menschenthiere, ihre Erziehung, ihre Lebensart, ihr Gliederbau hätte sein müssen u. s. f. Aber fliehe, unseliges und abscheuliches Bild! häßliche Unnatur des natürlichen Menschen! Du bist weder in der Natur da, noch sollst Du durch einen Strich meiner Farben vorgestellt werden. Denn:

2. Der aufrechte Gang des Menschen ist ihm einzig natürlich, ja, er ist die Organisation zum ganzen Beruf seiner Gattung und sein unterscheidender Charakter.

Kein Volk der Erde hat man vierfüßig gefunden; auch die wildesten haben aufrechten Gang, so sehr sich manche an Bildung und Lebensart den Thieren nähern. Selbst die Unfühlbaren des Diodor's sammt andern Fabelgeschöpfen alter und mittlerer Schriftsteller gehen auf zwei Beinen; und ich begreife nicht, wie das Menschengeschlecht, wenn es je diese niedrige Lebensweise als Natur gehabt hätte, sich zu einer andern, so zwang-, so kunstvollen, jemals würde erhoben haben. Welche Mühe kostete es, die Verwilderten, die man fand, zu unsrer Lebensart und Nahrung zu gewöhnen! Und sie waren nur verwildert, nur wenige Jahre unter diesen Unvernünftigen gewesen. Das eskimoische Mädchen hatte sogar noch Begriffe ihres vorigen Zustandes, Reste der Sprache und Instinkte zu ihrem Vaterlande; und doch lag ihre Vernunft in Thierheit gefangen; sie hatte von ihren Reisen, von ihrem ganzen wilden Zustande keine Erinnerung. Die andern besaßen nicht nur keine Sprache, sondern waren zum Theil auch auf immer zur menschlichen Sprache verwahrlost. Und das Menschenthier sollte, wenn es Aeonen lang in diesem niedrigen Zustande gewesen, ja im Mutterleibe schon durch den vierfüßigen Gang zu demselben nach ganz andern Verhältnissen wäre gebildet

worden, ihn freiwillig verlassen und sich aufrecht erhoben haben? Aus Kraft des Thiers, die ihn ewig herabzog, sollte er sich zum Menschen gemacht und menschliche Sprache erfunden haben, ehe er ein Mensch war? Wäre der Mensch ein vierfüßiges Thier, wäre er's Jahrtausende lang gewesen, er wäre es sicher noch, und nur ein Wunder der neuen Schöpfung hätte ihn zu dem, was er jetzt ist, und wie wir ihn aller Geschichte und Erfahrung nach allein kennen, umgebildet.

Warum wollen wir also unerwiesene, ja völlig widersprechende Paradoxa annehmen, da der Bau des Menschen, die Geschichte seines Geschlechts und endlich, wie mich dünkt, die ganze Analogie der Organisation unsrer Erde uns auf etwas Andres führt? Kein Geschöpf, das wir kennen, ist aus seiner ursprünglichen Organisation gegangen und hat sich ihr zuwider eine andre bereitet, da es ja nur mit den Kräften wirkte, die in seiner Organisation lagen, und die Natur Wege genug wußte, ein jedes der Lebendigen auf dem Standpunkt festzuhalten, den sie ihm anwies. Beim Menschen ist auf die Gestalt, die er jetzt hat, Alles eingerichtet. Aus ihr ist in seiner Geschichte Alles, ohne sie nichts erklärlich, und da auf diese, als auf die erhabne Göttergestalt und künstlichste Hauptschönheit der Erde, auch alle Formen der Thierbildung zu convergiren scheinen, und ohne jene, so wie ohne das Reich des Menschen, die Erde ihres Schmucks und ihrer herrschenden Krone beraubt bliebe: warum wollten wir dies Diadem unsrer Erwählung in den Staub werfen und gerade den Mittelpunkt des Kreises nicht sehen wollen, in welchem alle Radien zusammenzulaufen scheinen? Als die bildende Mutter ihre Werke vollbracht und alle Formen erschöpft hatte, die auf dieser Erde möglich waren, stand sie still und übersann ihre Werke. Und als sie sah, daß bei ihnen allen der Erde noch ihre vornehmste Zierde, ihr Regent und zweiter Schöpfer fehlte: siehe, da ging sie mit sich zu Rath, drängte die Gestalten zusammen und formte aus allen ihr Hauptgebilde, die menschliche Schönheit. Mütterlich bot sie ihrem letzten künstlichen Geschöpf die Hand und sprach: „Steh auf von der Erde! Dir selbst überlassen, wärest Du Thier wie andre Thiere; aber durch meine besondre Huld und Liebe gehe aufrecht und werde der Gott der Thiere!" Lasset uns bei diesem heiligen Kunstwerk, der Wohlthat, durch die unser Geschlecht ein Menschengeschlecht ward, mit dankbarem Blick verweilen; mit Verwunderung werden wir sehen, welche neue Organisation von Kräften in der aufrechten Gestalt der Menschheit anfange, und wie allein durch sie der Mensch ein Mensch ward.

Viertes Buch.

I.

Der Mensch ist zur Vernunftfähigkeit organisirt.

Der Orang-Utang ist im Innern und Aeußern dem Menschen ähnlich. Sein Gehirn hat die Gestalt des unsern; er hat eine breite Brust, platte Schultern, ein ähnliches Gesicht, einen ähnlich gestalteten Schädel; Herz, Lunge, Leber, Milz, Magen, Eingeweide sind wie bei dem Menschen. Tyson*) hat 48 Stücke angegeben, in denen er mehr unserm Geschlecht als den Affenarten gleicht; und die Verrichtungen, die man von ihm erzählt, selbst seine Thorheiten, Laster, vielleicht auch gar die periodische Krankheit, machen ihn dem Menschen ähnlich.

Allerdings muß also auch in seinem Innern, in den Wirkungen seiner Seele, etwas Menschenähnliches sein, und die Philosophen, die ihn unter die kleinen Kunstthiere erniedrigen wollen, verfehlen, wie mich dünkt, das Mittel der Vergleichung. Der Biber baut, aber instinktmäßig; seine ganze Maschine ist dazu eingerichtet, sonst aber kann er nichts; er ist des Umganges der Menschen, der Theilnehmung an unsern Gedanken und Leidenschaften nicht fähig. Der Affe dagegen hat keinen determinirten Instinkt mehr; seine Denkungskraft steht dicht am Rande der Vernunft, am armen Rande der Nachahmung. Er ahmt Alles nach und muß also zu tausend Combinationen sinnlicher Ideen in seinem Gehirn geschickt sein, deren kein Thier fähig ist; denn weder der weise Elephant noch der gelehrige Hund thut, was er zu thun vermag; er will sich vervollkommnen. Aber er kann nicht; die Thür ist zugeschlossen; die Verknüpfung fremder Ideen

---

*) S. Tyson's Anatomy of a Pygmy compared with that of a Monkey, an ape and a man, London 1751, S. 92-94.

zu den seinen und gleichsam die Besitznehmung des Nachgeahmten ist seinem Gehirn unmöglich. Das Affenweib, das Bontius beschrieben, besaß Schamhaftigkeit und bedeckte sich mit der Hand, wenn ein Fremder hinzutrat; sie seufzte, weinte und schien menschliche Handlungen zu verrichten. Die Affen, die Battel beschrieben, gehen in Gesellschaft aus, bewaffnen sich mit Prügeln und verjagen den Elephanten aus ihren Bezirken; sie greifen Neger an und setzen sich um ihr Feuer, haben aber nicht den Verstand, es zu unterhalten. Der Affe des de la Brosse setzte sich zu Tisch, bediente sich des Messers und der Gabel, zürnte, trauerte, hatte alle menschlichen Affekten. Die Liebe der Mutter zu den Kindern, ihre Auferziehung und Gewöhnung zu den Kunstgriffen und Schelmereien der Affenlebensart, die Ordnung in ihrer Republik und auf ihren Märschen, die Strafen, die sie ihren Staatsverbrechern anthun, selbst ihre possirliche List und Bosheit nebst einer Reihe andrer unleugbarer Züge sind Beweise genug, daß sie auch in ihrem Innern so menschenähnliche Geschöpfe sind, wie ihr Aeußeres zeigt. Büffon verschwendet den Strom seiner Beredsamkeit umsonst, wenn er die Gleichförmigkeit des Organismus der Natur von innen und außen bei Gelegenheit dieser Thiere bestreitet; die Facta, die er von ihnen selbst gesammelt hat, widerlegen ihn genugsam, und der gleichförmige Organismus der Natur von innen und außen, wenn man ihn recht bestimmt, bleibt in allen Bildungen der Lebendigen unverkennbar.

Was fehlte also dem menschenähnlichen Geschöpf, daß es kein Mensch ward? Etwa nur die Sprache? Aber man hat sich bei mehreren Mühe gegeben, sie zu erziehen, und wenn sie derselben fähig wären, hätten sie, die Alles nachahmen, diese gewiß zuerst nachgeahmt und auf keine Instruktion gewartet. Oder liegt's allein an ihren Organen? Auch nicht; denn ob sie gleich den Inhalt der menschlichen Sprache fassen, so hat noch kein Affe, da er doch immer gestikulirt, sich ein Vermögen erworben, mit seinem Herrn pantomimisch zu sprechen und durch Geberdungen menschlich zu discuriren. Also muß es schlechthin an etwas Anderm liegen, das dem Traurigen zur Menschenvernunft die Thür schloß und ihm vielleicht das dunkle Gefühl ließ, so nahe zu sein und nicht hinein zu gehören.

Was war dies Etwas? Es ist sonderbar, daß der Zergliederung nach beinahe aller Unterschied an Theilen des Ganges zu liegen scheint. Der Affe ist gebildet, daß er etwa aufrecht gehen kann, und ist dadurch dem Menschen ähnlicher als seine Brüder; er ist aber nicht ganz dazu gebildet, und dieser Unter-

schied scheint ihm Alles zu rauben. Lasset uns diesen Anblick verfolgen, und die Natur selbst wird uns auf die Wege führen, auf denen wir die erste Anlage zur menschlichen Würde zu suchen haben.

Der Orang-Utang*) hat lange Arme, große Hände, kurze Schenkel, große Füße mit langen Zehen; der Daum seiner Hand aber, der große Zeh seines Fußes ist klein (Büffon, und schon Tyson vor ihm, nennt das Affengeschlecht also vierhändig), und ihm fehlt mit diesen kleinen Gliedern offenbar die Basis zum festen Stande des Menschen. Sein Hinterleib ist hager, sein Knie breiter als beim Menschen und nicht so tief; die kniebewegenden Muskeln sitzen tiefer im Schenkelbein; daher er nie ganz aufrecht stehen kann, sondern immer mit eingebognen Knieen gleichsam nur stehen lernt. Der Kopf des Schenkelknochen hängt in seiner Pfanne ohne Band; die Knochen des Beckens stehen wie bei vierfüßigen Thieren; die fünf letzten Halswirbel haben lange, spitzige Fortsätze, die die Zurückbeugung des Kopfs hindern; er ist also durchaus nicht zur aufrechten Stellung geschaffen, und fürchterlich sind die Folgen, die daraus sprießen. Sein Hals wird kurz, und lang die Schlüsselbeine, so daß der Kopf zwischen den Schultern zu stecken scheint.**) Sonach bekommt dieser ein größeres Vordertheil, hervorragende Kinnladen, eine platte Nase; die Augen stehen dicht an einander; der Augapfel wird klein, daß man kein Weißes um den Stern sieht. Der Mund dagegen wird groß, der Bauch dick, die Brüste lang, der Rücken wie gebrechlich; die Ohren treten thierartig empor; die Augenhöhlen kommen dicht an einander; die Gelenkflächen des Kopfs stehen nicht mehr in der Mitte seiner Grundfläche, wie beim Menschen, sondern hinterwärts, wie beim Thier. Der Oberkiefer dagegen rückt vorwärts, und das eingeschobene eigne Zwischenbein des Affen (os intermaxillare) ist der letzte Abschnitt vom Menschenantlitz;***)

*) S. Camper's Kort Berigt wegens de Ontleding van verschiedene Orang-Outangs. Amsterdam 1780. Ich kenne diesen Bericht nur aus dem reichen Auszuge der „Göttingischen gelehrten Anzeigen" (Zugabe Stück 29, 1780), und es ist zu hoffen, daß er nebst der Abhandlung „über die Sprachwerkzeuge der Affen" aus den „Transactionen" in die Sammlung kleiner Schriften dieses berühmten Zergliederers (Leipzig 1781) werde eingerückt werden.

**) Man sehe die Abbildung der traurigen Figur bei Tyson von vorn und hinten.

***) Eine Abbildung dieses Beins siehe bei Blumenbach de generis humani varietate nativa tab. I., fig. 2. Indessen scheinen nicht alle Affen dies os intermaxillare in gleichem Grad zu haben, da Tyson in seinem Zergliederungsbericht, daß es nicht da gewesen, deutlich bemerkt. — (Goethe machte im März 1784 die folgenreiche, aber noch geheim gehaltene Entdeckung, daß das os intermaxillare auch beim Menschen sich finde, dem man es bis dahin absprach. — D.)

denn nun, nach dieser Formung des Kopfs unten hervor, hinten hinweg, nach dieser Stellung desselben auf dem Halse, nach dem ganzen Zuge des Rückenwirbels jenen gemäß, blieb der Affe — immer nur ein Thier, so menschenähnlich er übrigens sein mochte.

Um uns zu diesem Schluß vorzubereiten, so lasset uns an Menschengesichter denken, die auch nur in der weitesten Ferne ans Thier zu grenzen scheinen. Was macht sie thierisch? was giebt ihnen diesen entehrenden groben Anblick? Der hervorgerückte Kiefer, der zurückgeschobene Kopf, kurz, die entfernteste Aehnlichkeit mit der Organisation zum vierfüßigen Gange. Sobald der Schwerpunkt verändert wird, auf dem der Menschenschädel in seiner erhabenen Wölbung ruht, so scheint der Kopf am Rücken fest, das Gebiß der Zähne tritt hervor, die Nase breitet sich platt und thierisch. Oben treten die Augenhöhlen näher zusammen, die Stirn geht zurück und bekommt von beiden Seiten den tödtlichen Druck des Affenschädels. Der Kopf wird oben und hinten spitz; die Vertiefung der Hirnschale bekommt eine kleinere Weite — und das Alles, weil die Richtung der Form verrückt scheint, die schöne freie Bildung des Haupts zum aufrechten Gange des Menschen.

Rücket diesen Punkt anders, und die ganze Formung wird schön und edel. Gedankenreich tritt die Stirn hervor, und der Schädel wölbt sich mit erhabner, ruhiger Würde. Die breite Thiernase zieht sich zusammen und organisirt sich höher und feiner; der zurückgetretene Mund kann schöner bedeckt werden, und so formt sich die Lippe des Menschen, die der klügste Affe entbehrt. Nun tritt das Kinn herab, um ein gerade herabgesenktes, schönes Oval zu ründen; sanft geht die Wange hinan; das Auge blickt unter der vorragenden Stirn wie aus einem heiligen Gedankentempel. Und wodurch dies Alles? Durch die Formung des Kopfs zur aufrechten Gestalt, durch die innere und äußere Organisation desselben zum perpendicularen Schwerpunkt.*) Wer Zweifel hierüber hat, sehe Menschen- und Affenschädel, und es wird ihm kein Schatten eines Zweifels mehr bleiben.

Alle äußere Form der Natur ist Darstellung ihres innern Werks; und so treten wir, große Mutter, vor das Allerheiligste

*) Die Abhandlung Daubenton's sur les différences de la situation du grand trou occipital dans l'homme et dans les animaux in den Mémoires de l'Académie de Paris 1764, die ich bei Blumenbach angeführt gefunden, habe ich bisher nicht gelesen; ich weiß also auch nicht, wohin sein Gedanke geht, oder wie weit er ihn führt. Meine Meinung ist aus vorliegenden Thier- und Menschenschädeln geschöpft.

Deiner Erdenschöpfung, die Werkstätte des menschlichen Verstandes.

Man hat sich viel Mühe gegeben, die Größe des Gehirns bei Menschen mit der Gehirnmasse andrer Thiergattungen zu vergleichen und daher Thier und Gehirn gegen einander zu wägen. Aus drei Ursachen kann dies Wägen und diese Zahlbestimmung keine reinen Resultate geben.

1. Weil das eine Glied des Verhältnisses, die Masse des Körpers, zu unbestimmt ist und zu dem andern sein bestimmten Gliede, dem Gehirn selbst, keine reine Proportion gewährt. Wie verschiedenartig sind die Dinge, die in einem Körper wiegen! und wie verschieden kann das Verhältniß sein, das die Natur unter ihnen feststellte! Sie wußte dem Elephanten seinen schweren Körper, selbst sein schweres Haupt durch Luft zu erleichtern, und ungeachtet seines nicht übergroßen Gehirns ist er der Weiseste der Thiere. Was wiegt im Körper des Thiers am Meisten? Die Knochen, und mit ihnen hat das Gehirn kein unmittelbares Verhältniß.

2. Unstreitig kommt viel darauf an, wozu das Gehirn für den Körper gebraucht werde, wohin und zu welchen Lebensverrichtungen es seine Nerven sende. Wenn man also Gehirn- und Nervengebäude gegen einander wöge, so gäbe es schon ein feineres, und dennoch kein reines Verhältniß; denn das Gewicht beider zeigt doch nie weder die Feinheit der Nerven noch die Absicht ihrer Wege.

3. Also käme zuletzt Alles auf die feinere Ausarbeitung, auf die proportionirte Lage der Theile gegen einander und, wie es scheint, am Meisten auf den weiten und freien Sammelplatz an, die Eindrücke und Empfindungen aller Nerven mit der größesten Kraft, mit der schärfsten Wahrheit, endlich auch mit dem freiesten Spiel der Mannichfaltigkeit zu verknüpfen und zu dem unbekannten göttlichen Eins, das wir Gedanke nennen, energisch zu vereinen, wovon uns die Größe des Gehirns an sich nichts sagt.

Indessen sind diese berechnenden Erfahrungen*) schätzbar und geben, zwar nicht die letzten, aber sehr belehrende und weiter

*) In Haller's größerer Physiologie ist deren eine Menge gesammelt; es wäre zu wünschen, daß Herr Prof. Wrisberg seine reichen Erfahrungen, auf welche er sich in den Anmerkungen zu Haller's kleinerer Physiologie bezieht, bekannt machte; denn daß die specifische Schwere des Gehirns, die er untersucht hat, ein feinerer Maaßstab sei, als der bei den vorhergehenden Berechnungen gebraucht worden, wird sich bald ergeben.

hinleitende Resultate, deren ich einige, um auch hier die aufsteigende Einförmigkeit des Ganges der Natur zu zeigen, anzuführen wage.

1. In den kleinern Thieren, bei denen der Kreislauf und die organische Wärme noch unvollkommen ist, findet sich auch ein kleineres Gehirn und wenigere Nerven. Die Natur hat ihnen, wie wir schon bemerkt haben, an innigem oder fein verbreitetem Reiz ersetzt, was sie ihnen an Empfindung versagen mußte; denn wahrscheinlich konnte der ausarbeitende Organismus dieser Geschöpfe ein größeres Gehirn weder hervorbringen noch ertragen.

2. In den Thieren von wärmerem Blut wächst auch die Masse des Gehirns in dem Verhältniß, wie ihre künstlichere Organisation wächst; zugleich treten hier aber auch andre Rücksichten ein, die insonderheit das Verhältniß der Nerven und Muskelkräfte gegen einander zu bestimmen scheinen. In Raubthieren ist das Gehirn kleiner; bei ihnen herrschen Muskelkräfte, und auch ihre Nerven sind großentheils Dienerinnen desselben und des thierischen Reizes. Bei grasfressenden ruhigen Thieren wird das Gehirn größer, obwol es auch bei ihnen sich größtentheils noch in Nerven der Sinne zu verbrauchen scheint. Die Vögel haben viel Gehirn; denn sie mußten in ihrem kältern Elemente wärmeres Blut haben. Der Kreislauf ist auch zusammengedrängter in ihrem meistens kleinern Körper; und so füllt bei dem verliebten Sperlinge das Gehirn den ganzen Kopf und ist $1/5$ vom Gewicht seines Körpers.

3. Bei jungen Geschöpfen ist das Gehirn größer als bei erwachsenen; offenbar weil es flüssiger und zarter ist, also auch einen größern Raum einnimmt, deswegen aber kein größeres Gewicht giebt. In ihm ist noch der Vorrath jener zarten Befeuchtung zu allen Lebensverrichtungen und innern Wirkungen, durch welche das Geschöpf sich in seinen jüngern Jahren Fertigkeiten bilden und also viel aufwenden soll. Mit den Jahren wird es trockner und fester; denn die Fertigkeiten sind gebildet da, und der Mensch sowol als das Thier ist nicht mehr so leichter, so anmuthiger, so flüchtiger Eindrücke fähig. Kurz, die Größe des Gehirns bei einem Geschöpf scheint eine nothwendige Mitbedingung, nicht aber die einzige, nicht die erste Bedingung zu sein zu seiner größern Fähigkeit und Verstandesübung. Unter allen Thieren hat der Mensch, wie schon die Alten wußten, verhältnißmäßig das größeste Gehirn, worin ihm aber der Affe nichts nachgiebt; ja, das Pferd wird hierin übertroffen vom Esel.

Also muß etwas Andres hinzukommen, das die feinere Denkungskraft des Geschöpfs physiologisch fördert; und was könnte

dies, nach dem Stufengange von Organisationen, den uns die Natur vors Auge gelegt hat, anders sein als der Bau des Gehirns selbst, die vollkommenere Ausarbeitung seiner Theile und Säfte, endlich die schönere Lage und Proportion desselben zur Empfängniß geistiger Empfindungen und Ideen in der glücklichsten Lebenswärme? Lasset uns ihr Buch aufschlagen, die feinsten Blätter, die sie je geschrieben, die Gehirntafeln selbst; denn da der Zweck ihrer Organisationen auf Empfindung, auf Wohlsein, auf Glückseligkeit eines Geschöpfs geht, so muß das Haupt endlich das sicherste Archiv werden, in dem wir ihre Gedanken finden.

1. In Geschöpfen, bei denen das Gehirn kaum anfängt, erscheint es noch sehr einfach: es ist wie eine Knospe oder ein paar Knospen des fortsprießenden Rückenmarkes, die nur den nöthigsten Sinnen Nerven ertheilen. Bei Fischen und Vögeln, die, nach Willis' Bemerkung, im ganzen Bau des Gehirns Aehnlichkeit haben, nimmt die Zahl der Erhöhungen bis zu fünf und mehreren zu; sie sondern sich auch deutlicher aus einander. In den Thieren von wärmerem Blut endlich unterscheidet sich das kleine und große Gehirn kenntlich; die Flügel des letzten breiten sich der Organisation des Geschöpfs zufolge aus einander, und die einzelnen Theile treten zu eben dem Zweck in Verhältniß. Die Natur hat also, so wie bei der ganzen Bildung ihrer Geschlechter, so auch bei dem Inbegriff und Ziel derselben, dem Gehirn, nur einen Haupttypus, auf den sie es vom niedrigsten Wurme und Insekte anlegt, den sie bei allen Gattungen nach der verschiednen äußern Organisation des Geschöpfes im Kleinen zwar verändert, aber verändernd fortführt, vergrößert, ausbildet und beim Menschen zuletzt aufs Künstlichste vollendet. Sie kommt mit dem kleinen Hirn eher zu Stande als mit dem großen, da jenes seinem Ursprunge nach dem Rückenmark näher und verwandter, also auch bei mehreren Gattungen gleichförmiger ist, bei denen die Gestalt des großen Gehirns noch sehr variirt. Es ist dieses auch nicht zu verwundern, da vom kleinern Gehirn so wichtige Nerven für die thierische Organisation entspringen, so daß die Natur in Ausbildung der edelsten Gedankenkräfte ihren Weg von dem Rücken nach den vordern Theilen nehmen mußte.

2. Bei dem größern Gehirn zeigt sich die mehrere Ausarbeitung seiner Flügel in den edlern Theilen auf mehr als eine Weise. Nicht nur sind seine Furchen künstlicher und tiefer, und der Mensch hat derselben mehrere und mannichfaltigere als irgend ein andres Geschöpf; nicht nur ist die Rinde des Hirns beim Menschen der zarteste und feinste Theil seiner Glieder, der sich ausdunstend bis

auf $1/25$ verliert; sondern auch der Schatz, den diese Rinde bedeckt und durchflicht, das Mark des Gehirns, ist bei den edlern Thieren, und am Meisten beim Menschen, in seinen Theilen unterschiedner, bestimmter und vergleichungsweise größer als bei allen andern Geschöpfen. Beim Menschen überwiegt das große Gehirn das kleine um ein Vieles, und das größere Gewicht desselben zeigt seine innere Fülle und mehrere Ausarbeitung.

3. Nun zeigen alle bisherigen Erfahrungen, die der gelehrteste Physiolog aller Nationen, Haller, gesammelt, wie wenig sich das untheilbare Werk der Ideenbildung in einzelnen materiellen Theilen des Gehirns materiell und zerstreut aufsuchen lasse; ja mich dünkt, wenn alle diese Erfahrungen auch nicht vorhanden wären, hätte man aus der Beschaffenheit der Ideenbildung selbst darauf kommen müssen. Was ist's, daß wir die Kraft unsres Denkens nach ihren verschiedenen Verhältnissen bald Einbildungskraft und Gedächtniß, bald Witz und Verstand nennen? daß wir die Triebe, zu begehren, vom reinen Willen absondern und endlich gar Empfindungs- und Bewegungskräfte theilen? Die mindeste genauere Ueberlegung zeigt, daß diese Fähigkeiten nicht örtlich von einander getrennt sein können, als ob in dieser Gegend des Gehirns der Verstand, in jener das Gedächtniß und die Einbildungskraft, in einer andern die Leidenschaften und sinnlichen Kräfte wohnen; denn der Gedanke unsrer Seele ist ungetheilt, und jede dieser Wirkungen ist eine Frucht der Gedanken. Es wird daher beinah ungereimt, abstrahirte Verhältnisse als einen Körper zergliedern zu wollen und, wie Medea die Glieder ihres Bruders hinwarf, die Seele aus einander zu werfen. Entgeht uns bei dem gröbsten Sinne das Material der Empfindung, das vom Nervensaft, wenn dieser auch da wäre, ein so verschiednes Ding ist: wie viel weniger wird uns die geistige Verbindung aller Sinne und Empfindungen empfindbar werden, daß wir dieselbe nicht nur sehen und hören, sondern auch in den verschiednen Theilen des Gehirns so willkürlich erwecken könnten, als ob wir ein Clavichord spielten. Der Gedanke, dieses auch nur zu erwarten, ist mir fremde.

4. Noch fremder wird er mir, wenn ich den Bau des Gehirns und seiner Nerven betrachte. Wie anders ist hier die Haushaltung der Natur, als wie sich unsre abstrahirte Psychologie die Sinne und Kräfte der Seele denkt! Wer würde aus der Metaphysik errathen, daß die Nerven der Sinne also entstehen, sich also trennen und verbinden? Und doch sind dies die einzigen Gegenden des Gehirns, die wir in ihren organischen Zwecken kennen, weil

uns ihre Wirkung vors Auge gelegt ist. Also bleibt uns nichts übrig, als diese heilige Werkstätte der Ideen, das innere Gehirn, wo sich die Sinne einander nähern, als die Gebärmutter anzusehen, in denen sich die Frucht der Gedanken unsichtbar und unzertheilt bildet. Ist jene gesund und frisch und gewährt der Frucht nicht nur die gehörige Geistes- und Lebenswärme, sondern auch den geräumigen Ort, die schickliche Stätte, auf welcher die Empfindungen der Sinne und des ganzen Körpers von der unsichtbaren organischen Kraft, die hier Alles durchwebt, erfaßt und, wenn ich metaphorisch reden darf, in den lichten Punkt vereinigt werden können, der höhere Besinnung heißt, so wird, wenn äußere Umstände des Unterrichts und der Ideenweckung dazu kommen, das feinorganisirte Geschöpf der Vernunft fähig. Ist dieses nicht, fehlen dem Gehirn wesentliche Theile oder feinere Säfte, nehmen gröbere Sinne den Platz ein, oder findet es sich endlich in einer verschobenen, zusammengedrückten Lage: was wird die Folge sein, als daß jene feine Zusammenstrahlung der Ideen nicht stattfinde, daß das Geschöpf ein Knecht der Sinne bleibe?

5. Die Bildung der verschiednen Thiergehirne scheint dies augenscheinlich darzulegen, und eben hieraus, verglichen mit der äußern Organisation und Lebensweise des Thieres, wird man sich Rechenschaft geben können, warum die Natur, die überall auf einen Typus ausging, ihn nicht allenthalben erreichen konnte und jetzt so, jetzt anders abwechseln mußte. Der Hauptsinn vieler Geschöpfe ist der Geruch; er ist ihnen der nothwendigste zur Unterhaltung und ihres Instinkts Führer. Nun siehe, wie sich im Gesicht des Thiers die Nase hervordrängt, so drängen sich auch im Gehirne desselben die Geruchnerven hervor, als ob zu ihnen allein der Vordertheil des Haupts gemacht wäre. Breit, hohl und markig gehen sie daher, daß sie fortgesetzte Gehirnkammern scheinen; bei manchen Gattungen gehen die Stirnhöhlen weit herauf, um vielleicht auch den Sinn des Geruchs zu verstärken, und so, wenn ich so sagen darf, ist ein großer Theil der Thierseele geruchartig. Die Sehnerven folgen, da nach dem Geruch dieser Sinn dem Geschöpf der nöthigste war; sie gelangen schon mehr zur mittlern Region des Gehirns, wie sie auch einem feinern Sinn dienen. Die andern Nerven, die ich nicht herzählen will, folgen in der Maaße, wie die äußere und innere Organisation einen Zusammenhang der Theile fordert, so daß z. B. die Nerven und Muskeln der Theile des Hinterhaupts den Mund, die Kinnbacken u. s. w. stützen und beseelen. Sie schließen also gleichsam das Antlitz und machen das äußere Gebilde so zu einem Ganzen,

wie es nach dem Verhältniß innerer Kräfte das Innere war; nur berechne man dieses nicht blos auf das Gesicht, sondern auf den ganzen Körper. Es ist sehr angenehm, die verschiednen Verhältnisse verschiedner Gestalten vergleichend durchzugehen und die innern Gewichte zu betrachten, die die Natur für jedes Geschöpf aufhing. Wo sie versagte, erstattete sie; wo sie verwirren mußte, verwirrte sie weise, d. i. der äußern Organisation des Geschöpfs und seiner ganzen Lebensweise harmonisch. Sie hatte aber immer ihren Typus im Auge und wich ungern von ihm ab, weil ein gewisses analoges Empfinden und Erkennen der Hauptzweck war, zu dem sie alle Erdorganisationen bilden wollte. Bei Vögeln, Fischen und den verschiedensten Landthieren ist dies in einer fortgehenden Analogie zu zeigen.

6. Und so kommen wir auf den Vorzug des Menschen in seiner Gehirnbildung. Wovon hängt er ab? Offenbar von seiner vollkommenern Organisation im Ganzen und zuletzt von seiner aufrechten Stellung. Jedes Thiergehirn ist nach der Bildung seines Kopfs, oder vielmehr diese nach ihm, geformt, weil die Natur von innen aus wirkt. Zu welchem Gange, zu welchem Verhältniß der Theile gegen einander, zu welchem Habitus endlich sie das Geschöpf bestimmte, darnach mischte und ordnete sie auch seine organischen Kräfte. Und so ward das Gehirn groß oder klein, breit oder schmal, schwer oder leicht, viel- oder einartig, nachdem seine Kräfte waren, und in welchem Verhältniß sie gegen einander wirkten. Darnach wurden auch die Sinne des Geschöpfs stark oder schwach, herrschend oder dienend. Höhlen und Muskeln des Vorder- und Hinterhaupts bildeten sich, nachdem die Lymphe gravitirte, kurz, nach dem Winkel der organischen Hauptrichtung. Von zahlreichen Proben, die hierüber aus Gattungen und Geschlechtern angeführt werden könnten, führe ich nur zwei oder drei an. Was bildet den organischen Unterschied unsres Hauptes vom Kopf des Affen? Der Winkel seiner Hauptrichtung. Der Affe hat alle Theile des Gehirns, die der Mensch hat; er hat sie aber nach der Gestalt seines Schädels in einer zurückgedrückten Lage, und diese hat er, weil sein Kopf unter einem andern Winkel geformt, und er nicht zum aufrechten Gange gemacht ist. Sofort wirkten alle organischen Kräfte anders: der Kopf ward nicht so hoch, nicht so breit, nicht so lang wie der unsre; die niedern Sinne traten mit dem Untertheil des Gesichts hervor, und es ward ein Thiergesicht, so wie sein zurückgeschobnes Gehirn immer nur ein Thiergehirn blieb; wenn er auch alle Theile des menschlichen Gehirns hätte, er hat sie in andrer Lage, in anderm Verhältniß.

Die Parisischen Zergliederer fanden in ihren Affen die Vordertheile menschenähnlich, die innern aber von dem kleinen Gehirn alle im Verhältniß tiefer; die Zirbeldrüse war konisch, ihre Spitze nach dem Hinterhaupt gekehrt u. s. w. — lauter Verhältnisse aus diesem Winkel der Hauptrichtung zu seinem Gange, zu seiner Gestalt und Lebensweise. Der Affe, den Blumenbach*) zergliederte, war noch thierischer, wahrscheinlich weil er von einer niedrigern Art war; daher sein größeres cerebellum, daher die andern fehlenden Unterschiede in den wichtigsten Regionen. Beim Orang-Utang fallen diese weg, weil sein Haupt minder zurückgebogen, sein Gehirn minder zurückgedrückt ist; indessen noch zurückgedrückt genug, wenn man es mit dem hoch- und rund- und freigewölbten menschlichen Gehirn vergleicht, der einzigen schönen Kammer der vernünftigen Ideenbildung. Warum hat das Pferd kein Wundernetz (rete mirabile) gleich andern Thieren? Weil sein Haupt emporsteht, und sich die Hauptader schon einigermaßen dem Menschen ähnlich, ohne diese Versiegungen, wie bei hangenden Thierhäuptern, erhebt. Es ward also auch ein edleres, rasches, muthiges Thier, von vieler Wärme, von wenigem Schlaf; da hingegen bei Geschöpfen, denen ihr Haupt niedersank, die Natur im Bau des Gehirns so viel andre Anstalten vorzukehren hatte, sogar daß sie die Haupttheile desselben mit einer beinernen Wand unterschied. Alles kam also auf die Richtung an, nach und zu der sie das Haupt der Organisation des ganzen Körpers gemäß formte. Ich schweige von mehreren Beispielen mit dem Wunsch, daß forschende Zergliederer, insonderheit bei menschenähnlichen Thieren, auf dies innere Verhältniß der Theile nach der Lage gegen einander und nach der Richtung des Haupts in seiner Organisation zum Ganzen Rücksicht nehmen möchten; hier, glaube ich, wohnt der Unterschied einer Organisation zu diesem oder jenem Instinkt, zur Wirkung einer Thier- oder Menschenseele; denn jedes Geschöpf ist in allen seinen Theilen ein lebendig zusammenwirkendes Ganze.

7. Selbst der Winkel der menschlichen Wohlgestalt oder Mißbildung scheint sich aus diesem einfachen und allgemeinen Gesetz der Bildung des Haupts zum aufrechten Gange bestimmen zu lassen; denn da diese Form des Kopfs, diese Ausbreitung des Gehirns in seine weiten und schönen Hemisphären, mithin die innere Bildung zur Vernunft und Freiheit, nur auf einer aufrechten Gestalt möglich war, wie das Verhältniß und die Gravi-

*) S. Blumenbach, de generis humani varietate nativa, S. 32.

tation dieser Theile selbst, die Proportion ihrer Wärme und die Art ihres Blutumlaufs zeigt, so konnte auch aus diesem innern Verhältniß nichts anders als die menschliche Wohlgestalt werden. Warum neigt sich die griechische Form des Oberhaupts so angenehm vor? Weil sie den weitesten Raum eines freien Gehirns umschließt, ja auch schöne, gesunde Stirnhöhlen verräth, also einen Tempel jugendlich-schöner und reiner Menschengedanken. Das Hinterhaupt dagegen ist klein; denn das thierische cerebellum soll nicht überwiegen. So ist's mit den andern Theilen des Gesichts; sie zeigen als sinnliche Organe die schönste Proportion der sinnlichen Kräfte des Gehirns an, und jede Abweichung davon ist thierisch. Ich bin gewiß, daß wir über die Zusammenstimmung dieser Theile einst noch eine so schöne Wissenschaft haben werden, als uns die blos errathende Physiognomik schwerlich allein gewähren kann. Im Innern liegt der Grund des Aeußern, weil durch organische Kräfte Alles von innen heraus gebildet ward, und jedes Geschöpf eine so ganze Form der Natur ist, als ob sie nichts Anders geschaffen hätte.

Blick also auf gen Himmel, o Mensch! und erfreue Dich schaudernd Deines unermeßlichen Vorzugs, den der Schöpfer der Welt an ein so einfaches Principium, Deine aufrechte Gestalt, knüpfte! Gingest Du wie ein Thier gebückt, wäre Dein Haupt in eben der gefräßigen Richtung für Mund und Nase geformt, und darnach der Gliederbau geordnet: wo bliebe Deine höhere Geisteskraft, das Bild der Gottheit, unsichtbar in Dich gesenkt? Selbst die Elenden, die unter die Thiere geriethen, verloren es; wie sich ihr Haupt mißbildete, verwilderten auch die innern Kräfte; gröbere Sinne zogen das Geschöpf zur Erde nieder. Nun aber durch die Bildung Deiner Glieder zum aufrechten Gange bekam das Haupt seine schöne Stellung und Richtung; mithin gewann das Hirn, dies zarte, ätherische Himmelsgewächs, völligen Raum, sich umherzubreiten und seine Zweige abwärts zu versenden. Gedankenreich wölbte sich die Stirn, die thierischen Organe traten zurück, es ward eine menschliche Bildung. Je mehr sich der Schädel hob, desto tiefer trat das Gehör hinab; es fügte sich mit dem Gesicht freundschaftlicher zusammen, und beide Sinne bekamen einen innern Zutritt zur heiligen Kammer der Ideenbildung. Das kleinere Gehirn, die sprossende Blüthe des Rückens und der sinnlichen Lebenskräfte, trat, da es bei den Thieren herrschender war, mit dem andern Gehirn in ein untergeordnetes, milderes Verhältniß. Die Strahlen der wunderbar schönen gestreiften Körper wurden bei dem Menschen gezeichneter und feiner; ein

Fingerzeig auf das unendlich feinere Licht, das in dieser mittlern Region zusammen und aus einander strahlt. So ward, wenn ich in einem Bilde reden darf, die Blume gebildet, die auf dem verlängerten Rückenmark nur emporsproßte, sich aber vorn weg zu einem Gewächs voll ätherischer Kräfte wölbt, das nur auf diesem emporstrebenden Baum erzeugt werden konnte.

Denn ferner: die ganze Proportion der organischen Kräfte eines Thieres ist der Vernunft noch nicht günstig. In seiner Bildung herrschen Muskelkräfte und sinnliche Lebensreize, die nach dem Zweck des Geschöpfs in jede Organisation eigen vertheilt sind und den herrschenden Instinkt jedweder Gattung bilden. Mit der aufrechten Gestalt des Menschen stand ein Baum da, dessen Kräfte so proportionirt sind, daß sie dem Gehirn, als ihrer Blume und Krone, die feinsten und reichsten Säfte geben sollten. Mit jedem Aderschlag erhebt sich mehr als der sechste Theil des Bluts im menschlichen Körper allein zum Haupte; der Hauptstrom desselben erhebt sich gerade und krümmt sich sanft und theilt sich allmählig, also daß auch die entferntesten Theile des Hauptes von seinem und seiner Brüder Strömen Nahrung und Wärme erhalten. Die Natur bot alle ihre Kunst auf, die Gefäße desselben zu verstärken, seine Macht zu schwächen und zu verfeinern, es lange im Gehirne zu halten und, wenn es sein Werk gethan hat, es sanft vom Haupt zurückzuleiten. Es entsprang aus Stämmen, die, dem Herzen nahe, noch mit aller Kraft der ersten Bewegung wirken, und vom ersten Lebensanfange an arbeitet die ganze Gewalt des jungen Herzens auf diese, die empfindlichsten und edelsten Theile. Die äußern Glieder bleiben noch ungeformt, damit zuerst nur das Haupt und die innern Theile aufs Zarteste bereitet werden. Mit Verwundern sieht man nicht nur das gewaltige Uebermaaß derselben, sondern auch ihre feine Struktur in den einzelnen Sinnen des Ungebornen, als ob die große Künstlerin denselben allein zum Gehirn und zu den Kräften innerer Bewegung erschaffen wollte, bis sie allmählig auch die andern Glieder als Werkzeuge und Darstellung des Innern nachholt. Schon also im Mutterleibe wird der Mensch zur aufrechten Stellung und zu Allem, was von ihr abhängt, gebildet. In keinem hangenden Thierleibe wird er getragen; ihm ist eine künstlichere Formungsstätte bereitet, die auf ihrer Basis ruht. Da sitzt der kleine Schlafende, und das Blut dringt zu seinem Haupt, bis dieses durch seine eigne Schwere sinkt. Kurz, der Mensch ist, was er sein soll (und dazu wirken alle Theile), ein aufstrebender Baum, gekrönt mit der schönsten Krone einer *feinern Gedankenbildung*.

II.

Zurücksicht von der Organisation des menschlichen Haupts auf die niedern Geschöpfe, die sich seiner Bildung nähern.

Ist unser Weg bisher richtig gewesen, so muß, da die Natur immer gleichförmig wirkt, auch bei niedrigern Geschöpfen dieselbe Analogie im Verhältniß ihres Haupts zu dem gesammten Gliederbau herrschen, — und sie herrscht auf die augenscheinlichste Weise. Wie die Pflanze darauf arbeitet, das Kunstwerk der Blume, als des Geschöpfs Krone, hervorzutreiben, so arbeitet der ganze Gliederbau in den lebendigen Geschöpfen, um das Haupt als seine Krone zu nähren. Man sollte sagen, daß der Reihe der Geschöpfe nach die Natur allen ihren Organismus anwende, immer mehr und ein feineres Gehirn zu bereiten, mithin dem Geschöpf einen freiern Mittelpunkt von Empfindungen und Gedanken zu sammeln. Je weiter sie hinaufrückt, desto mehr treibt sie ihr Werk; so viel sie nämlich thun kann, ohne das Haupt des Geschöpfs zu beschweren und seine sinnlichen Lebensverrichtungen zu stören. Lasset uns einige Glieder dieser hinaufsteigenden organischen Empfindungskette, auch in der äußern Form und Richtung ihres Haupts, bemerken.

1. In Thieren, wo das Haupt mit dem Körper noch horizontal liegt, findet die wenigste Ausarbeitung des Gehirns statt; die Natur hat ihre Reize und Triebe tiefer umher verbreitet. Würmer und Pflanzenthiere, Insekten, Fische, Amphibien sind dergleichen. In den untersten Gliedern der organischen Kette ist kaum noch ein Haupt sichtbar; in andern kommt's wie ein Auge hervor. Klein ist's in den Insekten; in den Fischen ist Haupt und Körper noch Eins, und in den Amphibien behält es größtentheils noch seine Horizontallage mit dem ganzen kriechenden Körper. Je mehr es sich losmacht und hebt, desto mehr erwacht das Geschöpf aus seiner thierischen Dumpfheit; um so mehr tritt auch das Gebiß zurück und scheint nicht mehr die ganze vorgestreckte Kraft des horizontalen Körpers. Man vergleiche den Haifisch, der gleichsam ganz Rachen und Gebiß ist, oder den verschlingenden, schleichenden Krokodil mit feinern Organisationen, und man wird durch zahlreiche Beispiele auf den Satz geführt werden, daß: je mehr das Haupt und der Körper eines Thiers eine ungetrennte horizontale Linie sind, desto weniger ist bei ihm zum erhöhtern Gehirn Raum, desto mehr ist sein hervorspringender, ungelenkiger Rachen das Ziel seiner Wirkung.

2. Je vollkommener das Thier wird, desto mehr kommt's gleich-

sam von der Erde herauf; es bekommt höhere Füße, die Wirbel seines Halses gliedern sich nach der Organisation seines Baues, und nach dem Ganzen bekommt der Kopf Stellung und Richtung. Auch hier vergleiche man die Panzer- und Beutelthiere, den Igel, die Ratte, den Vielfraß und andre niedrige Geschlechter mit den edleren Thieren. Bei jenen sind die Füße kurz, der Kopf steckt zwischen den Schultern, der Mund steht lang und vorwärts; bei diesen wird Gang und Kopf leichter, der Hals gegliederter, der Mund kürzer; natürlicherweise bekommt auch das Hirn dadurch einen höhern, weitern Raum. Man kann also den zweiten Satz annehmen, daß: je mehr sich der Körper zu heben, und sich das Haupt vom Gerippe hinaufwärts loszugliedern strebt, desto feiner wird des Geschöpfs Bildung. Nur muß dieser Satz, so wie der vorige, nicht nach einzelnen Gliedern, sondern nach dem ganzen Verhältniß und Bau des Thiers verstanden werden.

3. Je mehr an dem erhöhtern Kopf die Untertheile des Gesichts abnehmen oder zurückgedrängt werden, desto edler wird die Richtung desselben, desto verständiger sein Antlitz. Man vergleiche den Wolf und den Hund, die Katze und den Löwen, das Nashorn und den Elephanten, das Roß und das Flußpferd. Je breiter, gröber und herabziehender gegentheils die Untertheile des Gesichts sind, desto weniger bekommt der Kopf Schädel, und der Obertheil des Gesichts Antlitz. Hiernach unterscheiden sich nicht nur die Thierarten überhaupt, sondern auch eine und dieselbe nach Klimaten. Man betrachte den weißen nordischen Bär und den Bär wärmerer Länder oder die verschiednen Gattungen der Hunde, Hirsche, Rehe; kurz, je weniger das Thier gleichsam Kinnbacke, und je mehr es Kopf ist, desto vernunftähnlicher wird seine Bildung. Um sich diese Ansicht klarer zu machen, ziehe man vom letzten Halswirbel des Thiergerippes Linien zur höchsten Scheitelhöhe, zum vordersten Stirnbein und zum äußersten Punkt der Oberkinnlade, so wird man in den mancherlei Winkeln nach Geschlechtern und Arten die mannichfaltige Verschiedenheit sehen, zugleich aber auch inne werden, daß Alles dies ursprünglich vom mehr oder minder horizontalen Gange herrühre und diesem diene.

Ich begegne mich hier mit dem feinen Verhältniß, das Camper über die Bildung der Affen und Menschen, und unter diesen der verschiednen Nationalbildungen, gegeben hat,*) indem er

*) S. Camper's „kleinere Schriften," I. 15 ff. Ich wünschte, daß die Abhandlung vollständig und auch die zwei Kupfertafeln dazu bekannt gemacht würden. — (Vgl. Camper's spätern Brief an Herder in den Briefen „Von und an Herder," III. 294 ff. — D.)

nämlich eine gerade Linie durch die Höhlen des Ohrs bis zum Boden der Nase und eine andre von der höchsten Hervorragung des Stirnbeins bis auf den am Meisten hervorragenden Theil der Oberkinnlade im schärfsten Profil zieht. Er meint in diesem Winkel nicht nur den Unterschied der Thiere, sondern auch der verschiednen Nationen zu finden, und glaubt, die Natur habe sich dieses Winkels bedient, alle Verschiedenheiten der Thiere zu bestimmen und sie gleichsam stufenweise bis zum schönsten der schönen Menschen zu erheben. „Die Vögel beschreiben die kleinsten Winkel, und diese Winkel werden größer, je nachdem sich das Thier der menschlichen Gestalt nähert. Die Affenköpfe steigen von 42 bis zu 50 Graden; der letzte ist dem Menschen ähnlich. Der Neger und Kalmucke haben 70, der Europäer 80 Grade, und die Griechen haben ihr Ideal von 90 bis zu 100 Graden verschönert. Was über diese Linie fällt, wird ein Ungeheuer; sie ist also das Höchste, wozu die Alten die Schönheit ihrer Köpfe gebracht haben." So frappant diese Bemerkung ist, so sehr freut es mich, sie, wie ich glaube, auf ihren physischen Grund zurückführen zu können; es ist dieser nämlich das Verhältniß des Geschöpfs zur horizontalen und perpendicularen Kopfstellung und Bildung, von der am Ende die glückliche Lage des Gehirns so wie die Schönheit und Proportion aller Gesichtstheile abhängt. Wenn man das Camper'sche Verhältniß also vollständig machen und zugleich seinen Grund erweisen will, so darf man nur statt des Ohrs den letzten Halswirbel zum Punkt nehmen und von ihm zum letzten Punkt des Hinterhaupts, zum obersten des Scheitels, zum vordersten der Stirn, zum hervorspringendsten des Kinnbeins Linien ziehen, so wird nicht nur die Varietät der Kopfbildung selbst, sondern auch der Grund derselben sichtbar, daß Alles von der Formung und Richtung dieser Theile zum horizontalen und perpendicularen Gange, mithin zum ganzen Habitus des Geschöpfs abhange, und hiernach, zufolge eines einfachen Bildungsprincipium, in die größeste Mannichfaltigkeit Einheit gebracht werden möge.

O, daß ein zweiter Galen in unsern Tagen das Buch des alten „von den Theilen des menschlichen Körpers" insonderheit zu dem Zweck erneuete, damit die Vollkommenheit unsrer Gestalt im aufrechten Gange nach allen Proportionen und Wirkungen offenbar würde! daß er in fortgehender Vergleichung mit den uns nächsten Thieren den Menschen vom ersten Anfange seiner Sichtbarkeit in seinen thierischen und geistigen Verrichtungen, in der feinern Proportion aller Theile zu einander, zuletzt den ganzen

sprossenden Baum bis zu seiner Krone, dem Gehirn, verfolgte und durch Vergleichungen zeigte, wie eine solche nur hier sprossen konnte! Die aufgerichtete Gestalt ist die schönste und natürlichste für alle Gewächse der Erde. Wie der Baum aufwärts wächst, wie die Pflanze aufwärts blüht, so sollte man auch vermuthen, daß jedes edlere Geschöpf diesen Wuchs, diese Stellung haben und nicht wie ein hingestrecktes, auf vier Stützen geschlagenes Gerippe sich herschleppen sollte. Aber das Thier mußte in diesen frühern Perioden seiner Niedergeschlagenheit noch animalische Kräfte ausarbeiten und sich mit Sinnen und Trieben üben lernen, ehe es zu unsrer, der freiesten und vollkommensten Stellung gelangen konnte. Allmählig naht es sich derselben: der kriechende Wurm erhebt, so viel er kann, vom Staube sein Haupt, und das Seethier schleicht gebückt ans Ufer. Mit hohem Halse steht der stolze Hirsch, das edle Roß da, und dem gezähmten Thier werden schon seine Triebe gedämpft; seine Seele wird mit Vorideen genährt, die es zwar noch nicht fassen kann, die es aber auf Glauben annimmt, und sich gleichsam blind zu ihnen gewöhnt. Ein Wink der fortbildenden Natur in ihrem unsichtbaren organischen Reich, und der thierisch-hinabgezwungene Körper richtet sich auf: der Baum seines Rückens sproßt gerader und effloreścirt feiner; die Brust hat sich gewölbt, die Hüften geschlossen, der Hals erhoben, die Sinne sind schöner geordnet und strahlen zusammen ins hellere Bewußtsein, ja zuletzt in einen Gottesgedanken. Und das Alles, wodurch anders als vielleicht, wenn die organischen Kräfte sattsam geübt sind, durch ein Machtwort der Schöpfung: Geschöpf, steh auf von der Erde!

III.

Der Mensch ist zu feinern Sinnen, zur Kunst und zur Sprache organisirt.

Nahe dem Boden hatten alle Sinne des Menschen nur einen kleinen Umfang, und die niedrigen drängten sich den edlern vor, wie das Beispiel der verwilderten Menschen zeigt. Geruch und Geschmack waren, wie bei dem Thier, ihre ziehenden Führer. Ueber die Erde und Kräuter erhoben, herrscht der Geruch nicht mehr, sondern das Auge; es hat ein weiteres Reich um sich und übt sich von Kindheit auf in der feinsten Geometrie der Linien und Farben. Das Ohr, unter den hervortretenden Schädel tief hinuntergesetzt, gelangt näher zur innern Kammer der Ideen-

sammlung, da es bei dem Thier lauschend hinaufsteht und bei vielen auch seiner äußern Gestalt nach zugespitzt horcht.

Mit dem aufgerichteten Gange wurde der Mensch ein Kunstgeschöpf; denn durch ihn, die erste und schwerste Kunst, die ein Mensch lernt, wird er eingeweiht, alle zu lernen und gleichsam eine lebendige Kunst zu werden. Siehe das Thier! Es hat zum Theil schon Finger wie der Mensch; nur sind sie hier in einen Huf, dort in eine Klaue oder in ein ander Gebilde eingeschlossen und durch Schwielen verderbt. Durch die Bildung zum aufrechten Gange bekam der Mensch freie und künstliche Hände, Werkzeuge der feinsten Handthierungen und eines immerwährenden Tastens nach neuen, klaren Ideen. Helvetius hat sofern Recht, daß die Hand dem Menschen ein großes Hilfsmittel seiner Vernunft gewesen; denn was ist nicht schon der Rüssel dem Elephanten? Ja, dieses zarte Gefühl der Hände ist in seinen Körper verbreitet, und bei verstümmelten Menschen haben die Zehen des Fußes oft Kunststücke geübt, die die Hand nicht üben konnte. Der kleine Daum, der große Zeh, die auch der Struktur ihrer Muskeln nach so besonders gebildet sind, ob sie uns gleich verachtete Glieder scheinen, sind uns die nothwendigsten Kunstgehilfen zum Stehen, Gehen, Fassen und allen Verrichtungen der kunstarbeitenden Seele.

Man hat so oft gesagt, daß der Mensch wehrlos erschaffen worden, und daß es einer seiner unterscheidenden Geschlechtscharaktere sei, nichts zu vermögen. Es ist nicht also; er hat Waffen der Vertheidigung wie alle Geschöpfe. Schon der Affe führt den Prügel und wehrt sich mit Sand und Steinen; er klettert und rettet sich vor den Schlangen, seinen ärgsten Feinden; er deckt Häuser ab und kann Menschen morden. Das wilde Mädchen zu Songi schlug ihre Mitschwester mit der Keule vor den Kopf und ersetzte mit Klettern und Laufen, was ihr an Stärke abging. Also auch der verwilderte Mensch ist seiner Organisation nach nicht ohne Vertheidigung; und aufgerichtet, cultivirt — welch Thier hat das vielarmige Werkzeug der Kunst, was er in seinem Arm, in seiner Hand, in der Geschlankigkeit seines Leibes, in allen seinen Kräften besitzt? Kunst ist das stärkste Gewehr, und er ist ganz Kunst, ganz und gar organisirte Waffe. Nur zum Angriff fehlen ihm Klauen und Zähne; denn er sollte ein friedliches, sanftmüthiges Geschöpf sein; zum Menschenfressen ist er nicht gebildet.

Welche Tiefen von Kunstgefühl liegen in einem jeden Menschensinn verborgen, die hie und da meistens nur Noth, Mangel,

Krankheit, das Fehlen eines andern Sinnes, Mißgeburt oder ein Zufall entdeckt, und die uns ahnen lassen, was für andre, für diese Welt unaufgeschlossene Sinne in uns liegen mögen! Wenn einige Blinde das Gefühl, das Gehör, die zählende Vernunft, das Gedächtniß bis zu einem Grad erheben konnten, der Menschen von gewöhnlichen Sinnen fabelhaft dünkt, so mögen unentdeckte Welten der Mannichfaltigkeit und Feinheit auch in andern Sinnen ruhen, die wir in unsrer vielorganisirten Maschine nur nicht entwickeln. Das Auge, das Ohr! zu welchen Feinheiten ist der Mensch schon durch sie gelangt! und wird in einem höhern Zustande gewiß weiter gelangen, da, wie Berkley sagt, das Licht eine Sprache Gottes ist, die unser feinster Sinn in tausend Gestalten und Farben unablässig nur buchstabirt. Der Wohllaut, den das menschliche Ohr empfindet, und den die Kunst nur entwickelt, ist die feinste Meßkunst, die die Seele durch den Sinn dunkel ausübt, so wie sie durchs Auge, indem der Lichtstrahl auf ihm spielt, die feinste Geometrie beweist. Unendlich werden wir uns wundern, wenn wir, in unserm Dasein einen Schritt weiter, Alle das mit klarem Blick sehen, was wir in unsrer vielorganisirten göttlichen Maschine mit Sinnen und Kräften dunkel übten, und in welchem sich seiner Organisation gemäß das Thier schon vorzuüben scheint.

Indessen wären alle diese Kunstwerkzeuge, Gehirn, Sinne und Hand, auch in der aufrechten Gestalt unwirksam geblieben, wenn uns der Schöpfer nicht eine Triebfeder gegeben hätte, die sie alle in Bewegung setzte: es war das göttliche Geschenk der Rede. Nur durch die Rede wird die schlummernde Vernunft erweckt, oder vielmehr die nackte Fähigkeit, die durch sich selbst ewig todt geblieben wäre, wird durch die Sprache lebendige Kraft und Wirkung. Nur durch die Rede wird Auge und Ohr, ja das Gefühl aller Sinne Eins und vereinigt sich durch sie zum schaffenden Gedanken, dem das Kunstwerk der Hände und andrer Glieder nur gehorcht. Das Beispiel der Taub- und Stummgebornen zeigt, wie wenig der Mensch auch mitten unter Menschen ohne Sprache zu Ideen der Vernunft gelange, und in welcher thierischen Wildheit alle seine Triebe bleiben. Er ahmt nach, was sein Auge sieht, Gutes und Böses; und er ahmt es schlechter als der Affe nach, weil das innere Kriterium der Unterscheidung, ja selbst die Sympathie mit seinem Geschlecht ihm fehlt. Man hat Beispiele,*) daß ein Taub- und Stummgeborner seinen Bruder

---

*) In Sack's „vertheidigtem Glauben der Christen" erinnere ich mich einen

mordete, da er ein Schwein morden sah, und wühlte, blos der Nachahmung wegen, mit kalter Freude in den Eingeweiden desselben — schrecklicher Beweis, wie wenig die gepriesene menschliche Vernunft und das Gefühl unsrer Gattung durch sich selbst vermöge! Man kann und muß also die feinen Sprachwerkzeuge als das Steuerruder unsrer Vernunft und die Rede als den Himmelsfunken ansehen, der unsre Sinne und Gedanken allmählig in Flammen brachte.

Bei den Thieren sehen wir Voranstalten zur Rede, und die Natur arbeitet auch hier von unten herauf, um diese Kunst endlich im Menschen zu vollenden. Zum Werk des Athemholens wird die ganze Brust mit ihren Knochen, Bändern und Muskeln, das Zwerchfell und sogar Theile des Unterleibes, des Nackens, des Halses und der Oberarme erfordert; zu diesem großen Werk also baute die Natur die ganze Säule der Rückenwirbel mit ihren Bändern und Rippen, Muskeln und Adern; sie gab den Theilen der Brust die Festigkeit und Beweglichkeit, die zu ihr gehören, und ging von den niedrigern Geschöpfen immer höher, eine vollkommenere Lunge und Luftröhre zu bilden. Begierig zieht das neugeborne Thier den ersten Athemzug in sich, ja es drängt sich nach demselben, als ob es ihn nicht erwarten könnte. Wunderbar viel Theile sind zu diesem Werk geschaffen; denn fast alle Theile des Körpers haben zu ihrem wirksamen Gedeihen Luft nöthig. Indessen so sehr sich Alles nach diesem lebendigen Gottesathem drängt, so hat nicht jedes Geschöpf Stimme und Sprache, die am Ende durch kleine Werkzeuge, den Kopf der Luftröhre, einige Knorpel und Muskeln, endlich durch das einfache Glied der Zunge befördert werden. In der schlichtesten Gestalt erscheint diese Tausendkünstlerin aller göttlichen Gedanken und Worte, die mit ein Wenig Luft durch eine enge Spalte nicht nur das ganze Reich der Ideen des Menschen in Bewegung gesetzt, sondern auch Alles ausgerichtet hat, was Menschen auf der Erde gethan haben. Unendlich schön ist's, den Stufengang zu bemerken, auf dem die Natur vom stummen Fisch, Wurm und Insekt das Geschöpf allmählig zum Schall und zur Stimme hinauffördert. Der Vogel freut sich seines Gesanges als des künstlichsten Geschäfts und zugleich des herrlichsten Vorzugs, den ihm der Schöpfer gegeben; das Thier, das Stimme hat, ruft sie zu Hilfe, sobald es Neigungen fühlt, und der innere Zustand seines

---

solchen Fall erzählt gefunden zu haben; mehrere dergleichen sind mir aus andern Schriften erinnerlich.

Wesens freudig oder leidend hinauswill. Es gestikulirt wenig; und nur die Thiere sprechen durch Zeichen, denen vergleichungsweise der lebendige Laut versagt ist. Die Zunge einiger ist schon gemacht, menschliche Worte nachsprechen zu können, deren Sinn sie doch nicht begreifen; die Organisation von außen, insonderheit unter der Zucht des Menschen, eilt dem innern Vermögen gleichsam zum voraus. Hier aber schloß sich die Thür, und dem menschenähnlichsten Affen ist die Rede durch eigne Seitensäcke, die die Natur an seine Luftröhre hing, gleichsam absichtlich und gewaltsam versagt.*)

Warum that dies der Vater der menschlichen Rede? Warum wollte er das Geschöpf, das Alles nachahmt, gerade dies Kriterium der Menschheit nicht nachahmen lassen und versperrte ihm dazu durch eigne Hindernisse den Weg unerbittlich? Man gehe in Häuser der Wahnsinnigen und höre ihr Geschwätz; man höre die Rede mancher Mißgebornen und äußerst Einfältigen, und man wird sich selbst die Ursache sagen. Wie wehe thut uns ihre Sprache und das entweihte Geschenk der menschlichen Rede! Und wie entweihter würde sie im Munde des lüsternen, groben, thierischen Affen werden, wenn er menschliche Worte, wie ich nicht zweifle, mit halber Menschenvernunft nachäffen könnte! Ein abscheuliches Gewebe menschenähnlicher Töne und Affengedanken — nein, die göttliche Rede sollte dazu nicht erniedrigt werden, und der Affe ward stumm, stummer als andre Thiere, wo ein jedes bis zum Frosch und zur Eidechse hinunter seinen eignen Schall hat.

Aber den Menschen baute die Natur zur Sprache; auch zu ihr ist er aufgerichtet, und an eine emporstrebende Säule seine Brust gewölbt. Menschen, die unter die Thiere geriethen, verloren nicht nur die Rede selbst, sondern zum Theil auch die Fähigkeit zu derselben — ein offenbares Kennzeichen, daß ihre Kehle mißgebildet worden, und daß nur im aufrechten Gange wahre menschliche Sprache stattfindet. Denn obgleich mehrere Thiere menschenähnliche Sprachorgane haben, so ist doch, auch in der Nachahmung, keines derselben des fortgehenden Stroms der Rede aus unsrer erhabnen, freien, menschlichen Brust, aus unserm engern und künstlich verschlossenen Munde fähig. Hingegen der Mensch kann nicht nur alle Schälle und Töne derselben nachahmen und ist, wie Monboddo sagt, der Mock-bird unter den Ge-

*) S. Camper's Abhandlung von den Sprachwerkzeugen der Affen, Philosophical Transactions 1779, Vol. I.

schöpfen der Erde, sondern ein Gott hat ihn auch die Kunst gelehrt, Ideen in Töne zu prägen, Gestalten durch Laute zu bezeichnen und die Erde zu beherrschen durch das Wort seines Mundes. Von der Sprache also fängt seine Vernunft und Kultur an; denn nur durch sie beherrscht er auch sich selbst und wird des Nachsinnens und Wählens, dazu er durch seine Organisation nur fähig war, mächtig. Höhere Geschöpfe mögen und müssen es sein, deren Vernunft durch das Auge erwacht, weil ihnen ein gesehenes Merkmal schon genug ist, Ideen zu bilden und sie unterscheidend zu fixiren; der Mensch der Erde ist noch ein Zögling des Ohrs, durch welches er die Sprache des Lichts allmählig erst verstehen lernt. Der Unterschied der Dinge mußte ihm durch Beihilfe eines Andern erst in die Seele gerufen werden, da er denn, vielleicht zuerst athmend und keuchend, dann schallend und sangbar seine Gedanken mittheilen lernte. Ausdrückend ist also der Name der Morgenländer, mit dem sie die Thiere die Stummen der Erde nennen; nur mit der Organisation zur Rede empfing der Mensch den Athem der Gottheit, den Samen zur Vernunft und ewigen Vervollkommnung, einen Nachhall jener schaffenden Stimme zu Beherrschung der Erde, kurz, die göttliche Ideenkunst, die Mutter aller Künste.

IV.

Der Mensch ist zu feinern Trieben, mithin zur Freiheit organisirt.

Man spricht sich's einander nach, daß der Mensch ohne Instinkt sei, und daß dies instinktlose Wesen den Charakter seines Geschlechts ausmache; er hat alle Instinkte, die ein Erdethier um ihn besitzt; nur, er hat sie alle, seiner Organisation nach, zu einem feinern Verhältniß gemildert.

Das Kind im Mutterleibe scheint alle Zustände durchgehen zu müssen, die einem Erdgeschöpf zukommen können. Es schwimmt im Wasser; es liegt mit offnem Munde; sein Kiefer ist groß, ehe eine Lippe ihn bedecken kann, die sich nur spät bildet; sobald es auf die Welt kommt, schnappt es nach Luft, und Saugen ist seine ungelernte erste Verrichtung. Das ganze Werk der Verdauung und Nahrung, des Hungers und Durstes geht instinktmäßig oder durch noch dunklere Triebe seinen Gang fort. Die Muskeln und Zeugungskräfte streben eben also zur Entwickelung, und ein Mensch darf nur durch Affekt oder Krankheit wahnsinnig sein, so sieht man bei ihm alle thierischen Triebe. Noth und Gefahr entwickeln

bei Menschen, ja bei ganzen Nationen, die animalisch leben, auch thierische Geschicklichkeiten, Sinne und Kräfte.

Also sind dem Menschen die Triebe nicht sowol geraubt, als bei ihm unterdrückt und unter die Herrschaft der Nerven und der feinern Sinne geordnet. Ohne sie könnte auch das Geschöpf, das noch großentheils Thier ist, gar nicht leben.

Und wie werden sie unterdrückt? Wie bringt die Natur sie unter die Herrschaft der Nerven? Lasset uns ihren Gang von Kindheit auf betrachten! er zeigt uns das, was man oft so thöricht als menschliche Schwachheit bejammert hat, von einer ganz andern Seite.

Das menschliche Kind kommt schwächer auf die Welt als keins der Thiere, offenbar, weil es zu einer Proportion gebildet ist, die im Mutterleibe nicht ausgebildet werden konnte. Das vierfüßige Thier nahm in seiner Mutter vierfüßige Gestalt an und gewann, ob es gleich anfangs ebenso unproportionirt am Kopf ist wie der Mensch, zuletzt völliges Verhältniß; oder bei nervenreichen Thieren, die ihre Jungen schwach gebären, erstattet sich doch das Verhältniß der Kräfte in einigen Wochen und Tagen. Der Mensch allein bleibt lange schwach; denn sein Gliederbau ist, wenn ich so sagen darf, dem Haupt zuerschaffen worden, das übermäßig groß im Mutterleibe zuerst ausgebildet ward und also auf die Welt tritt. Die andern Glieder, die zu ihrem Wachsthum irdische Nahrungsmittel, Luft und Bewegung brauchen, kommen ihm lange nicht nach, ob sie gleich durch alle Jahre der Kindheit und Jugend zu ihm, und nicht das Haupt verhältnißmäßig zu ihnen wächst. Das schwache Kind ist also, wenn man will, ein Invalide seiner obern Kräfte, und die Natur bildet diese unablässig und am Früheſten weiter. Ehe das Kind gehen lernt, lernt es sehen, hören, greifen und die feinste Mechanik und Meßkunst dieser Sinne üben. Es übt sie so instinktmäßig als das Thier, nur auf eine feinere Weise. Nicht durch angeborne Fertigkeiten und Künste, denn alle Kunstfertigkeiten der Thiere sind Folgen gröberer Reize; und wären diese von Kindheit an herrschend da, so bliebe der Mensch ein Thier, so würde er, da er schon Alles kann, ehe er's lernte, nichts Menschliches lernen. Entweder mußte ihm also die Vernunft als Instinkt angeboren werden, welches sogleich als Widerspruch erhellen wird, oder er mußte, wie es jetzt ist, schwach auf die Welt kommen, um Vernunft zu lernen.

Von Kindheit auf lernt er diese und wird, wie zum künstlichen Gange, so auch zu ihr, zur Freiheit und menschlichen Sprache

durch Kunst gebildet. Der Säugling wird an die Brust der Mutter über ihrem Herzen gelegt; die Frucht ihres Leibes wird der Zögling ihrer Arme. Seine feinsten Sinne, Auge und Ohr, erwachen zuerst und werden durch Gestalten und Töne geleitet; — wohl ihm, wenn sie glücklich geleitet werden! Allmählig entfaltet sich sein Gesicht und hängt am Auge der Menschen um ihn her, wie sein Ohr an der Sprache der Menschen hängt und durch ihre Hilfe die ersten Begriffe unterscheiden lernt. Und so lernt seine Hand allmählig greifen; nun erst streben seine Glieder nach eigner Uebung. Er war zuerst ein Lehrling der zwei feinsten Sinne; denn der künstliche Instinkt, der ihm angebildet werden soll, ist Vernunft, Humanität, menschliche Lebensweise, die kein Thier hat und lernt. Auch die gezähmten Thiere nehmen nur thierisch Einiges von Menschen an, aber sie werden nicht Menschen.

Hieraus erhellt, was menschliche Vernunft sei — ein Name, der in den neuern Schriften so oft als ein angebornes Automat gebraucht wird und als solches nichts als Mißdeutung giebt. Theoretisch und praktisch ist Vernunft nichts als etwas Vernommenes, eine gelernte Proportion und Richtung der Ideen und Kräfte, zu welcher der Mensch nach seiner Organisation und Lebensweise gebildet worden. Eine Vernunft der Engel kennen wir nicht, so wenig als wir den innern Zustand eines tiefern Geschöpfs unter uns innig einsehen; die Vernunft des Menschen ist menschlich. Von Kindheit auf vergleicht er Ideen und Eindrücke seiner zumal feinern Sinne nach der Feinheit und Wahrheit, in der sie ihm diese gewähren, nach der Anzahl, die er empfängt, und nach der innern Schnellkraft, mit der er sie verbinden lernt. Das hieraus entstandene Eins ist sein Gedanke, und die mancherlei Verknüpfungen dieser Gedanken und Empfindungen zu Urtheilen von dem, was wahr und falsch, gut und böse, Glück und Unglück ist — das ist seine Vernunft, das fortgehende Werk der Bildung des menschlichen Lebens. Sie ist ihm nicht angeboren, sondern er hat sie erlangt; und nachdem die Eindrücke waren, die er erlangte, die Vorbilder, denen er folgte, nachdem die innere Kraft und Energie war, mit der er diese mancherlei Eindrücke zur Proportion seines Innersten verband, nachdem ist auch seine Vernunft reich oder arm, krank oder gesund, verwachsen oder wohlerzogen wie sein Körper. Täuschte uns die Natur mit Empfindungen der Sinne, so müßten wir uns ihr zufolge täuschen lassen; nur so viele Menschen einerlei Sinne hätten, so viele täuschten sich gleichförmig. Täuschen uns Menschen, und wir haben nicht Kraft oder Organ, die Täuschung einzusehen und

die Eindrücke zur bessern Proportion zu sammeln, so wird unsre Vernunft krüppelhaft, und oft krüppelhaft aufs ganze Leben. Eben weil der Mensch Alles lernen muß, ja, weil es sein Instinkt und Beruf ist, Alles, wie seinen geraden Gang, zu lernen, so lernt er auch nur durch Fallen gehen und kommt oft nur durch Irren zur Wahrheit, indessen sich das Thier auf seinem vierfüßigen Gang sicher fortträgt; denn die stärker ausgedrückte Proportion seiner Sinne und Triebe ist sein Führer. Der Mensch hat den Königsvorzug, mit hohem Haupt, aufgerichtet weit umher zu schauen, freilich also auch Vieles dunkel und falsch zu sehen, oft sogar seine Schritte zu vergessen und erst durch Straucheln erinnert zu werden, auf welcher engen Basis das ganze Kopf- und Herzensgebäude seiner Begriffe und Urtheile ruhe; indessen ist und bleibt er seiner hohen Verstandesbestimmung nach, was kein andres Erdgeschöpf ist, ein Göttersohn, ein König der Erde.

Um die Hoheit dieser Bestimmung zu fühlen, lasset uns bedenken, was in den großen Gaben Vernunft und Freiheit liegt, und wie viel die Natur gleichsam wagte, da sie dieselben einer so schwachen, vielfach gemischten Erdorganisation, als der Mensch ist, anvertraute. Das Thier ist nur ein gebückter Sklave, wenngleich einige edlere derselben ihr Haupt emporheben oder wenigstens mit vorgerecktem Halse sich nach Freiheit sehnen. Ihre noch nicht zur Vernunft gereifte Seele muß nothdürftigen Trieben dienen und in diesem Dienst sich erst zum eignen Gebrauch der Sinne und Neigungen von fern bereiten. Der Mensch ist der erste Freigelassene der Schöpfung; er steht aufrecht. Die Wage des Guten und Bösen, des Falschen und Wahren hängt in ihm: er kann forschen, er soll wählen. Wie die Natur ihm zwei freie Hände zu Werkzeugen gab und ein überblickendes Auge, seinen Gang zu leiten, so hat er auch in sich die Macht, nicht nur die Gewichte zu stellen, sondern auch, wenn ich so sagen darf, selbst Gewicht zu sein auf der Wage. Er kann dem trüglichsten Irrthum Schein geben und ein freiwillig Betrogener werden; er kann die Ketten, die ihn, seiner Natur entgegen, fesseln, mit der Zeit lieben lernen und sie mit mancherlei Blumen bekränzen. Wie es also mit der getäuschten Vernunft ging, geht's auch mit der mißbrauchten oder gefesselten Freiheit; sie ist bei den Meisten das Verhältniß der Kräfte und Triebe, wie Bequemlichkeit oder Gewohnheit sie festgestellt haben. Selten blickt der Mensch über diese hinaus und kann oft, wenn niedrige Triebe ihn fesseln und abscheuliche Gewohnheiten ihn binden, ärger als ein Thier werden.

Indessen ist er, auch seiner Freiheit nach, und selbst im ärgsten Mißbrauch derselben, ein König. Er darf doch wählen, wenn er auch das Schlechteste wählte; er kann über sich gebieten, wenn er sich auch zum Niedrigsten aus eigner Wahl bestimmte. Vor dem Allsehenden, der diese Kräfte in ihn legte, ist freilich sowol seine Vernunft als Freiheit begrenzt; und sie ist glücklich begrenzt, weil, der die Quelle schuf, auch jeden Ausfluß derselben kennen, vorhersehen und so zu lenken wissen mußte, daß der ausschweifendste Bach seinen Händen nimmer entrann; in der Sache selbst aber und in der Natur des Menschen wird dadurch nichts geändert. Er ist und bleibt für sich ein freies Geschöpf, obwol die allumfassende Güte ihn auch in seinen Thorheiten umfaßt und diese zu seinem und dem allgemeinen Besten lenkt. Wie kein getriebenes Geschoß der Atmosphäre entfliehen kann, aber auch, wenn es zurückfällt, nach einen und denselben Naturgesetzen wirkt, so ist der Mensch im Irrthum und in der Wahrheit, im Fallen und Wiederaufstehen Mensch, zwar ein schwaches Kind, aber doch ein Freigeborner; wenn noch nicht vernünftig, so doch einer bessern Vernunft fähig; wenn noch nicht zur Humanität gebildet, so doch zu ihr bildbar. Der Menschenfresser in Neuseeland und F e n e l o n, der verworfene Pescherei und N e w t o n sind Geschöpfe einer und derselben Gattung.

Nun scheint es zwar, daß auf unsrer Erde alle ihr mögliche Verschiedenheit auch im Gebrauch dieser Gaben stattfinden sollte, und es wird ein Stufengang sichtbar vom Menschen, der zunächst ans Thier grenzt, bis zum reinsten Genius im Menschenbilde. Wir dürfen uns auch hierüber nicht wundern, da wir die große Gradation der Thiere unter uns sehen, und welch einen langen Weg die Natur nehmen mußte, um die kleine aufsprossende Blüthe von Vernunft und Freiheit in uns organisirend vorzubereiten. Es scheint, daß auf unsrer Erde Alles sein sollte, was auf ihr möglich war; und nur dann werden wir uns die Ordnung und Weisheit dieser reichen Fülle genugsam erklären können, wenn wir, einen Schritt weiter, den Zweck übersehen, wozu so Mancherlei in diesem großen Garten der Natur sprossen mußte. Hier sehen wir meistens nur Gesetze der Nothdurft obwalten; denn die ganze Erde, auch in ihren wildesten Entlegenheiten, sollte bewohnt werden; und nur der, der sie so fern streckte, weiß die Ursache, warum er auch Pescherei's und Neuseeländer in dieser seiner Welt zuließ. Dem größesten Verächter des Menschengeschlechts ist's indessen unleugbar, daß, in so viel wilde Ranken Vernunft und Freiheit unter den Kindern der Erde aufgeschossen sind, diese edlen

Gewächse unter dem Licht der himmlischen Sonne auch schöne Früchte getragen haben. Fast unglaublich wäre es, wenn es uns die Geschichte nicht sagte, in welche Höhen sich der menschliche Verstand gewagt und der schaffenden, erhaltenden Gottheit nicht nur nachzuspähen, sondern auch ordnend nachzufolgen sich bemüht hat. Im Chaos der Wesen, das ihm die Sinne zeigen, hat er Einheit und Verstand, Gesetze der Ordnung und Schönheit gesucht und gefunden. Die verborgensten Kräfte, die er von innen gar nicht kennt, hat er in ihrem äußern Gange belauscht und der Bewegung, der Zahl, dem Maaß, dem Leben, sogar dem Dasein nachgespürt, wo er dieselben im Himmel und auf Erden nur wirken sah. Alle seine Versuche hierüber, selbst wo er irrte oder nur träumen konnte, sind Beweise seiner Majestät, einer gottähnlichen Kraft und Hoheit. Das Wesen, das Alles schuf, hat wirklich einen Strahl seines Lichts, einen Abdruck der ihm eigensten Kräfte in unsre schwache Organisation gelegt, und so niedrig der Mensch ist, kann er zu sich sagen: „Ich habe etwas mit Gott gemein; ich besitze Fähigkeiten, die der Erhabenste, den ich in seinen Werken kenne, auch haben muß; denn er hat sie rings um mich offenbart." Augenscheinlich war diese Aehnlichkeit mit ihm selbst die Summe aller seiner Erdenschöpfung. Er konnte auf diesem Schauplatz nicht höher hinauf; er unterließ aber auch nicht, bis zu ihr hinaufzusteigen und die Reihe seiner Organisationen zu diesem höchsten Punkt hinaufzuführen. Deswegen ward auch der Gang zu ihm bei aller Verschiedenheit der Gestalten so einförmig.

Gleicherweise hat auch die Freiheit im Menschengebilde edle Früchte getragen und sich sowol in dem, was sie verschmähte, als was sie unternahm, ruhmwürdig gezeigt. Daß Menschen dem unsteten Zuge blinder Triebe entsagten und freiwillig den Bund der Ehe, einer geselligen Freundschaft, Unterstützung und Treue auf Leben und Tod knüpften; daß sie ihrem eignen Willen entsagten und Gesetze über sich herrschen lassen wollten, also den immer unvollkommenen Versuch einer Regierung durch Menschen über Menschen feststellten und ihn mit eignem Blut und Leben schützten; daß edle Männer für ihr Vaterland sich hingaben, und nicht nur in einem stürmischen Augenblick ihr Leben, sondern, was weit edler ist, die ganze Mühe ihres Lebens durch lange Nächte und Tage, durch Lebensjahre und Lebensalter unverdrossen für nichts hielten, um einer blinden, undankbaren Menge, wenigstens nach ihrer Meinung, Wohlsein und Ruhe zu schenken; daß endlich gotterfüllte Weise aus

edlem Durst für die Wahrheit, Freiheit und Glückseligkeit unsres Geschlechts Schmach und Verfolgung, Armuth und Noth willig übernahmen und an dem Gedanken festhielten, daß sie ihren Brüdern das edelste Gut, dessen sie fähig wären, verschafft oder befördert hätten — wenn dieses Alles nicht große Menschentugenden und die kraftvollsten Bestrebungen der Selbstbestimmung sind, die in uns liegt, so kenne ich keine andre. Zwar waren nur immer Wenige, die hierin dem großen Haufen vorgingen und ihm als Aerzte heilsam aufzwangen, was dieser noch nicht selbst zu erwählen wußte; eben diese Wenigen aber waren die Blüthe des Menschengeschlechts, unsterbliche freie Göttersöhne auf Erden. Ihre einzelnen Namen gelten statt Millionen.

V.

Der Mensch ist zur zartesten Gesundheit, zugleich aber zur stärksten Dauer, mithin zur Ausbreitung über die Erde organisirt.

Mit dem aufgerichteten Gange gewann der Mensch eine Zartheit, Wärme und Stärke, die kein Thier erlangen konnte. Im Stande der Wildheit wäre er großentheils, insonderheit auf dem Rücken, mit Haaren bedeckt; und das wäre denn die Decke, über deren Entziehung der ältere Plinius* die Natur so jammernd anklagt. Die wohlthätige Mutter hat dem Menschen eine schönere Hülle gegeben, seine zarte und doch so harte Haut, die den Unfällen jeder Jahreszeit, den Abwechselungen jedes Klima zu widerstehen vermag, wenn einige Kunst, die diesem Geschöpf zweite Natur ist, Hilfe leistet.

Und zu dieser sollte ihn nicht nur die nackte Dürftigkeit, sondern etwas Menschlicheres und Schöneres, die holde Scham, leiten. Was auch einige Philosophen sagen mögen, so ist sie dem Menschen, ja schon ein dunkles Analogon derselben einigen Thierarten, natürlich; denn auch die Aeffin bedeckt sich, und der Elephant sucht zur Begattung einsame dunkle Wälder. Wir kennen beinahe keine noch so thierische Nation**) auf der Erde, die nicht, zumal bei den Weibern von den Jahren an, da die Triebe

(* N. H., VII. 1.)

**) Mir sind nur zwei ganz nackte Nationen bekannt, die aber auch in einer thierischen Wildheit leben, die Pescherais an der äußersten Spitze von Südamerika, ein Auswurf andrer Nationen, und ein wildes Volk bei Arakan und Pegu, das mir in den dortigen Gegenden noch ein Räthsel ist, ob ich's gleich in einer der neuesten Reisen (Mackintosh travels, I. 341, London 1782) bestätigt finde.

erwachen, die Bedeckung liebe; zumal auch die empfindliche Zartheit dieser Theile und andre Umstände eine Hülle fordern. Noch ehe der Mensch also seine andern Glieder gegen die Wuth der Elemente, gegen den Stich der Insekten durch Kleider oder Salben zu schützen suchte, führte ihn eine Art *sinnlicher Oekonomie* des schnellsten und nothwendigsten Triebes auf die Verhüllung. Unter allen edlern Thieren will das Weib gesucht sein und bietet sich nicht dar; sie erfüllt damit unwissend Absichten der Natur, und bei den Menschen ist das zartere Weib auch die weise Bewahrerin der holdseligen Scham, die bei der aufrechten Gestalt sich gar bald entwickeln mußte.

Also bekam der Mensch Kleidung, und sobald er diese und einige andre Kunst hatte, war er vermögend, jedes Klima der Erde auszudauern und in Besitz zu nehmen. Wenige Thiere, fast der Hund allein, haben ihm in alle Gegenden nachfolgen können; und doch mit welcher Veränderung ihrer Gestalt, mit welcher Abartung ihres angebornen Temperamentes! Der Mensch allein hat sich am Wenigsten, und in wesentlichen Theilen gar nicht verändert. Man erstaunt, wie ganz und einförmig sich seine Natur erhalten, wenn man die Abänderungen seiner wandernden Mitbrüder unter den Thieren sieht. Seine zarte Natur ist so bestimmt, so vollkommen organisirt, daß er auf einer höchsten Stufe steht, und wenige Varietäten, die nicht einmal Anomalien zu nennen sind, sich an ihm möglich fanden.

Wodurch nun dieses? Abermals durch seine aufrechte Gestalt, durch nichts Andres. Gingen wir, wie Bär und Affe, auf allen Vieren, so lasset uns nicht zweifeln, daß auch die Menschenracen (wenn mir das unedle Wort erlaubt ist) ihr eingeschränkteres Vaterland haben und nie verlassen würden. Der Menschenbär würde sein kaltes, der Menschenaffe sein warmes Vaterland lieben; so wie wir noch gewahr werden, daß, je thierischer eine Nation ist, desto mehr ist sie mit Banden des Leibes und der Seele an ihr Land und Klima befestigt.

Als die Natur den Menschen erhob, erhob sie ihn zur Herrschaft über die Erde. Seine aufrechte Gestalt gab ihm mit einem feiner organisirten Bau auch einen künstlichern Blutumlauf, eine vielartigere Mischung der Lebenssäfte, also auch jene *innigere, festere Temperatur der Lebenswärme*, mit der er allein ein Bewohner Sibiriens und Afrikas sein konnte. Nur durch seinen aufgerichteten, künstlichern, organischen Bau ward er vermögend, eine Hitze und Kälte zu ertragen, die kein andres Erdgeschöpf umfaßt, und sich dennoch nur im kleinsten Maaß zu verändern.

Nun ward mit diesem zarteren Bau und mit Allem, was daraus folgte, auch freilich einer Reihe Krankheiten die Thür geöffnet, von denen das Thier nichts weiß, und die Moskati*) beredt herzählt. Das Blut, das seinen Kreislauf in einer aufrechten Maschine verrichtet, das Herz, das in eine schiefe Lage gedrängt ist, die Eingeweide, die in einem stehenden Behältniß ihr Werk treiben — allerdings sind diese Theile bei uns mehreren Gefahren der Zerrüttung ausgesetzt als in einem thierischen Körper. Insonderheit, scheint es, muß das weibliche Geschlecht seine größere Zartheit auch theurer als wir erkaufen. Indessen ist auch hierin die Wohlthat der Natur tausendfach ersetzend und mildernd; denn unsre Gesundheit, unser Wohlsein, alle Empfindungen und Reize unsres Wesens sind geistiger und feiner. Kein Thier genießt einen einzigen Augenblick menschlicher Gesundheit und Freude; es kostet keinen Tropfen des Nektarstroms, den der Mensch trinkt; ja auch blos körperlich betrachtet, sind seine Krankheiten zwar weniger an der Zahl, weil sein Körperbau gröber ist, aber dafür desto fortwirkender und fester. Sein Zellengewebe, seine Nervenhäute, seine Arterien, Knochen, sein Gehirn sogar ist härter als das unsre; daher auch alle Landthiere rings um den Menschen (vielleicht den einzigen Elephanten ausgenommen, der in seinen Lebensperioden uns nahe kommt) kürzer als der Mensch leben und des Todes der Natur, d. i. an einem verhärtenden Alter, viel früher als er sterben. Ihn hat also die Natur zum längsten und dabei zum gesundesten, freudenreichsten Leben bestimmt, das eine Erdorganisation fassen konnte. Nichts hilft sich vielartiger und leichter als die vielartige menschliche Natur; und es haben alle Ausschweifungen des Wahnsinns und der Laster, deren freilich kein Thier fähig ist, dazu gehört, unsre Maschine in dem Maaß, wie sie in manchen Ständen geschwächt und verdorben ist, zu schwächen und zu verderben. Wohlthätig hatte die Natur jedem Klima die Kräuter gegeben, die seinen Krankheiten dienen, und nur die Verwirrung aller Klimate hat aus Europa den Pfuhl von Uebeln machen können, den kein Volk, das der Natur gemäß lebt, bei sich findet. Indessen auch für diese selbsterrungenen Uebel hat sie uns ein selbsterrungenes Gute gegeben, das einzige, dessen wir dafür werth waren, den Arzt, der, wenn er der Natur folgt, ihr aufhilft, und wenn er ihr nicht folgen darf oder kann, den Kranken wenigstens wissenschaftlich begräbt.

*) „Vom körperlichen wesentlichen Unterschiede der Thiere und Menschen.“ Göttingen 1771.

Und o welche mütterliche Sorgfalt und Weisheit der göttlichen Haushaltung war's, die auch die Lebensalter und die Dauer unsres Geschlechts bestimmte! Alle lebendigen Erdgeschöpfe, die sich bald zu vollenden haben, wachsen auch bald; sie werden früh reif und sind schnell am Ziel des Lebens. Der Mensch, wie ein Baum des Himmels aufrecht gepflanzt, wächst langsam. Er bleibt gleich dem Elephanten am Längsten im Mutterleibe; die Jahre seiner Jugend dauern lange, unvergleichbar länger als irgend eines Thieres. Die glückliche Zeit also, zu lernen, zu wachsen, sich seines Lebens zu freuen und es auf die unschuldigste Weise zu genießen, zog die Natur so lang, als sie sie ziehen konnte. Manche Thiere sind in wenigen Jahren, Tagen, ja beinah schon im Augenblick der Geburt ausgebildet; sie sind aber auch desto unvollkommener und sterben desto früher. Der Mensch muß am Längsten lernen, weil er am Meisten zu lernen hat, da bei ihm Alles auf eigenerlangte Fertigkeit, Vernunft und Kunst ankommt. Würde nachher auch durch das unnennbare Heer der Zufälle und Gefahren sein Leben abgekürzt, so hat er doch seine sorgenfreie lange Jugend genossen, da mit seinem Körper und Geist auch die Welt um ihn her wuchs, da mit seinem langsam heraufsteigenden, immer erweiterten Gesichtskreise auch der Kreis seiner Hoffnungen sich weitete, und sein jugendlich edles Herz in rascher Neugier, in ungeduldiger Schwärmerei für alles Große, Gute und Schöne immer heftiger schlagen lernte. Die Blüthe des Geschlechtstriebes entwickelt sich bei einem gesunden, ungereizten Menschen später als bei irgend einem Thier; denn er soll lange leben und den edelsten Saft seiner Seelen- und Leibeskräfte nicht zu früh verschwenden. Das Insekt, das der Liebe früh dient, stirbt auch früh; alle keuschen einpaarigen Thiergeschlechter leben länger, als die ohne Ehe leben. Der lüsterne Hahn stirbt bald; die treue Waldtaube kann 50 Jahre leben. Für den Liebling der Natur hienieden ist also auch die Ehe geordnet, und die ersten, frischesten Jahre seines Lebens soll er gar als eine eingehüllte Knospe der Unschuld sich selbst leben. Es folgen darauf lange Jahre der männlichen und heitersten Kräfte, in denen seine Vernunft reift, die bei dem Menschen, sogar mit den Zeugungskräften, in ein den Thieren unbekanntes hohes Alter hinauf grünt, bis endlich der sanfte Tod kommt und den fallenden Staub sowol als den eingeschlossenen Geist von der ihnen selbst fremden Zusammenfügung erlöst. Die Natur hat also an die brechliche Hütte des menschlichen Leibes alle Kunst verwandt, die ein Gebilde der Erde fassen

konnte; und selbst in dem, was das Leben kürzt und schwächt, hat sie wenigstens den kürzern mit dem empfindlichern Genuß, die aufreibende mit der inniger gefühlten Kraft vergolten.

VI.

Zur Humanität und Religion ist der Mensch gebildet.

Ich wünschte, daß ich in das Wort Humanität Alles fassen könnte, was ich bisher über des Menschen edle Bildung zur Vernunft und Freiheit, zu feinern Sinnen und Trieben, zur zartesten und stärksten Gesundheit, zur Erfüllung und Beherrschung der Erde gesagt habe; denn der Mensch hat kein edleres Wort für seine Bestimmung, als er selbst ist, in dem das Bild des Schöpfers unsrer Erde, wie es hier sichtbar werden konnte, abgedruckt lebt. Um seine edelsten Pflichten zu entwickeln, dürfen wir nur seine Gestalt zeichnen.

Alle Triebe eines lebendigen Wesens lassen sich auf die Erhaltung sein selbst und auf eine Theilnehmung oder Mittheilung an Andre zurückführen; das organische Gebäude des Menschen giebt, wenn eine höhere Leitung dazukommt, diesen Neigungen die erlesenste Ordnung. Wie die gerade Linie die festeste ist, so hat auch der Mensch zur Beschützung seiner von außen den kleinsten Umfang, von innen die vielartigste Schnellkraft. Er steht auf der kleinsten Basis und kann also am Leichtesten seine Glieder decken; der Punkt seiner Schwere fällt zwischen die lenksamsten und stärksten Hüften, die ein Erdgeschöpf hat, und wo kein Thier die regsame Stärke des Menschen beweist. Seine gedrücktere, eherne Brust und die Werkzeuge der Arme eben an dieser Stellung geben ihm von oben den weitesten Umkreis der Vertheidigung, sein Herz zu bewahren und seine edelsten Lebenstheile vom Haupte bis zu den Knieen hinab zu schirmen. Es ist keine Fabel, daß Menschen mit Löwen gestritten und sie übermannt haben; der Afrikaner nimmt es mit mehr als einem auf, wenn er Behutsamkeit, List und Gewalt verbindet. Indessen ist's wahr, daß der Bau des Menschen vorzüglich auf die Vertheidigung, nicht auf den Angriff gerichtet ist; in diesem muß ihm die Kunst zu Hilfe kommen, in jener aber ist er von Natur das kräftigste Geschöpf der Erde. Seine Gestalt selbst lehrt ihn also Friedlichkeit, nicht räuberische Mordverwüstung — der Humanität erstes Merkmal.

2. Unter den Trieben, die sich auf Andre beziehen, ist der Geschlechtstrieb der mächtigste; auch er ist beim Menschen dem

Bau der Humanität zugeordnet. Was bei dem vierfüßigen Thier, selbst bei dem schamhaften Elephanten, Begattung ist, ist bei ihm, seinem Bau nach, Kuß und Umarmung. Kein Thier hat die menschliche Lippe, deren feine Oberrinne bei der Frucht des Mutterleibes im Antlitz am Spätesten gebildet wird — gleichsam die letzte Bezeichnung des Fingers der Liebe, daß diese Lippe sich schön und verstandreich schließen sollte. Von keinem Thier also gilt der schamhafte Ausdruck der alten Sprache, daß es sein Weib *erkenne*. Die alte Fabel sagt, daß beide Geschlechter einst, wie Blumen, eine Androgyne gewesen, aber getheilt worden; sie wollte mit dieser und andern sinnreichen Dichtungen als Fabel den Vorzug der menschlichen Liebe vor den Thieren verhüllt sagen. Auch daß der menschliche Trieb nicht wie bei diesen schlechthin einer Jahreszeit unterworfen ist (obwol über die Revolutionen hiezu im menschlichen Körper noch keine tüchtigen Betrachtungen angestellt worden), zeigt offenbar, daß er nicht von der Nothwendigkeit, sondern vom Liebreiz abhangen, der Vernunft unterworfen bleiben und einer freiwilligen Mäßigung so überlassen werden sollte wie Alles, was der Mensch um und an sich trägt. Auch die Liebe sollte bei dem Menschen *human* sein; dazu bestimmte die Natur, außer seiner Gestalt, auch die spätere Entwicklung, die Dauer und das Verhältniß des Triebes in beiden Geschlechtern; ja sie brachte diesen unter das Gesetz eines *gemeinschaftlichen freiwilligen Bundes* und der freundschaftlichsten Mittheilung zweier Wesen, die sich durchs ganze Leben zu *einem* vereint fühlen.

3. Da außer der mittheilenden Liebe alle andern zärtlichen Affekten sich mit der *Theilnehmung* begnügen, so hat die Natur den Menschen unter allen Lebendigen zum *theilnehmendsten* geschaffen, weil sie ihn gleichsam aus Allem geformt und jedem Reich der Schöpfung in dem Verhältniß ähnlich organisirt hat, als er mit demselben mitfühlen sollte. Sein Fibergebäude ist so elastisch fein und zart, und sein Nervengebäude so verschlungen in alle Theile seines vibrirenden Wesens, daß er, als ein Analogon der Alles durchfühlenden Gottheit, sich beinah in jedes Geschöpf setzen und gerade in dem Maaß mit ihm empfinden kann, als das Geschöpf es bedarf, und sein Ganzes es ohne eigne Zerrüttung, ja selbst mit Gefahr derselben, leidet. Auch an einem Baum nimmt unsre Maschine Theil, sofern sie ein wachsender, grünender Baum ist; und es giebt Menschen, die den Sturz oder die Verstümmelung desselben in seiner grünenden Jugendgestalt körperlich nicht ertragen. Seine verdorrte Krone thut uns leid;

wir trauern um eine verwelkende liebe Blume. Auch das Krümmen des zerquetschten Wurms ist einem zarten Menschen nicht gleichgiltig; und je vollkommener das Thier ist, je mehr es in seiner Organisation uns nahe kommt, desto mehr Sympathie erregt es in seinem Leiden. Es haben harte Nerven dazu gehört, ein Geschöpf lebendig zu öffnen und in seinen Zuckungen zu behorchen; nur der unersättliche Durst nach Ruhm und Wissenschaft konnte allmählig dies organische Mitgefühl betäuben. Zartere Weiber können sogar die Zergliederung eines Todten nicht ertragen; sie empfinden Schmerz in jedem Gliede, das vor ihren Augen gewaltsam zerstört wird, besonders je zarter und edler die Theile selbst werden. Ein durchwühltes Eingeweide erregt Grauen und Abscheu; ein zerschnittenes Herz, eine zerspaltene Lunge, ein zerstörtes Gehirn schneidet und sticht mit dem Messer in unsre eignen Glieder. Am Leichnam eines geliebten Todten nehmen wir noch in seinem Grabe Theil; wir fühlen die kalte Höhle, die er nicht mehr fühlt, und Schauder überläuft uns, wenn wir sein Gebein nur berühren. So sympathetisch webte die allgemeine Mutter, die Alles aus sich nahm und mit Allem in der innigsten Sympathie mitfühlt, den menschlichen Körper. Sein vibrirendes Fibernsystem, sein theilnehmendes Nervengebäude hat des Aufrufs der Vernunft nicht nöthig; es kommt ihr zuvor, ja es setzt sich ihr oft mächtig und widersinnig entgegen. Der Umgang mit Wahnsinnigen, an denen wir Theil nehmen, erregt selbst Wahnsinn, und desto eher, je mehr sich der Mensch davor fürchtet.

Sonderbar ist's, daß das Gehör so viel mehr als das Gesicht beiträgt, dies Mitgefühl zu erwecken und zu verstärken. Der Seufzer eines Thiers, das ausgestoßene Geschrei seines leidenden Körpers zieht alle ihm ähnlichen herbei, die, wie oft bemerkt ist, traurig um den Winselnden stehen und ihm gern helfen möchten. Auch bei den Menschen erregt das Gemälde des Schmerzes eher Schrecken und Grausen als zärtliche Mitempfindung; sobald uns aber nur ein Ton des Leidenden ruft, so verlieren wir die Fassung und eilen zu ihm; es geht uns ein Stich durch die Seele. Ist's, weil der Ton das Gemälde des Auges zum lebendigen Wesen macht, also alle Erinnerungen eigner und fremder Gefühle zurückbringt und auf einen Punkt vereint? Oder giebt es, wie ich glaube, noch eine tiefere organische Ursache? Genug, die Erfahrung ist wahr, und sie zeigt beim Menschen den Grund seines größern Mitgefühls durch Stimme und Sprache. An dem, was nicht seufzen kann, nehmen wir weniger Theil, weil es ein lungenloses, ein

unvollkommeneres Geschöpf ist, uns minder gleich organisirt. Einige Taub- und Stummgeborne haben entsetzliche Beispiele vom Mangel des Mitgefühls und der Theilnehmung an Menschen und Thieren gegeben; und wir werden bei wilden Völkerschaften noch Proben genug davon bemerken. Indessen auch bei ihnen noch ist das Gesetz der Natur unverkennbar. Die Väter, die, von Noth und Hunger gezwungen, ihre Kinder dem Tode opfern, weihen sie im Mutterleibe demselben, ehe sie ihr Auge gesehen, ehe sie ihre Stimme gehört haben, und manche Kindermörderin bekannte, daß ihr nichts so schwer geworden und so lange im Gedächtniß geblieben sei als der erste weinende Laut, die flehende Stimme des Kindes.

4. Schön ist die Kette, an der die allfühlende Mutter die Mitempfindungen ihrer Kinder hält und sie von Gliede zu Gliede hinaufbildet. Wo das Geschöpf noch stumpf und roh ist, kaum fähig, für sich zu sorgen, da ward ihm auch die Sorge für seine Kinder nicht anvertraut. Die Vögel brüten und erziehen ihre Jungen mit Mutterliebe; der sinnlose Strauß dagegen giebt seine Eier dem Sande. „Er vergißt,“ sagt jenes alte Buch* von ihm, „daß eine Klaue sie zertrete, oder ein wildes Thier sie verderbe; denn Gott hat ihm die Weisheit genommen und hat ihm keinen Verstand mitgetheilt.“ Durch eine und dieselbe organische Ursache, dadurch das Geschöpf mehr Gehirn empfängt, empfängt es auch mehr Wärme, gebiert Lebendige oder brütet sie aus, säugt und bekommt mütterliche Liebe. Das lebendiggeborne Geschöpf ist gleichsam ein Knäuel der Nerven des mütterlichen Wesens; das selbstgesäugte Kind ist eine Sprosse der Mutterpflanze, die sie als einen Theil von sich nährt. Auf dies innigste Mitgefühl sind in der Haushaltung des Thiers alle die zarten Triebe gebaut, dazu die Natur sein Geschlecht veredeln konnte.

Bei dem Menschen ist die Mutterliebe höherer Art, eine Sprosse der Humanität seiner aufgerichteten Bildung. Unter dem Auge der Mutter liegt der Säugling auf ihrem Schooß und trinkt die zarteste und feinste Speise; eine thierische und selbst den Körper verunstaltende Art ist's, wenn Völker, von Noth gezwungen, ihre Kinder auf dem Rücken säugen. Den größten Unmenschen zähmt die väterliche und häusliche Liebe; denn auch eine Löwenmutter ist gegen ihre Jungen freundlich. Im väterlichen Hause entstand die erste Gesellschaft, durch Bande des Bluts, des Zutrauens und der Liebe verbunden. Also auch um

(* Hiob, 39. 18—20.)

die Wildheit der Menschen zu brechen und sie zum häuslichen Umgange zu gewöhnen, sollte die Kindheit unsres Geschlechts lange Jahre dauern; die Natur zwang und hielt es durch zarte Bande zusammen, daß es sich nicht, wie die bald ausgebildeten Thiere, zerstreuen und vergessen konnte. Nun ward der Vater der Erzieher seines Sohns, wie die Mutter seine Säugerin gewesen war; und so ward ein neues Glied der Humanität geknüpft. Hier lag nämlich der Grund zu einer nothwendigen menschlichen Gesellschaft, ohne die kein Mensch aufwachsen, keine Mehrheit von Menschen sein könnte. Der Mensch ist also zur Gesellschaft geboren; das sagt ihm das Mitgefühl seiner Eltern, das sagen ihm die Jahre seiner langen Kindheit.

5. Da aber das bloße Mitgefühl des Menschen sich nicht über Alles verbreiten und bei ihm als einem eingeschränkten, vielorganisirten Wesen in Allem, was fern von ihm lag, nur ein dunkler, oft unkräftiger Führer sein konnte, so hatte die richtig leitende Mutter seine vielfachen und leise verwebten Aeste unter eine untrüglichere Richtschnur zusammengeordnet; dies ist die Regel der Gerechtigkeit und Wahrheit. Aufrichtig ist der Mensch geschaffen, und wie in seiner Gestalt Alles dem Haupt dient, wie seine zwei Augen nur eine Sache sehen, seine zwei Ohren nur einen Schall hören, wie die Natur im ganzen Aeußern der Bekleidung überall Symmetrie mit Einheit verband und die Einheit in die Mitte setzte, daß das Zwiefache allenthalben nur auf sie weise, so wurde auch im Innern das große Gesetz der Billigkeit und des Gleichgewichts des Menschen Richtschnur: „Was Du willt, daß Andre Dir nicht thun sollen, thue ihnen auch nicht; was Jene Dir thun sollen, thue Du auch ihnen!“ Diese unwidersprechliche Regel ist auch in die Brust des Unmenschen geschrieben; denn wenn er Andre frißt, erwartet er nichts, als von ihnen gefressen zu werden. Es ist die Regel des Wahren und Falschen, des idem und idem, auf den Bau aller seiner Sinne, ja, ich möchte sagen, auf die aufrechte Gestalt des Menschen selbst gegründet. Sähen wir schief, oder fiele das Licht also, so hätten wir von keiner geraden Linie Begriff Wäre unsre Organisation ohne Einheit, unsre Gedanken ohne Besonnenheit, so schweiften wir auch in unsern Handlungen in regellosen Krümmen einher, und das menschliche Leben hätte weder Vernunft noch Zweck. Das Gesetz der Billigkeit und Wahrheit macht treue Gesellen und Brüder; ja, wenn es Platz gewinnt, macht es aus Feinden selbst Freunde. Den ich an meine Brust drücke, der drückt auch mich an seine Brust; für den ich mein Leben aufopfere, der opfert es auch

für mich auf. Gleichförmigkeit der Gesinnungen also, Einheit des Zwecks bei verschiedenen Menschen, gleichförmige Treue bei einem Bunde hat alles Menschen-, Völker- und Thierrecht gestiftet; denn auch Thiere, die in Gesellschaft leben, befolgen der Billigkeit Gesetz, und Menschen, die durch List oder Stärke davon weichen, sind die inhumansten Geschöpfe, wenn es auch Könige und Monarchen der Welt wären. Ohne strenge Billigkeit und Wahrheit ist keine Vernunft, keine Humanität denkbar.

6. Die aufrechte und schöne Gestalt des Menschen bildete denselben zur Wohlanständigkeit; denn diese ist der Wahrheit und Billigkeit schöne Dienerin und Freundin. Wohlanständigkeit des Körpers ist, daß er stehe, wie er soll, wie ihn Gott gemacht hat; wahre Schönheit ist nichts als die angenehme Form der innern Vollkommenheit und Gesundheit. Man denke sich das Gottesgebilde des Menschen durch Nachlässigkeit und falsche Kunst verunziert, das schöne Haar ausgerissen oder in Klumpen verwandelt, Nase und Ohr durchbohrt und herabgezwungen, den Hals und die übrigen Theile des Körpers an sich selbst oder durch Kleider verderbt; man denke sich dies, und wer wird, selbst wenn die eigensinnigste Mode Gebieterin wäre, hier noch Wohlanständigkeit des geraden und schönen menschlichen Körpers finden? Mit Sitten und Geberden ist es nicht anders; nicht anders mit Gebräuchen, Künsten und der menschlichen Sprache. Durch alle diese Stücke geht also eine und dieselbe Humanität durch, die wenige Völker auf der Erde getroffen und hundert durch Barbarei und falsche Künste verunziert haben. Dieser Humanität nachzuforschen, ist die ächte menschliche Philosophie, die jener Weise* vom Himmel rief, und die sich im Umgange wie in der Politik, in Wissenschaften wie in allen Künsten offenbart.

Endlich ist die Religion die höchste Humanität des Menschen, und man verwundre sich nicht, daß ich sie hieher rechne. Wenn des Menschen vorzüglichste Gabe Verstand ist, so ist's das Geschäft des Verstandes, den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung aufzuspähen und denselben, wo er ihn nicht gewahr wird, zu ahnen. Der menschliche Verstand thut dieses in allen Sachen, Handthierungen und Künsten; denn auch wo er einer angenommenen Fertigkeit folgt, mußte ein früherer Verstand den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung festgesetzt und also diese Kunst eingeführt haben. Nun sehen wir in den Werken der Natur eigentlich keine Ursache im Innersten ein; wir kennen

(* Sokrates. Vergl. dagegen Buch XIII, Kap. V.)

uns selbst nicht und wissen nicht, wie irgend etwas in uns wirkt. Also ist auch bei allen Wirkungen außer uns Alles nur Traum, nur Vermuthung und Name; indessen ein wahrer Traum, sobald wir oft und beständig einerlei Wirkungen mit einerlei Ursachen verknüpft sehen. Dies ist der Gang der Philosophie, und die erste und letzte Philosophie ist immer Religion gewesen. Auch die wildesten Völker haben sich darin geübt; denn kein Volk der Erde ist völlig ohne sie, so wenig als ohne menschliche Vernunftfähigkeit und Gestalt, ohne Sprache und Ehe, ohne einige menschliche Sitten und Gebräuche gefunden worden. Sie glaubten, wo sie keinen sichtbaren Urheber sahen, an unsichtbare Urheber und forschten also immer doch, so dunkel es war, Ursachen der Dinge nach. Freilich hielten sie sich mehr an die Begebenheiten als an die Wesen der Natur, mehr an ihre fürchterliche und vorübergehende als an die erfreuende und dauernde Seite; auch kamen sie selten so weit, alle Ursachen unter eine zu ordnen. Indessen war auch dieser erste Versuch Religion; und es heißt nichts gesagt, daß Furcht bei den meisten ihre Götter erfunden.* Die Furcht als solche erfindet nichts; sie weckt blos den Verstand, zu muthmaßen und wahr oder falsch zu ahnen. Sobald der Mensch also seinen Verstand in der leichtesten Anregung brauchen lernte, d. i. sobald er die Welt anders als ein Thier ansah, mußte er unsichtbare mächtigere Wesen vermuthen, die ihm helfen oder ihm schaden. Diese suchte er sich zu Freunden zu machen oder zu erhalten, und so ward die Religion, wahr oder falsch, recht oder irre geführt, die Belehrerin der Menschen, die rathgebende Trösterin ihres so dunklen, so gefahr- und labyrinthvollen Lebens.

Nein, Du hast Dich Deinen Geschöpfen nicht unbezeugt gelassen, Du ewige Quelle alles Lebens, aller Wesen und Formen! Das gebückte Thier empfindet dunkel Deine Macht und Güte, indem es seiner Organisation nach Kräfte und Neigungen übt; ihm ist der Mensch die sichtbare Gottheit der Erde. Aber den Menschen erhobst Du, daß er, selbst ohne daß er's weiß und will, Ursachen der Dinge nachspähe, ihren Zusammenhang errathe und Dich also finde, Du großer Zusammenhang aller Dinge, Wesen der Wesen! Das Innere Deiner Natur erkennt er nicht, da er keine Kraft eines Dinges von innen einsieht; ja wenn er Dich gestalten wollte, hat er geirrt und muß irren; denn Du bist gestaltlos, obwol die erste, einzige Ursache aller Gestalten. In-

(* Nach dem Verse des Petronius: Primus in orbe deos fecit timor.)

dessen ist auch jeder falsche Schimmer von Dir dennoch Licht, und jeder trügliche Altar, den er Dir baute, ein untrügliches Denkmal nicht nur Deines Daseins, sondern auch der Macht des Menschen, Dich zu erkennen und anzubeten. Religion ist also, auch schon als Verstandesübung betrachtet, die höchste Humanität, die erhabenste Blüthe der menschlichen Seele.

Aber sie ist mehr als dies — eine Uebung des menschlichen Herzens und die reinste Richtung seiner Fähigkeiten und Kräfte. Wenn der Mensch zur Freiheit erschaffen ist und auf der Erde kein Gesetz hat, als das er sich selbst auflegt, so muß er das verwildertste Geschöpf werden, wenn er nicht bald das Gesetz Gottes in der Natur erkennt und der Vollkommenheit des Vaters als Kind nachstrebt. Thiere sind geborne Knechte im großen Hause der irdischen Haushaltung; sklavische Furcht vor Gesetzen und Strafen ist auch das gewisseste Merkmal thierischer Menschen. Der wahre Mensch ist frei und gehorcht aus Güte und Liebe; denn alle Gesetze der Natur, wo er sie einsieht, sind gut, und wo er sie nicht einsieht, lernt er ihnen mit kindlicher Einfalt folgen. „Gehst Du nicht willig," sagten die Weisen, „so mußt Du gehen; die Regel der Natur ändert sich Deinetwegen nicht; je mehr Du aber die Vollkommenheit, Güte und Schönheit derselben erkennst, desto mehr wird auch diese lebendige Form Dich zum Nachbilde der Gottheit in Deinem irdischen Leben bilden." Wahre Religion also ist ein kindlicher Gottesdienst, eine Nachahmung des Höchsten und Schönsten im menschlichen Bilde, mithin die innigste Zufriedenheit, die wirksamste Güte und Menschenliebe.

Und so sieht man auch, warum in allen Religionen der Erde mehr oder minder Menschenähnlichkeit Gottes habe stattfinden müssen, entweder daß man den Menschen zu Gott erhob oder den Vater der Welt zum Menschengebilde hinabzog. Eine höhere Gestalt als die unsre kennen wir nicht; und was den Menschen rühren und menschlich machen soll, muß menschlich gedacht und empfunden sein. Eine sinnliche Nation veredelte also die Menschengestalt zur göttlichen Schönheit; andre, die geistiger dachten, brachten Vollkommenheiten des Unsichtbaren in Symbole fürs menschliche Auge. Selbst da die Gottheit sich uns offenbaren wollte, sprach und handelte sie unter uns, jedem Zeitraum angemessen, menschlich. Nichts hat unsre Gestalt und Natur so sehr veredelt als die Religion; blos und allein, weil sie sie auf ihre reinste Bestimmung zurückführte.

Daß mit der Religion also auch Hoffnung und Glaube der Unsterblichkeit verbunden war und durch sie unter den Menschen

gegründet wurde, ist abermals Natur der Sache, vom Begriff Gottes und der Menschheit beinah unzertrennlich. Wie? Wir sind Kinder des Ewigen, den wir hier nachahmend erkennen und lieben lernen sollen, zu dessen Erkenntniß wir durch Alles erweckt, zu dessen Nachahmung wir durch Liebe und Leid gezwungen werden, und wir erkennen ihn noch so dunkel; wir ahmen ihm so schwach und kindisch nach; ja wir sehen die Gründe, warum wir ihn in dieser Organisation nicht anders erkennen und nachahmen können; und es sollte für uns keine andre möglich, für unsre gewisseste, beste Anlage sollte kein Fortgang wirklich sein? Denn eben diese unsre edelsten Kräfte sind so wenig für diese Welt; sie streben über dieselbe hinüber, weil hier Alles der Nothdurft dient. Und doch fühlen wir unsern edlern Theil beständig im Kampf mit dieser Nothdurft; gerade das, was der Zweck der Organisation im Menschen scheint, findet auf der Erde zwar seine Geburts-, aber nichts weniger als seine Vollendungsstätte. Riß also die Gottheit den Faden ab und brachte mit allen Zubereitungen aufs Menschengebilde endlich ein unreifes Geschöpf zu Stande, das mit seiner ganzen Bestimmung getäuscht ward? Alles auf der Erde ist Stückwerk, und soll es ewig und ewig ein unvollkommenes Stückwerk, so wie das Menschengeschlecht eine bloße Schattenheerde, die sich mit Träumen jagt, bleiben? Hier knüpfte die Religion alle Mängel und Hoffnungen unsres Geschlechts zum G l a u b e n zusammen und wand der Humanität eine u n s t e r b l i c h e Krone.

VII.

Der Mensch ist zur Hoffnung der Unsterblichkeit gebildet.

Man erwarte hier keine metaphysischen Beweise von der Unsterblichkeit der Seele aus ihrer einfachen Natur, aus ihrem Spiritualismus u. s. w. Die Physik kennt diese einfache Natur nicht und könnte vielmehr Zweifel gegen sie erregen, da wir unsre Seele nur in einem zusammengesetzten Organismus durch Wirkungen kennen, die aus einer Mannichfaltigkeit von Reizen und Empfindungen zu entsprießen scheinen. Der allgemeinste Gedanke ist nur das Resultat unzähliger einzelner Wahrnehmungen, und die Regentin unsres Körpers wirkt auf das zahllose Heer untergeordneter Kräfte, als ob sie ihnen allen auch dem Ort nach gegenwärtig wäre.

Auch B o n n e t ' s sogenannte Philosophie der Keime kann hier unsre Führerin nicht sein; denn sie ist in Absicht auf den Ueber-

gang zu einem neuen Dasein theils unerwiesen, theils nicht zu ihm gehörig. Niemand hat in unserm Gehirn ein geistliches Gehirn, den Keim zu einem neuen Dasein entdeckt; auch das kleinste Analogon dazu ist im Bau desselben nicht sichtbar. Das Gehirn des Todten bleibt uns; und wenn die Knospe unsrer Unsterblichkeit nicht andre Kräfte hätte, so läge sie verdorrt im Staube. Ja, diese Philosophie ist, wie mich dünkt, auch hieher ganz ungehörig, da wir hier nicht von Absprossung eines Geschöpfs in junge Geschöpfe seiner Art, sondern von Aufsprossung des absterbenden Geschöpfs in ein neues Dasein reden; vielmehr setzte sie, wenn sie auch nur in der irdischen Generation ausschließend wahr wäre, und alle Hoffnung auf ihr beruhte, dieser Hoffnung unüberwindliche Zweifel entgegen. Ist es ewig bestimmt, daß die Blume nur Blume, das Thier nur Thier sein soll, und vom Anfange der Schöpfung her in präformirten Keimen Alles mechanisch dalag: so lebe wohl, Du zauberische Hoffnung eines höchsten Daseins! Zum gegenwärtigen und zu keinem höhern Dasein lag ich ewig im Keim präformirt; was aus mir sprossen sollte, sind die präformirten Keime meiner Kinder, und wenn der Baum stirbt, ist alle Philosophie der Keime mit ihm gestorben.

Wollen wir uns also in dieser wichtigen Frage nicht mit süßen Worten täuschen, so müssen wir tiefer und weiter her anfangen und auf die gesammte Analogie der Natur merken. Ins innere Reich ihrer Kräfte schauen wir nicht; es ist also so vergebens als unnoth, innere wesentliche Aufschlüsse von ihr, über welchen Zustand es auch sei, zu begehren. Aber die Wirkungen und Formen ihrer Kräfte liegen vor uns; sie also können wir vergleichen und etwa aus dem Gange der Natur hienieden, aus ihrer gesammten herrschenden Aehnlichkeit Hoffnungen sammeln.

Fünftes Buch.

I.

In der Schöpfung unsrer Erde herrscht eine Reihe aufsteigender Formen und Kräfte.

1. Vom Stein zum Krystall, vom Krystall zu den Metallen, von diesen zur Pflanzenschöpfung, von den Pflanzen zum Thier, von diesen zum Menschen sahen wir die Form der Organisation steigen, mit ihr auch die Kräfte und Triebe des Geschöpfs vielartiger werden, und sich endlich alle in der Gestalt des Menschen, sofern diese sie fassen konnte, vereinen. Bei dem Menschen stand die Reihe still; wir kennen kein Geschöpf über ihm, das vielartiger und künstlicher organisirt sei; er scheint das höchste, wozu eine Erdorganisation gebildet werden konnte.

2. Durch diese Reihen von Wesen bemerkten wir, soweit es die einzelne Bestimmung des Geschöpfs zuließ, eine herrschende Aehnlichkeit der Hauptform, die, auf eine unzählbare Weise abwechselnd, sich immer mehr der Menschengestalt nahte. In der ungebildeten Tiefe, im Reich der Pflanzen und Pflanzenthiere war sie noch unkenntlich; mit dem Organismus vollkommenerer Wesen ward sie deutlicher, die Anzahl der Gattungen ward geringer; sie verlor und vereinigte sich zuletzt im Menschen.

3. Wie die Gestalten, sahen wir auch die Kräfte und Triebe sich ihm nähern. Von der Nahrung und Fortpflanzung der Gewächse stieg der Trieb zum Kunstwerk der Insekten, zur Haus- und Muttersorge der Vögel und Landthiere, endlich gar zu menschenähnlichen Gedanken und zu eignen selbsterworbnen Fertigkeiten, bis sich zuletzt Alles in der Vernunftfähigkeit, Freiheit und Humanität des Menschen vereint.

4. Bei jedem Geschöpf war nach den Zwecken der Natur, die es zu befördern hatte, auch seine Lebensdauer eingerichtet. Die

Pflanze verblühte bald; der Baum mußte sich langsam auswachsen. Das Insekt, das seine Kunstfertigkeit auf die Welt mitbrachte und sich früh und zahlreich fortpflanzte, ging bald von dannen; Thiere, die langsamer wuchsen, die auf einmal weniger gebaren, oder die gar ein Leben der vernunftähnlichen Haushaltung führen sollten, denen ward auch ein längeres, und dem Menschen vergleichungsweise das längste Leben. Doch rechnete die Natur hiebei nicht nur aufs einzelne Geschöpf, sondern auch auf die Erhaltung des ganzen Geschlechts und der Geschlechter, die über ihm standen. Die untern Reiche waren also nicht nur stark besetzt, sondern wo es der Zweck des Geschöpfs zuließ, dauerte auch ihr Leben länger. Das Meer, der unerschöpfliche Lebensquell, erhält seine Bewohner, die von zäher Lebenskraft sind, am Längsten; und die Amphibien, halbe Wasserbewohner, nähern sich ihnen an Länge des Lebens. Die Bewohner der Luft, weniger beschwert von der Erdenahrung, die die Landthiere allmählig verhärtet, leben im Ganzen länger als diese; Luft und Wasser scheinen also das große Vorrathshaus der Lebendigen, die nachher in schnellern Uebergängen die Erde aufreibt und verzehrt.

5. Je organisirter ein Geschöpf ist, desto mehr ist sein Bau zusammengesetzt aus den niedrigen Reichen. Unter der Erde fängt diese Vielartigkeit an, und sie wächst hinauf durch Pflanzen, Thiere, bis zum vielartigsten Geschöpf, dem Menschen. Sein Blut und seine vielnamigen Bestandtheile sind ein Compendium der Welt; Kalk und Erde, Salze und Säuren, Oel und Wasser, Kräfte der Vegetation, der Reize, der Empfindungen sind in ihm organisch vereint und in einander verwebt.

Entweder müssen wir diese Dinge als Spiele der Natur ansehen (und sinnlos spielte die verstandreiche Natur nie), oder wir werden darauf gestoßen, auch ein Reich unsichtbarer Kräfte anzunehmen, das in ebendemselben genauen Zusammenhange und dichten Uebergange steht, als wir in den äußern Bildungen wahrnehmen. Je mehr wir die Natur kennen lernen, desto mehr bemerken wir diese inwohnenden Kräfte auch sogar in den niedrigsten Geschöpfen, Moosen, Schwämmen u. dgl. In einem Thier, das sich beinah unerschöpflich reproducirt, in der Muskel, die sich vielartig und lebhaft durch eignen Reiz bewegt, sind sie unleugbar; und so ist Alles voll organisch wirkender Allmacht. Wir wissen nicht, wo diese anfängt, noch wo sie aufhört; denn wo Wirkung in der Schöpfung ist, ist Kraft; wo Leben sich äußert, ist inneres Leben. Es herrscht also aller-

dings nicht nur ein Zusammenhang, sondern auch eine aufsteigende Reihe von Kräften im unsichtbaren Reich der Schöpfung, da wir diese in ihrem sichtbaren Reich, in organisirten Formen vor uns wirken sehen.

Ja, unendlich inniger, steter und fortgehender muß dieser unsichtbare Zusammenhang sein, als ihn unserm stumpfen Sinne die Reihe äußerer Formen zeigt. Denn was ist eine Organisation als eine Masse unendlich vieler zusammengedrängter Kräfte, deren größter Theil eben des Zusammenhanges wegen von andern Kräften eingeschränkt, unterdrückt oder wenigstens unsern Augen so versteckt wird, daß wir die einzelnen Wassertropfen nur in der dunklen Gestalt der Wolke, d. i. nicht die einzelnen Wesen selbst, sondern nur das Gebilde sehen, das sich zur Nothdurft des Ganzen so und nicht anders organisiren mußte. Die wahre Stufenleiter der Geschöpfe, welch ein andres Reich muß sie im Auge des Allwissenden sein, als von dem die Menschen reden! Wir ordnen Formen, die wir nicht durchschauen, und classificiren wie Kinder nach einzelnen Gliedmaßen oder nach andern Zeichen. Der oberste Haushalter sieht und hält die Kette aller auf einander dringenden Kräfte.

Was dies für die Unsterblichkeit der Seele thue? Alles! und nicht für die Unsterblichkeit unsrer Seele allein, sondern für die Fortdauer aller wirkenden und lebendigen Kräfte der Weltschöpfung. Keine Kraft kann untergehen; denn was hieße es, eine Kraft gehe unter? Wir haben in der Natur davon kein Beispiel, ja in unsrer Seele nicht einmal einen Begriff. Ist es Widerspruch, daß etwas nichts sei oder werde, so ist es noch mehr Widerspruch, daß ein lebendiges, wirkendes Etwas, in dem der Schöpfer selbst gegenwärtig ist, in dem sich seine Gotteskraft einwohnend offenbart, sich in ein Nichts verkehre. Das Werkzeug kann durch äußerliche Umstände zerrüttet werden; so wenig aber auch in diesem sich nur ein Atom vernichtet oder verliert, um so weniger die unsichtbare Kraft, die auch in diesem Atom wirkt. Da wir nun bei allen Organisationen wahrnehmen, daß ihre wirkenden Kräfte so weise gewählt, so künstlich geordnet, so genau auf ihre gemeinschaftliche Dauer und auf die Ausbildung der Hauptkraft berechnet seien, so wäre es Unsinn, von der Natur zu glauben, daß in dem Augenblick, da eine Combination derselben, d. i. ein äußerlicher Zustand, aufhört, sie nicht nur plötzlich von der Weisheit und Sorgfalt abließe, dadurch sie allein göttliche Natur ist, sondern dieselbe auch gegen sich kehrte, um mit ihrer ganzen Allmacht (denn minder gehörte dazu nicht) nur einen Theil ihres lebendigen Zusammenhanges, in dem sie selbst

ewig thätig lebt, zu vernichten. Was der Allbelebende ins Leben rief, lebt; was wirkt, wirkt in seinem ewigen Zusammenhange ewig.

Da diese Principien weiter auseinanderzusetzen hier nicht der Ort ist, so lasset uns sie blos in Beispielen zeigen. Die Blume, die ausgeblüht hat, zerfällt, d. i. dies Werkzeug ist nicht weiter geschickt, daß die vegetirende Kraft in ihm fortwirke. Der Baum, der sich satt an Früchten getragen, stirbt; die Maschine ist hinfällig worden, und das Zusammengesetzte geht aus einander. Hieraus folgt aber im Mindesten nicht, daß die Kraft, die diese Theile belebte, die vegetiren und sich so mächtig fortpflanzen konnte, mit dieser Decomposition gestorben sei — sie, die über tausend Kräfte, die sie anzog, in dieser Organisation herrschte. Jedem Atom der zerlegten Maschine bleibt ja seine untere Kraft; wie viel mehr muß sie der mächtigern bleiben, die in dieser Formung jene alle zu einem Zweck regierte und in ihren engen Grenzen mit allmächtigen Natureigenschaften wirkte. Der Faden der Gedanken zerreißt, wenn man es sich als natürlich denkt, daß dies Geschöpf jetzt in jedem seiner Glieder die mächtige, sich selbst erstattende, reizbare Selbstthätigkeit haben soll, wie sie sich uns vor Augen äußert, daß aber den Augenblick darauf alle diese Kräfte, die lebendigen Erweise einer inwohnenden organischen Allmacht, aus dem Zusammenhange der Wesen, aus dem Reich der Realität so hinweg sein sollen, als wären sie nie darinnen gewesen.

Und bei der reinsten und thätigsten Kraft, die wir auf Erden kennen, sollte dieser Gedankenwiderspruch stattfinden, bei der menschlichen Seele? Sie, die über alle Vermögen niedrigerer Organisationen so weit hinaufgerückt ist, daß sie nicht nur mit einer Art Allgegenwart und Allmacht tausend organische Kräfte meines Körpers als Königin beherrscht, sondern auch (Wunder aller Wunder!) in sich selbst zu blicken und sich zu beherrschen vermag. Nichts geht hienieden über die Feinheit, Schnelle und Wirksamkeit eines menschlichen Gedankens, nichts über die Energie, Reinheit und Wärme eines menschlichen Willens. Mit Allem, was der Mensch denkt, ahmt er der ordnenden, mit Allem, was er will und thut, der schaffenden Gottheit nach; er möge so unvernünftig denken, als er wolle. Die Aehnlichkeit liegt in der Sache selbst; sie ist im Wesen seiner Seele gegründet. Die Kraft, die Gott erkennen, ihn lieben und nachahmen kann, ja die nach dem Wesen ihrer Vernunft ihn gleichsam wider Willen erkennen und nachahmen muß, indem sie auch bei Irrthümern und Fehlern nur durch Trug und Schwachheit fehlte — sie, die mächtigste Regentin

der Erde, sollte untergehen, weil ein äußerer Zustand der Zusammensetzung sich ändert, und einige niedere Unterthanen von ihr weichen? Die Künstlerin wäre nicht mehr, weil ihr das Werkzeug aus der Hand fällt? Wo bliebe hier aller Zusammenhang der Gedanken? —

II.

Keine Kraft der Natur ist ohne Organ; das Organ ist aber nie die Kraft selbst, die mittelst jenem wirkt.

Priestley und Andre haben den Spiritualisten vorgerückt, daß man in der ganzen Natur keinen reinen Geist kenne, und daß man auch den innern Zustand der Materie lange nicht genug einsehe, um ihr das Denken oder andre geistige Kräfte abzusprechen; mich dünkt, sie haben in Beidem Recht. Einen Geist, der ohne und außer aller Materie wirkt, kennen wir nicht; und in dieser sehen wir so viele geistähnliche Kräfte, daß mir ein völliger Gegensatz und Widerspruch dieser beiden allerdings sehr verschiednen Wesen des Geistes und der Materie, wo nicht selbst widersprechend, so doch wenigstens ganz unerwiesen scheint. Wie können zwei Wesen gemeinschaftlich und innig harmonisch wirken, die, völlig ungleichartig, einander wesentlich entgegen wären? Und wie können wir dies behaupten, da uns weder Geist noch Materie im Innern bekannt ist?

Wo wir eine Kraft wirken sehen, wirkt sie allerdings in einem Organ und diesem harmonisch; ohne dasselbe wird sie unsern Sinnen wenigstens nicht sichtbar; mit ihm aber ist sie zugleich da, und wenn wir der durchgehenden Analogie der Natur glauben dürfen, so hat sie sich dasselbe zugebildet. Präformirte Keime, die seit der Schöpfung bereit lagen, hat kein Auge gesehen; was wir vom ersten Augenblick des Werdens eines Geschöpfs bemerken, sind wirkende organische Kräfte. Hat ein einzelnes Wesen diese in sich, so erzeugt es selbst; sind die Geschlechter getheilt, so muß jedes derselben zur Organisation des Abkömmlings beitragen, und zwar nach der Verschiedenheit des Baues auf eine verschiedene Weise. Geschöpfe von Pflanzennatur, deren Kräfte noch einartig, aber desto inniger wirken, haben nur einen leisen Hauch der Berührung nöthig, ihr Selbsterzeugtes zu beleben; auch in Thieren, wo der lebendige Reiz und ein zähes Leben durch alle Glieder herrscht, mithin fast Alles Produktions- und Reproduktionskraft ist, bedarf die Frucht der Belebung oft nur außer Mutterleibe. Je vielartiger der Organisation nach

die Geschöpfe werden, desto unkenntlicher wird das, was man bei jenen den Keim nannte; es ist organische Materie, zu der lebendige Kräfte kommen müssen, sie erst zur Gestalt des künftigen Geschöpfs zu bilden. Welche Auswirkungen gehen im Ei eines Vogels vor, ehe die Frucht Gestalt gewinnt, und sich diese vollendet! Die organische Kraft muß zerrütten, indem sie ordnet; sie zieht Theile zusammen und treibt sie aus einander; ja es scheint, als ob mehrere Kräfte im Wettstreit wären und zuerst eine Mißgeburt bilden wollten, bis sie in ihr Gleichgewicht treten, und das Geschöpf das wird, was er seiner Gattung nach sein soll. Sieht man diese Wandlungen, diese lebendigen Wirkungen sowol im Ei des Vogels als im Mutterleibe des Thiers, das Lebendige gebäret, so, dünkt mich, spricht man uneigentlich, wenn man von Keimen, die nur entwickelt würden, oder von einer Epigenesis redet, nach der die Glieder von außen zuwüchsen. Bildung (genesis) ist's, eine Wirkung innerer Kräfte, denen die Natur eine Masse vorbereitet hatte, die sie sich zubilden, in der sie sich sichtbar machen sollten. Dies ist die Erfahrung der Natur; dies bestätigen die Perioden der Bildung in den verschiedenen Gattungen von mehr oder minder organischer Vielartigkeit und Fülle von Lebenskräften; nur hieraus lassen sich die Mißbildungen der Geschöpfe durch Krankheit, Zufall oder durch die Vermischung verschiedener Gattungen erklären, und es ist dieser Weg der einzige, den uns in allen ihren Werken die kraft- und lebenreiche Natur durch eine fortgehende Analogie gleichsam aufdringt.

Man würde mich unrecht verstehen, wenn man mir die Meinung zuschriebe, als ob, wie Einige sich ausgedrückt haben, unsre vernünftige Seele sich ihren Körper im Mutterleibe, und zwar durch Vernunft, gebaut habe. Wir haben gesehen, wie spät die Gabe der Vernunft in uns angebaut werde, und daß wir zwar fähig zu ihr auf der Welt erscheinen, sie aber weder eigenmächtig besitzen noch erobern mögen. Und wie wäre ein solches Gebilde auch für die reifste Vernunft des Menschen möglich? da wir dasselbe in keinem Theil weder von innen noch außen begreifen, und selbst der größeste Theil der Lebensverrichtungen in uns ohne das Bewußtsein und den Willen der Seele fortgeht. Nicht unsre Vernunft war's, die den Leib bildete, sondern der Finger der Gottheit, organische Kräfte. Sie hatte der Ewige auf dem großen Gange der Natur so weit hinaufgeführt, daß sie jetzt, von seiner Hand gebunden, in einer kleinen Welt organischer Materie, die er ausgesondert und zur Bildung des jungen Wesens sogar

eigen umhüllt hatte, ihre Schöpfungsstätte fanden. Harmonisch vereinigten sie sich mit ihrem Gebilde, in welchem sie auch, so lange es dauert, ihm harmonisch wirken, bis, wenn dies abgebraucht ist, der Schöpfer sie von ihrem Dienst abruft und ihnen eine andre Wirkungsstätte bereitet.

Wollen wir also dem Gange der Natur folgen, so ist offenbar:

1. daß Kraft und Organ zwar innigst verbunden, nicht aber Eins und dasselbe sei. Die Materie unsres Körpers war da, aber gestalt- und leblos, ehe sie die organischen Kräfte bildeten und belebten.

2. Jede Kraft wirkt ihrem Organ harmonisch; denn sie hat sich dasselbe zur Offenbarung ihres Wesens nur zugebildet; sie assimilirte die Theile, die der Allmächtige ihr zuführte, und in deren Hülle er sie gleichsam einwies.

3. Wenn die Hülle wegfällt, so bleibt die Kraft, die voraus, obwol in einem niedrigern Zustande und ebenfalls organisch, dennoch vor dieser Hülle schon existirte. War's möglich, daß sie aus ihrem vorigen in diesen Zustand übergehen konnte, so ist ihr auch bei dieser Enthüllung ein neuer Uebergang möglich. Fürs Medium wird Der sorgen, der sie, und zwar viel unvollkommener, hieher brachte.

Und sollte uns die sich immer gleiche Natur nicht schon einen Wink über das Medium gegeben haben, in dem alle Kräfte der Schöpfung wirken? In den tiefsten Abgründen des Werdens, wo wir keimendes Leben sehen, werden wir das unerforschte und so wirksame Element gewahr, das wir mit den unvollkommenen Namen Licht, Aether, Lebenswärme benennen, und das vielleicht das Sensorium des Allerschaffenden ist, dadurch er Alles belebt, Alles erwärmt. In tausend und Millionen Organe ausgegossen, läutert sich dieser himmlische Feuerstrom immer feiner und feiner; durch sein Vehiculum wirken vielleicht alle Kräfte hienieden, und das Wunder der irdischen Schöpfung, die Generation, ist von ihm unabtrennlich. Vielleicht ward unser Körpergebäude auch eben deswegen aufgerichtet, daß wir, selbst unsern gröbern Theilen nach, von diesem elektrischen Strom mehr an uns ziehen, mehr in uns verarbeiten könnten; und in den feinern Kräften ist zwar nicht die grobe elektrische Materie, aber etwas von unsrer Organisation selbst Verarbeitetes, unendlich Feineres und dennoch ihr Aehnliches das Werkzeug der körperlichen und Geistesempfindung. Entweder hat die Wirkung meiner Seele kein Analogon hienieden (und sodann ist's weder zu begreifen, wie sie auf den Körper wirke, noch wie andere Gegenstände auf sie zu

wirken vermögen), oder es ist dieser unsichtbare himmlische Licht- und Feuergeist, der alles Lebendige durchfließt und alle Kräfte der Natur vereinigt. In der menschlichen Organisation hat er die Feinheit erreicht, die ihm ein Erdenbau gewähren konnte; vermittelst seiner wirkte die Seele in ihren Organen beinahe allmächtig und strahlte in sich selbst zurück mit einem Bewußtsein, das ihr Innerstes regt. Vermittelst seiner füllte sich der Geist mit edler Wärme und wußte sich durch freie Selbstbestimmung gleichsam aus dem Körper, ja aus der Welt zu setzen und sie zu lenken. Er hat also Macht über dasselbe gewonnen; und wenn seine Stunde schlägt, wenn seine äußere Maschine aufgelöst wird, was ist natürlicher, als daß nach innigen, ewig fortwirkenden Gesetzen der Natur er das, was seiner Art geworden und mit ihm innig vereint ist, nach sich ziehe? Er tritt in sein Medium über, und dies zieht ihn — oder vielmehr Du ziehest und leitest uns, allverbreitete bildende Gotteskraft, Du Seele und Mutter aller lebendigen Wesen! Du leitest und bildest uns zu unsrer neuen Bestimmung sanft hinüber!

Und so wird, dünkt mich, die Nichtigkeit der Schlüsse sichtbar, mit denen die Materialisten unsre Unsterblichkeit niedergeworfen zu haben meinen. Lasset es sein, daß wir unsre Seele als einen reinen Geist nicht kennen: wir wollen sie auch als solchen nicht kennen lernen. Lasset es sein, daß sie nur als eine organische Kraft wirke: sie soll auch nicht anders wirken dürfen; ja ich setze noch dazu, sie hat erst in diesem ihrem Zustande mit einem menschlichen Gehirn denken, mit menschlichen Nerven empfinden gelernt und sich einige Vernunft und Humanität angebildet. Lasset es endlich sein, daß sie mit allen Kräften der Materie, des Reizes, der Bewegung, des Lebens ursprünglich Eins sei und nur auf einer höhern Stufe in einer ausgebildetern, feinern Organisation wirke: hat man denn je auch nur eine Kraft der Bewegung und des Reizes untergehen sehen? und sind diese niedern Kräfte mit ihren Organen Eins und dasselbe? Der nun eine unzählbare Menge derselben in meinen Körper führte und jeder ihr Gebilde anwies, der meine Seele über sie setzte und ihr ihre Kunstwerkstätte und an den Nerven die Bande anwies, dadurch sie alle jene Kräfte lenkt: wird ihm im großen Zusammenhange der Natur ein Medium fehlen, sie hinauszuführen? Und muß er es nicht thun, da er sie ebenso wunderbar, offenbar zu einer höhern Bildung, in dies organische Haus führte?

III.

Aller Zusammenhang der Kräfte und Formen ist weder Rückgang noch Stillstand, sondern Fortschreitung.

Die Sache scheint durch sich klar; denn wie eine lebendige Kraft der Natur, ohne daß eine feindliche Uebermacht sie einschränkte und zurückstieße, stillstehen oder zurückgehen könne, ist nicht begreiflich. Sie wirkte als ein Organ der göttlichen Macht, als eine thätig gewordene Idee seines ewig dauernden Entwurfs der Schöpfung, und so mußten sich wirkend ihre Kräfte mehren. Auch alle Abweichungen müssen sie wieder zur rechten Bahn lenken, da die oberste Güte Mittel genug hat, die zurückprallende Kugel, ehe sie sinkt, durch einen neuen Anstoß, durch eine neue Erweckung wieder zum Ziel zu führen. Doch die Metaphysik bleibe bei Seite! wir wollen Analogien der Natur betrachten.

Nichts in ihr steht still; Alles strebt und rückt weiter. Könnten wir die erste Periode der Schöpfung durchsehen, wie ein Reich der Natur auf das andre gebaut ward: welche Progression fortstrebender Kräfte würde sich in jeder Entwicklung zeigen! Warum tragen wir und alle Thiere Kalkerde in unsern Gebeinen? Weil sie einer der letzten Uebergänge gröberer Erdbildungen war, der seiner innern Gestaltung nach schon einer lebendigen Organisation zum Knochengebäude dienen konnte. So ist's mit allen übrigen Bestandtheilen unsres Körpers.

Als die Thore der Schöpfung geschlossen wurden, standen die einmal erwählten Organisationen als bestimmte Wege und Pforten da, auf denen sich künftig in den Grenzen der Natur die niedern Kräfte aufschwingen und weiter bilden sollten. Neue Gestalten erzeugten sich nicht mehr; es wandeln und verwandeln sich aber durch dieselben untere Kräfte, und was Organisation heißt, ist eigentlich nur eine Leiterin derselben zu einer höhern Bildung.

Das erste Geschöpf, das ans Licht tritt und unter dem Strahl der Sonne sich als eine Königin des unterirdischen Reichs zeigt, ist die Pflanze. Was sind ihre Bestandtheile? Salz, Oel, Eisen, Schwefel, und was sonst an feineren Kräften das Unterirdische zu ihr hinaufzuläutern vermochte. Wie kam sie zu diesen Theilen? Durch innere organische Kraft, durch welche sie unter Beihilfe der Elemente jene sich eigen zu machen strebt. Und was thut sie mit ihnen? Sie zieht sie an sich, verarbeitet sie in ihr Wesen und läutert sie weiter. Giftige und gesunde Pflanzen sind also

nichts als Leiterinnen der gröbern zu feinern Theilen; das ganze Kunstwerk des Gewächses ist, Niedriges zu Höherem hinaufzubilden.

Ueber der Pflanze steht das Thier und zehrt von ihren Säften. Der einzige Elephant ist ein Grab von Millionen Kräutern; aber er ist ein lebendiges, auswirkendes Grab, er animalisirt sie zu Theilen sein selbst — die niedern Kräfte gehen in feinere Formen des Lebens über. So ist's mit allen fleischfressenden Thieren; die Natur hat die Uebergänge rasch gemacht, gleich als ob sie sich vor allem langsamen Tode fürchtete. Darum verkürzte sie und beschleunigte die Wege der Transformation in höhere Lebensformen. Unter allen Thieren ist das Geschöpf der feinsten Organe, der Mensch, der größte Mörder. Er kann beinahe Alles, was an lebendiger Organisation nur nicht zu tief unter ihm steht, in seine Natur verwandeln.

Warum wählte der Schöpfer diese dem äußern Anblick nach zerstörende Einrichtung seiner lebendigen Reiche? Waren es feindliche Mächte, die sich ins Werk theilten und ein Geschlecht dem andern zur Beute machten? oder war es Ohnmacht des Schöpfers, der seine Kinder nicht anders zu erhalten wußte? Nehmet die äußere Hülle weg, und es ist kein Tod in der Schöpfung! Jede Zerstörung ist Uebergang zum höhern Leben, und der weise Vater machte diesen so früh, so rasch, so vielfach, als es die Erhaltung der Geschlechter und der Selbstgenuß des Geschöpfs, das sich seiner Hülle freuen und sie wo möglich auswirken sollte, nur gestatten konnte. Durch tausend gewaltsame Tode kam er dem langsamen Ersterben vor und beförderte den Keim der blühenden Kraft zu höheren Organen. Das Wachsthum eines Geschöpfs, was ist's anders als die stete Bemühung desselben, mehrere organische Kräfte mit seiner Natur zu verbinden? Hierauf sind seine Lebensalter eingerichtet, und sobald es dies Geschäft nicht mehr kann, muß es abnehmen und sterben. Die Natur dankt die Maschine ab, die sie zu ihrem Zweck der gesunden Assimilation, der muntern Verarbeitung nicht mehr tüchtig findet.

Worauf beruht die Kunst des Arztes, als eine Dienerin der Natur zu sein und den tausendfach arbeitenden Kräften unsrer Organisation zu Hilfe zu eilen? Verlorne Kräfte ersetzt sie, matte stärkt, überwiegende schwächt und bändigt sie. Wodurch? Durch Herbeiführung und Assimilation solcher oder entgegengesetzter Kräfte aus den niedern Reichen.

Nichts Andres sagt uns die Erzeugung aller lebendigen Wesen; denn so tief ihr Geheimniß liege, so ist's offenbar, daß

organische Kräfte im Geschöpfe zur größten Wirksamkeit aufblühten und jetzt zu neuen Bildungen streben. Da jeder Organismus das Vermögen hat, niedere Kräfte sich selbst zu assimiliren, so hat er auch das Vermögen, sich, gestärkt durch jene, in der Blüthe des Lebens fortzubilden und den Abdruck sein selbst mit allen in ihm wirkenden Kräften an seiner Statt der Welt zu geben.

So geht der Stufengang der Ausarbeitung durch die niedrige Natur; und sollte er bei der edelsten und mächtigsten stillstehen oder zurückgehen müssen? Was das Thier zu seiner Nahrung bedarf, sind nur pflanzenartige Kräfte, damit es pflanzenartige Theile belebe; der Saft der Muskeln und Nerven dient nicht mehr zur Nahrung irgend eines Erdwesens. Selbst das Blut ist nur Raubthieren eine Erquickung; und bei Nationen, die durch Leidenschaft oder Nothdurft dazu gezwungen wurden, hat man auch Neigungen des Thiers bemerkt, zu dessen lebendiger Speise sie sich grausam entschlossen. Also ist das Reich der Gedanken und Reize, wie es auch seine Natur fordert, hier ohne sichtbaren Fort- und Uebergang, und die Bildung der Nationen hat es zu einem ersten Gesetz des menschlichen Gefühls gemacht, jedes Thier, das noch lebt in seinem Blut, zur Speise nicht zu begehren. Offenbar sind alle diese Kräfte von geistiger Art; daher man vielleicht mancher Hypothesen über den Nervensaft als über ein tastbares Vehiculum der Empfindungen hätte überhoben sein mögen. Der Nervensaft, wenn er da ist, erhält die Nerven und das Gehirn gesund, so daß sie ohne ihn nur unbrauchbare Stricke und Gefäße wären; sein Nutzen ist also körperlich, und die Wirkung der Seele nach ihren Empfindungen und Kräften ist, was für Organe sie auch gebrauchen möge, überall geistig.

Und wohin kehren nun diese geistigen Kräfte, die allem Sinn der Menschen entgehen? Weise hat die Natur hier einen Vorhang vorgezogen und läßt uns, die wir hiezu keine Sinne haben, in das geistige Reich ihrer Verwandlungen und Uebergänge nicht hineinschauen; wahrscheinlich würde sich auch der Blick dahin mit unsrer Existenz auf Erden und alle den sinnlichen Empfindungen, denen wir noch unterworfen sind, nicht vertragen. Sie legte uns also nur Uebergänge aus den niedern Reichen, und in den höhern nur aufsteigende Formen dar; ihre tausend unsichtbaren Wege der Ueberleitung behielt sie sich selbst vor; und so ward das Reich der Ungebornen die große ὕλη oder der Hades, in welchen kein menschliches Auge reicht. Zwar scheint diesem Untergange die bestimmte Form entgegenzustehen, der jede Gattung treu bleibt, und in welcher sich auch das kleinste Gebein nicht verändert; allein auch

hievon ist der Grund sichtbar, da jedes Geschöpf nur durch Geschöpfe seiner Gattung organisirt werden kann und darf. Die feste, ordnungsreiche Mutter hat also die Wege genau bestimmt, auf denen eine organische Kraft, sie sei herrschend oder dienend, zur sichtbaren Wirksamkeit gelangen sollte, und so kann ihren einmal bestimmten Formen nichts entschlüpfen. Im Menschenreich z. B. herrscht die größte Mannichfaltigkeit von Neigungen und Anlagen, die wir oft als wunderbar und widernatürlich anstaunen, aber nicht begreifen. Da nun auch diese nicht ohne organische Gründe sein können, so ließe sich, wenn uns über dies Dunkle der Schöpfungsstätte einige Vermuthung vergönnt ist, das Menschengeschlecht als der große Zusammenfluß niederer organischer Kräfte ansehen, die in ihm zur Bildung der Humanität kommen sollten.

Aber nun weiter? Der Mensch hat hier das Bild der Gottheit getragen und der feinsten Organisation genossen, die ihm die Erde geben konnte: soll er rückwärts gehen und wieder Stamm, Pflanze, Elephant werden? oder steht bei ihm das Rad der Schöpfung still und hat kein andres Rad, worein es greife? Das Letzte läßt sich nicht gedenken, da im Reiche der obersten Güte und Weisheit Alles verbunden ist, und in ewigem Zusammenhange Kraft in Kraft wirkt. Schauen wir nun zurück und sehen, wie hinter uns Alles aufs Menschengebilde zu reifen scheint, und sich im Menschen wiederum von dem, was er sein soll, und worauf er absichtlich gebildet worden, nur die erste Knospe und Anlage findet, so müßte aller Zusammenhang, alle Absicht der Natur ein Traum sein, oder auch er rückt (auf welchen Wegen und Gängen es nun auch sein möge), auch er rückt weiter. Lasset uns sehen, wie die ganze Anlage der Menschennatur uns darauf weise!

IV.

Das Reich der Menschenorganisation ist ein System geistiger Kräfte.

Der vornehmste Zweifel, den man sich gegen die Unsterblichkeit organischer Kräfte zu machen pflegt, ist von den Werkzeugen hergenommen, durch die sie wirken; und ich darf behaupten, daß gerade die Beleuchtung dieses Zweifels uns das größte Licht nicht nur der Hoffnung, sondern der Zuversicht ewiger Fortwirkung anzünde. Keine Blume blüht durch den äußerlichen Staub, den groben Bestandtheil ihres Baues; viel weniger reproducirt sich durch denselben ein immer neu wachsendes Thier, und noch

weniger kann durch die Bestandtheile, in die ein Hirn aufgelöst wird, eine innige Kraft so vieler mit ihr verbundener Kräfte, als unsre Seele ist, denken. Selbst die Physiologie überzeugt uns davon. Das äußerliche Bild, das sich im Auge malt, kommt nicht in unser Gehirn; der Schall, der sich in unserm Ohr bricht, kommt nicht mechanisch als solcher in unsre Seele. Kein Nerve liegt ausgespannt da, daß er bis zu einem Punkt der Vereinigung vibrire; bei einigen Thieren kommen nicht einmal die Nerven beider Augen, und bei keinem Geschöpf die Nerven aller Sinne so zusammen, daß ein sichtbarer Punkt sie vereine. Noch weniger gilt dieses von den Nerven des gesammten Körpers, in dessen kleinstem Gliede sich doch die Seele gegenwärtig fühlt und in ihm wirkt. Also ist's eine schwache, unphysiologische Vorstellung, sich das Gehirn als einen Selbstdenker, den Nervensaft als einen Selbstempfinder zu denken; vielmehr sind es, allen Erfahrungen zufolge, eigne psychologische Gesetze, nach denen die Seele ihre Verrichtungen vornimmt und ihre Begriffe verbindet. Daß es jedesmal ihrem Organ gemäß und demselben harmonisch geschehe, daß, wenn das Werkzeug nichts taugt, auch die Künstlerin nichts thun könne u. s. w. — das Alles leidet keinen Zweifel, ändert aber auch nichts im Begriff der Sache. Die Art, mit der die Seele wirkt, das Wesen ihrer Begriffe kommt hier in Betrachtung. Und da ist's

1. unleugbar, daß der Gedanke, ja die erste Wahrnehmung, damit sich die Seele einen äußern Gegenstand vorstellt, ganz ein andres Ding sei, als was ihr der Sinn zuführt. Wir nennen es ein Bild; es ist aber nicht das Bild, d. i. der lichte Punkt, der aufs Auge gemalt wird, und der das Gehirn gar nicht erreicht; das Bild der Seele ist ein geistiges, von ihr selbst bei Veranlassung der Sinne geschaffenes Wesen. Sie ruft aus dem Chaos der Dinge, die sie umgeben, eine Gestalt hervor, an die sie sich mit Aufmerksamkeit heftet, und so schafft sie durch innere Macht aus dem Vielen ein Eins, das ihr allein zugehört. Dies kann sie sich wieder herstellen, auch wenn es nicht mehr da ist; der Traum und die Dichtung können es nach ganz andern Gesetzen verbinden, als unter welchen es der Sinn darstellte, und thun dies wirklich. Die Rasereien der Kranken, die man so oft als Zeugen der Materialität der Seele anführt, sind eben von ihrer Immaterialität Zeugen. Man behorche den Wahnsinnigen und bemerke den Gang, den seine Seele nimmt! Er geht von der Idee aus, die ihn zu tief rührte, die also sein Werkzeug zerrüttete und den Zusammenhang mit andern Sensationen störte. Auf

sie bezieht er nun Alles, weil sie die herrschende ist, und er von derselben nicht los kann; zu ihr schafft er sich eine eigne Welt, einen eignen Zusammenhang der Gedanken, und jeder seiner Irrgänge in der Ideenverbindung ist im höchsten Maaße geistig. Nicht, wie die Fächer des Gehirns liegen, combinirt er, selbst nicht einmal, wie ihm die Sensationen erscheinen, sondern wie andre Ideen mit seiner Idee verwandt sind, und wie er jene zu dieser nur hinüberzuzwingen vermochte. Auf demselben Wege gehen alle Associationen unsrer Gedanken; sie gehören einem Wesen zu, das aus eigner Energie, und oft mit einer sonderbaren Idiosynkrasie, Erinnerungen aufruft und nach innerer Liebe oder Abneigung, nicht nach einer äußern Mechanik, Ideen bindet. Ich wünschte, daß hierüber aufrichtige Menschen das Protokoll ihres Herzens, und scharfsinnige Beobachter, insonderheit Aerzte, die Eigenheiten bekannt machten, die sie an ihren Kranken bemerkten, und ich bin überzeugt, es wären lauter Beläge von Wirkungen eines zwar organischen, aber dennoch eigenmächtigen, nach Gesetzen geistiger Verbindung wirkenden Wesens.

2. Die künstliche Bildung unsrer Ideen von Kindheit auf erweist dasselbe, und der langsame Gang, auf welchem die Seele nicht nur spät ihrer selbst bewußt wird, sondern auch mit Mühe ihre Sinne brauchen lernt. Mehr als ein Psycholog hat die Kunststücke bemerkt, mit denen ein Kind von Farbe, Gestalt, Größe, Entfernung Begriff erhält, und durch die es sehen lernt. Der körperliche Sinn lernt nichts; denn das Bild malt sich den ersten Tag aufs Auge, wie es sich den letzten des Lebens malen wird; aber die Seele durch den Sinn lernt messen, vergleichen, geistig empfinden. Hiezu hilft ihr das Ohr, und die Sprache ist doch gewiß ein geistiges, nicht körperliches Mittel der Ideenbildung. Nur ein Sinnloser kann Schall und Wort für Einerlei nehmen; und wie diese beide verschieden sind, ist's Körper und Seele, Organ und Kraft. Das Wort erinnert an die Idee und bringt sie aus einem andern Geist zu uns herüber; aber es ist sie nicht selbst, und ebenso wenig ist das materielle Organ Gedanke. Wie der Leib durch Speise zunimmt, nimmt unser Geist durch Ideen zu, ja wir bemerken bei ihm eben die Gesetze der Assimilation, des Wachsthums und der Hervorbringung, nur nicht auf eine körperliche, sondern eine ihm eigne Weise. Auch er kann sich mit Nahrung überfüllen, daß er sich dieselbe nicht zuzueignen und in sich zu verwandeln vermag; auch er hat eine Symmetrie seiner geistigen Kräfte, von welcher jede Abweichung Krankheit, entweder Schwachheit oder Fieber, d. i. Verrückung wird; auch

er endlich treibt dieses Geschäft seines innern Lebens mit einer genialischen Kraft, in welcher sich Liebe und Haß, Abneigung gegen das mit ihm Ungleichartige, Zuneigung zu dem, was seiner Natur ist, wie beim irdischen Leben äußert. Kurz, es wird in uns, ohne Schwärmerei zu reden, ein innerer geistiger Mensch gebildet, der seiner eignen Natur ist und den Körper nur als Werkzeug gebraucht, ja der seiner eignen Natur zufolge auch bei den ärgsten Zerrüttungen der Organe handelt. Je mehr die Seele durch Krankheit oder gewaltsame Zustände der Leidenschaften von ihrem Körper getrennt und gleichsam gezwungen ist, in ihrer eignen Ideenwelt zu wandeln, desto sonderbarere Erscheinungen bemerken wir von ihrer eignen Macht und Energie in der Ideenschöpfung oder Ideenverbindung. Aus Verzweiflung irrt sie jetzt in den Scenen ihres vorigen Lebens umher, und da sie von ihrer Natur und ihrem Werk, Ideen zu bilden, nicht ablassen kann, bereitet sie sich jetzt eine neue wilde Schöpfung.

3. Das hellere Bewußtsein, dieser große Vorzug der menschlichen Seele, ist derselben auf eine geistige Weise, und zwar durch die Humanität, allmählig erst zugebildet worden. Ein Kind hat noch wenig Bewußtsein, ob seine Seele gleich sich unablässig übt, zu demselben zu gelangen und sich seiner selbst durch alle Sinne zu vergewissern. Alle sein Streben nach Begriffen hat den Zweck, sich in der Welt Gottes gleichsam zu besinnen und seines Daseins mit menschlicher Energie froh zu werden. Das Thier geht noch im dunklen Traum umher; sein Bewußtsein ist in so viel Reize des Körpers verbreitet und von ihnen mächtig umhüllt, daß das helle Erwachen zu einer fortwirkenden Gedankenübung seiner Organisation nicht möglich war. Auch der Mensch ist sich seines sinnlichen Zustandes nur durch Sinne bewußt, und sobald diese leiden, ist's gar kein Wunder, daß ihn eine herrschende Idee auch aus seiner eignen Anerkennung hinreißen kann, und er mit sich selbst ein trauriges oder fröhliches Drama spielt. Aber auch dies Hinreißen in ein Land lebhafter Ideen zeigt eine innere Energie, bei der sich die Kraft seines Bewußtseins, seiner Selbstbestimmung oft auf den irrigsten Wegen äußert. Nichts gewährt dem Menschen ein so eignes Gefühl seines Daseins als Erkenntniß — Erkenntniß einer Wahrheit, die wir selbst errungen haben, die unsrer innersten Natur ist, und bei der uns oft alle Sichtbarkeit schwindet. Der Mensch vergißt sich selbst, er verliert das Maaß der Zeit und seiner sinnlichen Kräfte, wenn ihn ein hoher Gedanke aufruft, und er denselben verfolgt. Die scheußlichsten Qualen des Körpers haben durch eine einzige lebendige Idee

unterdrückt werden können, die damals in der Seele herrschte. Menschen, die von einem Affekt, insonderheit von dem lebhaftesten, reinsten Affekt unter allen, der Liebe Gottes, ergriffen wurden, haben Leben und Tod nicht geachtet und sich in diesem Abgrunde aller Ideen wie im Himmel gefühlt. Das gemeinste Werk wird uns schwer, sobald es nur der Körper verrichtet; aber die Liebe macht uns das schwerste Geschäft leicht, sie giebt uns zur langwierigsten, entferntesten Bemühung Flügel. Räume und Zeiten verschwinden ihr; sie ist immer auf ihrem Punkt, in ihrem eignen Ideenlande. — Diese Natur des Geistes äußert sich auch bei den wildesten Völkern; gleichviel, wofür sie kämpfen, sie kämpfen im Drang der Ideen. Auch der Menschenfresser im Durst seiner Rache und Kühnheit strebt, wiewol auf eine abscheuliche Art, nach dem Genuß eines Geistes.

4. Alle Zustände, Krankheiten und Eigenheiten des Organs also können uns nie irre machen, die Kraft, die in ihnen wirkt, primitiv zu fühlen. Das Gedächtniß z. B. ist nach der verschiedenen Organisation der Menschen verschieden. Bei diesen formt und erhält es sich durch Bilder, bei jenen durch Zeichen der Abstraktion, Worte oder gar Zahlen; in der Jugend, wenn das Gehirn weich ist, ist es lebhaft; im Alter, wenn sich das Gehirn härtet, wird es träge und hält an alten Ideen. So ist's mit den übrigen Kräften der Seele; welches Alles nicht anders sein kann, sobald eine Kraft organisch wirkt. Bemerket indeß auch hier die Gesetze der Aufbewahrung und Erneuerung der Ideen! sie sind allesammt nicht körperlich, sondern geistig. Es hat Menschen gegeben, die das Gedächtniß gewisser Jahre, ja gewisser Theile der Rede, der Namen, Substantiven, sogar einzelner Buchstaben und Merkzeichen verloren; das Gedächtniß der vorigen Jahre, die Erinnerung andrer Theile der Rede und der freie Gebrauch derselben blieb ihnen; die Seele war nur an dem einen Gliede gefesselt, da das Organ litt. Wäre der Zusammenhang ihrer geistigen Ideen materiell, so müßte sie, diesen Erscheinungen nach, entweder im Gehirn umherrücken und für gewisse Jahre, für Substantiven und Namen eigne Protokolle führen, oder sind die Ideen mit dem Gehirn verhärtet, so müßten sie alle verhärtet sein; und doch ist bei den Alten eben das Andenken der Jugend noch so lebhaft. Zu einer Zeit, da sie ihrem Organ gemäß nicht mehr rasch verbinden oder flüchtig durchdenken kann, hält sie sich desto fester an das erworbene Gut ihrer schönern Jahre, über das sie wie über ihr Eigenthum waltet. Unmittelbar vor dem Tode und in allen Zuständen, da sie sich

vom Körper weniger gefesselt fühlt, erwacht dies Andenken mit aller Lebhaftigkeit der Jugendfreude, und die Glückseligkeit der Alten, die Freude der Sterbenden beruht größtentheils darauf. Vom Anfange des Lebens an scheint unsre Seele nur ein Werk zu haben, inwendige Gestalt, Form der Humanität zu gewinnen und sich in ihr, wie der Körper in der seinigen, gesund und froh zu fühlen. Auf dies Werk arbeitet sie so unabläßig und mit solcher Sympathie aller Kräfte, als der Körper nur immerdar für seine Gesundheit arbeiten kann, der, wenn ein Theil leidet, es sogleich ganz fühlt und Säfte anwendet, wie er sie kann, den Bruch zu ersetzen und die Wunde zu heilen. Gleicherweise arbeitet die Seele auf ihre immer hinfällige und oft falsche Gesundheit, jetzt durch gute, jetzt durch trügliche Mittel, sich zu beruhigen und fortzuwirken. Wunderbar ist die Kunst, die sie dabei anwendet, und unermeßlich der Vorrath von Hilfs- und Heilmitteln, den sie sich zu verschaffen weiß. Wenn einst die Semiotik der Seele studirt werden wird wie die Semiotik des Körpers, wird man in allen Krankheiten derselben ihre so eigne geistige Natur erkennen, daß die Schlüsse der Materialisten wie Nebel vor der Sonne verschwinden werden. Ja, wer von diesem innern Leben seines Selbst überzeugt ist, dem werden alle äußern Zustände, in welchen sich der Körper, wie alle Materie, unabläßig verändert, mit der Zeit nur Uebergänge, die sein Wesen nicht angehen; er schreitet aus dieser Welt in jene so unvermerkt, wie er aus Nacht in Tag und aus einem Lebensalter ins andre schreitet.

Jeden Tag hat uns der Schöpfer eine eigne Erfahrung gegeben, wie wenig Alles in unsrer Maschine von uns und von einander unabtrennlich sei: es ist des Todes Bruder, der balsamische Schlaf. Er scheidet die wichtigsten Verrichtungen unsres Lebens mit dem Finger seiner sanften Berührung. Nerven und Muskeln ruhen, die sinnlichen Empfindungen hören auf, und dennoch denkt die Seele fort in ihrem eignen Lande. Sie ist nicht abgetrennter vom Körper, als sie wachend war, wie die dem Traum oft eingemischten Empfindungen beweisen; und dennoch wirkt sie nach eigenen Gesetzen auch im tiefsten Schlaf fort, von dessen Träumen wir keine Erinnerung haben, wenn nicht ein plötzliches Erwecken uns davon überzeugt. Mehrere Personen haben bemerkt, daß ihre Seele bei ruhigen Träumen sogar dieselbe Ideenreihe, unterschieden vom wachenden Zustande, unverrückt fortsetze und immer in einer, meistens jugendlichen, lebhaften und schönern Welt wandle. Die Empfindungen des Traums sind uns lebhafter, seine Affekten feuriger; die Verbin-

dungen der Gedanken und Möglichkeiten in ihm werden leichter; unser Blick ist heiterer; das Licht, das uns umglänzt, ist schöner. Wenn wir gesund schlafen, wird unser Gang oft ein Flug, unsre Gestalt ist größer, unser Entschluß kräftiger, unsre Thätigkeit freier. Und obwol dies Alles vom Körper abhängt, weil jeder kleinste Zustand unsrer Seele nothwendig ihm harmonisch sein muß, so lange ihre Kräfte ihm so innig einverleibt wirken, so zeigt doch die ganze gewiß sonderbare Erfahrung des Schlafes und Traumes, die uns ins größte Erstaunen setzen würde, wenn wir nicht daran gewöhnt wären, daß nicht jeder Theil unsres Körpers auf gleiche Art zu uns gehöre, ja daß gewisse Organe unsrer Maschine abgespannt werden können, und die oberste Kraft wirke aus bloßen Erinnerungen idealischer, lebhafter, freier. Da nun alle Ursachen, die uns den Schlaf bringen, und alle seine körperlichen Symptome nicht blos einer Redart nach, sondern physiologisch und wirklich ein Analogon des Todes sind, warum sollten es nicht auch seine geistigen Symptome sein? Und so bleibt uns, wenn uns der Todesschlaf aus Krankheit oder Mattigkeit befällt, Hoffnung, daß auch er, wie der Schlaf, nur das Fieber des Lebens kühle, die zu einförmig und lang' fortgesetzte Bewegung sanft umlenke, manche für dies Leben unheilbare Wunden heile und die Seele zu einem frohen Erwachen, zum Genuß eines neuen Jugendmorgens bereite. Wie im Traum meine Gedanken in die Jugend zurückkehren, wie ich in ihm, nur halb entfesselt von einigen Organen, aber zurückgedrängter in mich selbst, mich freier und thätiger fühle, so wirst auch Du, erquickender Todestraum, die Jugend meines Lebens, die schönsten und kräftigsten Augenblicke meines Daseins mir schmeichelnd zurückführen, bis ich erwache in ihrem — oder vielmehr im schönern Bilde einer himmlischen Jugend.

V.

Unsre Humanität ist nur Vorübung, die Knospe zu einer zukünftigen Blume.

Wir sahen, daß der Zweck unsres jetzigen Daseins auf Bildung der Humanität gerichtet sei, der alle niedrigen Bedürfnisse der Erde nur dienen und selbst zu ihr führen sollen. Unsre Vernunftfähigkeit soll zur Vernunft, unsre feinern Sinne zur Kunst, unsre Triebe zur ächten Freiheit und Schöne, unsre Bewegungskräfte zur Menschenliebe gebildet werden; entweder wissen wir nichts von unsrer Bestimmung, und die Gottheit täuschte uns

mit allen ihren Anlagen von innen und außen (welche Lästerung auch nicht einmal einen Sinn hat), oder wir können dieses Zwecks so sicher sein als Gottes und unsres Daseins.

Und wie selten wird dieser ewige, dieser unendliche Zweck hier erreicht! Bei ganzen Völkern liegt die Vernunft unter der Thierheit gefangen, das Wahre wird auf den irresten Wegen gesucht, und die Schönheit und Aufrichtigkeit, zu der uns Gott erschuf, durch Vernachlässigung und Ruchlosigkeit verderbt. Bei wenigen Menschen ist die gottähnliche Humanität im reinen und weiten Umfange des Worts eigentliches Studium des Lebens; die meisten fangen nur spät an, daran zu denken, und auch bei den besten ziehen niedrige Triebe den erhabenen Menschen zum Thier hinunter. Wer unter den Sterblichen kann sagen, daß er das reine Bild der Menschheit, das in ihm liegt, erreiche oder erreicht habe?

Entweder irrte sich also der Schöpfer mit dem Ziel, das er uns vorsteckte, und mit der Organisation, die er zu Erreichung desselben so künstlich zusammengeleitet hat, oder dieser Zweck geht über unser Dasein hinaus, und die Erde ist nur ein Uebungsplatz, eine Vorbereitungsstätte. Auf ihr mußte freilich noch viel Niedriges dem Erhabensten zugesellt werden, und der Mensch im Ganzen ist nur eine kleine Stufe über das Thier erhoben. Ja auch unter den Menschen selbst mußte die größte Verschiedenheit stattfinden, da Alles auf der Erde so vielartig ist, und in manchen Gegenden und Zuständen unser Geschlecht so tief unter dem Joch des Klima und der Nothdurft liegt. Der Entwurf der bildenden Vorsehung muß also alle diese Stufen, diese Zonen, diese Abartungen mit einem Blick umfaßt haben und den Menschen in ihnen allen weiter zu führen wissen, wie er die niedrigen Kräfte allmählig und ihnen unbewußt höher führt. Es ist befremdend und doch unleugbar, daß unter allen Erdbewohnern das menschliche Geschlecht dem Ziel seiner Bestimmung am Meisten fern bleibt. Jedes Thier erreicht, was es in seiner Organisation erreichen soll; der einzige Mensch erreicht's nicht, eben weil sein Ziel so hoch, so weit, so unendlich ist, und er auf unsrer Erde so tief, so spät, mit so viel Hindernissen von außen und innen anfängt. Dem Thier ist die Muttergabe der Natur, sein Instinkt, der sichre Führer; es ist noch als Knecht im Hause des obersten Vaters und muß gehorchen. Der Mensch ist schon als Kind in demselben und soll, außer einigen nothdürftigen Trieben, Alles, was zur Vernunft und Humanität gehört, erst lernen. Er lernt's also unvollkommen, weil er mit dem Samen des Verstandes und

der Tugend auch Vorurtheile und üble Sitten erbt und in seinem Gange zur Wahrheit und Seelenfreiheit mit Ketten beschwert ist, die vom Anfange seines Geschlechts her reichen. Die Fußstapfen, die göttliche Menschen vor und um ihn gezeichnet, sind mit so viel andern verwirrt und zusammengetreten, in denen Thiere und Räuber wandelten und, leider! oft wirksamer waren als jene wenige erwählte, große und gute Menschen. Man würde also, wie es auch Viele gethan haben, die Vorsehung anklagen müssen, daß sie den Menschen so nah ans Thier grenzen lassen und ihm, da er dennoch nicht Thier sein sollte, den Grad von Licht, Festigkeit und Sicherheit versagt habe, der seiner Vernunft statt des Instinkts hätte dienen können, oder dieser dürftige Anfang ist eben seines unendlichen Fortganges Zeuge. Der Mensch soll sich nämlich diesen Grad des Lichts und der Sicherheit durch Uebung selbst erwerben, damit er unter der Leitung seines Vaters ein edler Freier durch eigne Bemühung werde — und er wird's werden. Auch der Menschenähnliche wird Mensch sein; auch die durch Kälte und Sonnenbrand erstarrte und verdorrte Knospe der Humanität wird aufblühen zu ihrer wahren Gestalt, zu ihrer eigentlichen und ganzen Schönheit.

Und so können wir auch leicht ahnen, was aus unsrer Menschheit allein in jene Welt übergehen kann; es ist eben diese gottähnliche Humanität, die verschlossene Knospe der wahren Gestalt der Menschheit. Alles Nothdürftige dieser Erde ist nur für sie; wir lassen den Kalk unsrer Gebeine den Steinen und geben den Elementen das Ihrige wieder. Alle sinnlichen Triebe, in denen wir wie die Thiere der irdischen Haushaltung dienten, haben ihr Werk vollbracht; sie sollten bei dem Menschen die Veranlassung edlerer Gesinnungen und Bemühungen werden, und damit ist ihr Werk vollendet. Das Bedürfniß der Nahrung sollte ihn zur Arbeit, zur Gesellschaft, zum Gehorsam gegen Gesetze und Einrichtungen erwecken und ihn unter ein heilsames, der Erde unentbehrliches Joch fesseln. Der Trieb der Geschlechter sollte Geselligkeit, väterliche, eheliche, kindliche Liebe auch in die harte Brust des Unmenschen pflanzen und schwere, langwierige Bemühungen für sein Geschlecht ihm angenehm machen, weil er sie ja für die Seinen, für sein Fleisch und Blut übernehme. Solche Absicht hatte die Natur bei allen Bedürfnissen der Erde; jedes derselben sollte eine Mutterhülle sein, in der ein Keim der Humanität sproßte. Glücklich, wenn er gesproßt ist! er wird unter dem Strahl einer schönern Sonne Blüthe werden. Wahrheit, Schönheit und Liebe waren das Ziel, nach dem der Mensch

in jeder seiner Bemühungen, auch ihm selbst unbewußt und oft auf so unrechten Wegen, strebte; das Labyrinth wird sich entwirren; die verführenden Zaubergestalten werden schwinden, und ein Jeder wird, fern oder nahe, nicht nur den Mittelpunkt sehen, zu dem sein Weg geht, sondern Du wirst ihn auch, mütterliche Vorsehung, unter der Gestalt des Genius und Freundes, deß er bedarf, mit verzeihender, sanfter Hand selbst zu ihm leiten.*)

Also auch die Gestalt jener Welt hat uns der gute Schöpfer verborgen, um weder unser schwaches Gehirn zu betäuben, noch zu ihr eine falsche Vorliebe zu reizen. Wenn wir indeß den Gang der Natur bei den Geschlechtern unter uns betrachten und bemerken, wie die Bildnerin Schritt vor Schritt das Unedlere wegwirft und die Nothdurft mildert, wie sie dagegen das Geistige anbaut, das Feine feiner ausführt und das Schönere schöner belebt, so können wir ihrer unsichtbaren Künstlerhand gewiß zutrauen, daß auch die Efflorescenz unsrer Knospe der Humanität in jenem Dasein gewiß in einer Gestalt erscheinen werde, die eigentlich die wahre göttliche Menschengestalt ist, und die kein Erdensinn sich in ihrer Herrlichkeit und Schöne zu dichten vermöchte. Vergeblich ist's also auch, daß wir dichten; und ob ich wohl überzeugt bin, daß, da alle Zustände der Schöpfung aufs Genaueste zusammenhangen, auch die organische Kraft unsrer Seele in ihren reinsten und geistigen Uebungen selbst den Grund zu ihrer künftigen Erscheinung lege, oder daß sie wenigstens, ihr selbst unwissend, das Gewebe anspinne, das ihr so lange zur Bekleidung dienen wird, bis der Strahl einer schönern Sonne ihre tiefsten, ihr selbst hier verborgnen Kräfte weckt, so wäre es doch Kühnheit, dem Schöpfer Bildungsgesetze zu einer Welt vorzuzeichnen, deren Verrichtungen uns noch so wenig bekannt sind. Genug, daß alle Verwandlungen, die wir in den niedrigen Reichen der Natur bemerken, Vervollkommnungen sind, und daß wir also wenigstens Winke dahin haben, wohin wir höherer Ursachen wegen zu schauen unfähig waren. Die Blume erscheint unserm Auge als ein Samensprößchen, sodann als Keim; der Keim wird Knospe, und nun erst geht das Blumengewächs hervor, das seine Lebensalter in dieser Oekonomie der Erde anfängt. Aehnliche Auswirkungen und Verwandlungen giebt es bei

---

*) Auf welchen Wegen dies geschehen werde — welche Philosophie der Erde wäre es, die hierüber Gewißheit gäbe? Wir werden im Verfolg des Werks auf die Systeme der Völker von der Seelenwanderung und andern Reinigungen kommen und ihren Ursprung und Zweck entwickeln. Ihre Erörterung gehört noch nicht hieher.

mehrern Geschöpfen, unter denen der Schmetterling ein bekanntes Sinnbild geworden. Siehe, da kriecht die häßliche, einem groben Nahrungstriebe dienende Raupe; ihre Stunde kommt, und Mattigkeit des Todes befällt sie; sie stemmt sich an; sie windet sich ein; sie hat das Gespinnst zu ihrem Todtengewande so wie zum Theil die Organe ihres neuen Daseins schon in sich. Nun arbeiten die Ringe; nun streben die inwendigen organischen Kräfte. Langsam geht die Verwandlung zuerst und scheint Zerstörung; zehn Füße bleiben an der abgestreiften Haut, und das neue Geschöpf ist noch unförmlich in seinen Gliedern. Allmählig bilden sich diese und treten in Ordnung; das Geschöpf aber erwacht nicht eher, bis es ganz da ist; nun drängt es sich ans Licht, und schnell geschieht die letzte Ausbildung. Wenige Minuten, und die zarten Flügel werden fünfmal größer, als sie noch eben unter der Todeshülle waren; sie sind mit elastischer Kraft und mit allem Glanz der Strahlen begabt, der unter dieser Sonne nur stattfand; zahlreich und groß, um das Geschöpf wie auf Schwingen des Zephyrs zu tragen. Sein ganzer Bau ist verändert; statt der groben Blätter, zu denen es vorhin gebildet war, genießt es jetzt Nektarthau vom goldnen Kelch der Blumen. Seine Bestimmung ist verändert; statt des groben Nahrungstriebes dient es einem feinern, der Liebe. Wer würde in der Raupengestalt den künftigen Schmetterling ahnen? Wer würde in beiden ein und dasselbe Geschöpf erkennen, wenn es uns die Erfahrung nicht zeigte? Und beide Existenzen sind nur Lebensalter eines und desselben Wesens auf einer und derselben Erde, wo der organische Kreis gleichartig wieder anfängt; wie schöne Ausbildungen müssen im Schooß der Natur ruhen, wo ihr organischer Cirkel weiter ist, und die Lebensalter, die sie ausbildet, mehr als eine Welt umfassen! Hoffe also, o Mensch, und weissage nicht! Der Preis ist Dir vorgesteckt; um den kämpfe! Wirf ab, was unmenschlich ist! strebe nach Wahrheit, Güte und gottähnlicher Schönheit! so kannst Du Deines Ziels nicht verfehlen.

Und so zeigt uns die Natur auch in diesen Analogien werdender, d. i. übergehender Geschöpfe, warum sie den Todesschlummer in ihr Reich der Gestalten einwebte. Er ist die wohlthätige Betäubung, die ein Wesen umhüllt, in dem jetzt die organischen Kräfte zur neuen Ausbildung streben. Das Geschöpf selbst mit seinem wenigern oder mehrern Bewußtsein ist nicht stark genug, ihren Kampf zu übersehn oder zu regieren; es entschlummert also, und erwacht nur, wenn es ausgebildet da ist.

Auch der Todesschlaf ist also eine väterliche milde Schonung; er ist ein heilsames Opium, unter dessen Wirkung die Natur ihre Kräfte sammelt, und der entschlummerte Kranke geneset.

VI.

Der jetzige Zustand der Menschen ist wahrscheinlich das verbindende Mittelglied zweier Welten.

Alles ist in der Natur verbunden; ein Zustand strebt zum andern und bereitet ihn vor. Wenn also der Mensch die Kette der Erdorganisation als ihr höchstes und letztes Glied schloß, so fängt er auch eben dadurch die Kette einer höhern Gattung von Geschöpfen als ihr niedrigstes Glied an; und so ist er wahrscheinlich der Mittelring zwischen zwei in einander greifenden Systemen der Schöpfung. Auf der Erde kann er in keine Organisation mehr übergehen, oder er müßte rückwärts und sich im Kreise umhertaumeln; stillstehen kann er nicht, da keine lebendige Kraft im Reiche der wirksamsten Güte ruht; also muß ihm eine Stufe bevorstehen, die so dicht an ihm, und doch über ihm so erhaben ist, als er, mit dem edelsten Vorzuge geschmückt, ans Thier grenzt. Diese Aussicht, die auf allen Gesetzen der Natur ruht, giebt uns allein den Schlüssel seiner wunderbaren Erscheinung, mithin die einzige Philosophie der Menschengeschichte. Denn nun wird

1. der sonderbare Widerspruch klar, in dem sich der Mensch zeigt. Als Thier dient er der Erde und hängt an ihr als seiner Wohnstätte; als Mensch hat er den Samen der Unsterblichkeit in sich, der einen andern Pflanzgarten fordert. Als Thier kann er seine Bedürfnisse befriedigen, und Menschen, die mit ihnen zufrieden sind, befinden sich sehr wohl hienieden. Sobald er irgend eine edlere Anlage verfolgt, findet er überall Unvollkommenheiten und Stückwerk; das Edelste ist auf der Erde nie ausgeführt worden, das Reinste hat selten Bestand und Dauer gewonnen; für die Kräfte unsres Geistes und Herzens ist dieser Schauplatz immer nur eine Uebungs- und Prüfungsstätte. Die Geschichte unsres Geschlechts mit ihren Versuchen, Schicksalen, Unternehmungen und Revolutionen beweist dies sattsam. Hie und da kam ein Weiser, ein Guter und streute Gedanken, Rathschläge und Thaten in die Fluth der Zeiten; einige Wellen kreisten sich umher, aber der Strom riß sie hin und nahm ihre Spur weg; das Kleinod ihrer edlen Absichten sank zu Grunde. Narren herrschten über die Rathschläge der Weisen, und Verschwender erbten

die Schätze des Geistes ihrer sammelnden Eltern. So wenig das Leben des Menschen hienieden auf eine Ewigkeit berechnet ist, so wenig ist die runde, sich immer bewegende Erde eine Werkstätte bleibender Kunstwerke, ein Garten ewiger Pflanzen, ein Lustschloß ewiger Wohnung. Wir kommen und gehen; jeder Augenblick bringt Tausende her und nimmt Tausende hinweg von der Erde; sie ist eine Herberge für Wandrer, ein Irrstern, auf dem Zugvögel ankommen und Zugvögel wegeilen. Das Thier lebt sich aus, und wenn es auch, höhern Zwecken zufolge, sich den Jahren nach nicht auslebt, so ist doch sein innerer Zweck erreicht; seine Geschicklichkeiten sind da, und es ist, was es sein soll. Der Mensch allein ist im Widerspruch mit sich und mit der Erde; denn das ausgebildetste Geschöpf unter allen ihren Organisationen ist zugleich das unausgebildetste in seiner eignen neuen Anlage, auch wenn er lebenssatt aus der Welt wandert. Die Ursache ist offenbar die, daß sein Zustand, der letzte für diese Erde, zugleich der erste für ein andres Dasein ist, gegen den er wie ein Kind in den ersten Uebungen hier erscheint. Er stellt also zwei Welten auf einmal dar; und das macht die anscheinende Duplicität seines Wesens.

2. Sofort wird klar, welcher Theil bei den Meisten hienieden der herrschende sein werde. Der größeste Theil des Menschen ist Thier; zur Humanität hat er blos die Fähigkeit auf die Welt gebracht, und sie muß ihm durch Mühe und Fleiß erst angebildet werden. Wie Wenigen ist es nun auf die rechte Weise angebildet worden! und auch bei den Besten, wie fein und zart ist die ihnen aufgepflanzte göttliche Blume! Lebenslang will das Thier über den Menschen herrschen, und die Meisten lassen es nach Gefallen über sich regieren. Es zieht also unaufhörlich nieder, wenn der Geist hinauf, wenn das Herz in einen freien Kreis will; und da für ein sinnliches Geschöpf die Gegenwart immer lebhafter ist als die Entfernung, und das Sichtbare mächtiger auf dasselbe wirkt als das Unsichtbare, so ist leicht zu erachten, wohin die Wage der beiden Gewichte überschlagen werde. Wie wenig reiner Freuden, wie wenig reiner Erkenntniß und Tugend ist der Mensch fähig! Und wenn er ihrer fähig wäre, wie wenig ist er an sie gewöhnt! Die edelsten Verbindungen hienieden werden von niedrigen Trieben, wie die Schifffahrt des Lebens von widrigen Winden, gestört, und der Schöpfer, barmherzig strenge, hat beide Verwirrungen in einander geordnet, um eine durch die andre zu zähmen und die Sprosse der Unsterblichkeit mehr durch rauhe Winde als durch schmeichelnde Weste in uns zu erziehen. Ein

viel versuchter Mensch hat viel gelernt; ein träger und müßiger weiß nicht, was in ihm liegt, noch weniger weiß er mit selbstgefühlter Freude, was er kann und vermag. Das Leben ist also ein Kampf, und die Blume der reinen, unsterblichen Humanität eine schwererrungene Krone. Den Läufern steht das Ziel am Ende;* den Kämpfern um die Tugend wird der Kranz im Tode.

3. Wenn höhere Geschöpfe also auf uns blicken, so mögen sie uns wie wir die Mittelgattungen betrachten, mit denen die Natur aus einem Element ins andre übergeht. Der Strauß schwingt matt seine Flügel nur zum Lauf, nicht zum Fluge; sein schwerer Körper zieht ihn zum Boden. Indessen auch für ihn und für jedes Mittelgeschöpf hat die organisirende Mutter gesorgt; auch sie sind in sich vollkommen und scheinen nur unserm Auge unförmlich. So ist's auch mit der Menschennatur hienieden; ihr Unförmliches fällt einem Erdengeist schwer auf; ein höherer Geist aber, der in das Inwendige blickt und schon mehrere Glieder der Kette sieht, die für einander gemacht sind, kann uns zwar bemitleiden, aber nicht verachten. Er sieht, warum Menschen in so vielerlei Zuständen aus der Welt gehen müssen, jung und alt, thöricht und weise, als Greise, die zum zweiten Mal Kinder wurden, oder gar als Ungeborne. Wahnsinn und Mißgestalten, alle Stufen der Kultur, alle Verirrungen der Menschheit umfaßte die allmächtige Güte und hat Balsam genug in ihren Schätzen, auch die Wunden, die nur der Tod lindern konnte, zu heilen. Da wahrscheinlich der künftige Zustand so aus dem jetzigen hervorsproßt wie der unsre aus dem Zustande niedrigerer Organisationen, so ist ohne Zweifel auch das Geschäft desselben näher mit unserm jetzigen Dasein verknüpft, als wir denken. Der höhere Garten blüht nur durch die Pflanzen, die hier keimten und unter einer rauhen Hülle die ersten Sprößchen trieben. Ist nun, wie wir gesehen haben, Geselligkeit, Freundschaft, wirksame Theilnehmung beinah der Hauptzweck, worauf die Humanität in ihrer ganzen Geschichte der Menschheit angelegt ist, so muß diese schönste Blüthe des menschlichen Lebens nothwendig dort zu der erquickenden Gestalt, zu der umschattenden Höhe gelangen, nach der in allen Verbindungen der Erde unser Herz vergebens dürstet. Unsre Brüder der höhern Stufe lieben uns daher gewiß mehr und reiner, als wir sie suchen und lieben können; denn sie übersehen unsern Zustand klarer; der Augenblick der Zeit ist ihnen vorüber; alle Disharmonien sind aufgelöst, und sie erziehen an

(* Vergl. I. Korinth., 9. 24.)

uns vielleicht unsichtbar ihres Glückes Theilnehmer, ihres Geschäfts Brüder. Nur einen Schritt weiter, und der gedrückte Geist kann freier athmen, das verwundete Herz ist genesen; sie sehen den Schritt herannahen und helfen dem Gleitenden mächtig hinüber.

4. Ich kann mir also auch nicht vorstellen, daß, da wir eine Mittelgattung von zwei Klassen und gewissermaßen die Theilnehmer beider sind, der künftige Zustand von dem jetzigen so fern und ihm so ganz unmittheilbar sein sollte, als das Thier im Menschen gern glauben möchte; vielmehr werden mir in der Geschichte unsres Geschlechts manche Schritte und Erfolge ohne höhere Einwirkung unbegreiflich. Daß z. B. der Mensch sich selbst auf den Weg der Kultur gebracht und ohne höhere Anleitung sich Sprache und die erste Wissenschaft erfunden, scheint mir unerklärlich, und immer unerklärlicher, je einen längern rohen Thierzustand man bei ihm voraussetzt. Eine göttliche Haushaltung hat gewiß über dem menschlichen Geschlecht von seiner Entstehung an gewaltet und hat es auf die ihm leichteste Weise zu seiner Bahn geführt. Je mehr aber die menschlichen Kräfte selbst in Uebung waren, desto weniger bedurften sie theils dieser höhern Beihilfe, oder desto minder wurden sie ihrer fähig; obwol auch in spätern Zeiten die größesten Wirkungen auf der Erde durch unerklärliche Umstände entstanden sind oder mit ihnen begleitet gewesen. Selbst Krankheiten waren dazu oft Werkzeuge; denn wenn das Organ aus seiner Proportion mit andern gesetzt und also für den gewöhnlichen Kreis des Erdelebens unbrauchbar worden ist, so scheint's natürlich, daß die innere rastlose Kraft sich nach andern Seiten des Weltalls kehre und vielleicht Eindrücke empfange, deren eine ungestörte Organisation nicht fähig war, deren sie aber auch nicht bedurfte. Wie dem aber auch sei, so ist's gewiß ein wohlthätiger Schleier, der diese und jene Welt absondert, und nicht ohne Ursach ist's so still und stumm um das Grab eines Todten. Der gewöhnliche Mensch auf dem Gange seines Lebens wird von Eindrücken entfernt, deren ein einziger den ganzen Kreis seiner Ideen zerrütten und ihn für diese Welt unbrauchbar machen würde. Kein nachahmender Affe höherer Wesen sollte der zur Freiheit erschaffene Mensch sein, sondern, auch wo er geleitet wird, im glücklichen Wahn stehen, daß er selbst handle. Zu seiner Beruhigung und zu dem edlen Stolz, auf dem seine Bestimmung liegt, ward ihm der Anblick edlerer Wesen entzogen; denn wahrscheinlich würden wir uns selbst verachten, wenn wir diese kennten. Der Mensch also soll in seinen künftigen Zustand nicht hineinschauen, sondern sich hineinglauben.

5. So viel ist gewiß, daß in jeder seiner Kräfte eine Unendlichkeit liegt, die hier nur nicht entwickelt werden kann, weil sie von andern Kräften, von Sinnen und Trieben des Thiers unterdrückt wird und zum Verhältniß des Erdelebens gleichsam in Banden liegt. Einzelne Beispiele des Gedächtnisses, der Einbildungskraft, ja gar der Vorhersagung und Ahnung haben Wunderdinge entdeckt von dem verborgenen Schatz, der in menschlichen Seelen ruht; ja sogar die Sinne sind davon nicht ausgeschlossen. Daß meistens Krankheiten und gegenseitige Mängel diese Schätze zeigten, ändert in der Natur der Sache nichts, da eben diese Disproportion erfordert wurde, dem einen Gewicht seine Freiheit zu geben und die Macht desselben zu zeigen. Der Ausdruck Leibnitz', daß die Seele ein Spiegel des Weltalls sei, enthält vielleicht eine tiefere Wahrheit, als die man aus ihm zu entwickeln pflegt; denn auch die Kräfte eines Weltalls scheinen in ihr verborgen, und sie bedarf nur einer Organisation oder einer Reihe von Organisationen, diese in Thätigkeit und Uebung setzen zu dürfen. Der Allgütige wird ihr diese Organisationen nicht versagen, und er gängelt sie als ein Kind, sie zur Fülle des wachsenden Genusses, im Wahn eigenerworbener Kräfte und Sinne, allmählig zu bereiten. Schon in ihren gegenwärtigen Fesseln sind ihr Raum und Zeit leere Worte; sie messen und bezeichnen Verhältnisse des Körpers, nicht aber ihres innern Vermögens, das über Raum und Zeit hinaus ist, wenn es in seiner vollen innigen Freude wirkt. Um Ort und Stunde Deines künftigen Daseins gieb Dir also keine Mühe; die Sonne, die Deinem Tage leuchtet, mißt Dir Deine Wohnung und Dein Erdengeschäft und verdunkelt Dir so lange alle himmlischen Sterne. Sobald sie untergeht, erscheint die Welt in ihrer größern Gestalt; die heilige Nacht, in der Du einst eingewickelt lagest und einst eingewickelt liegen wirst, bedeckt Deine Erde mit Schatten und schlägt Dir dafür am Himmel die glänzenden Bücher der Unsterblichkeit auf. Da sind Wohnungen, Welten und Räume —

In voller Jugend glänzen sie,
Da schon Jahrtausende vergangen;
Der Zeiten Wechsel raubet nie
Das Licht von ihren Wangen.

Hier aber unter unserm Blick
Verfällt, vergeht, verschwindet Alles;
Der Erde Pracht, der Erde Glück
Droht eine Zeit des Falles.

Sie selbst wird nicht mehr sein, wenn Du noch sein wirst und in andern Wohnplätzen und Organisationen Gott und seine Schöpfung genießest. Du hast auf ihr viel Gutes genossen. Du gelangtest auf ihr zu der Organisation, in der Du als ein Sohn des Himmels um Dich her und über Dich schauen lerntest. Suche sie also vergnügt zu verlassen und segne ihr als der Aue nach, wo Du als ein Kind der Unsterblichkeit spieltest, und als der Schule nach, wo Du durch Leid und Freude zum Mannesalter erzogen wurdest! Du hast weiter kein Anrecht an sie; sie hat kein Anrecht an Dich; mit dem Hut der Freiheit gekrönt und mit dem Gurt des Himmels gegürtet, setze fröhlich Deinen Wanderstab weiter!

Wie also die Blume dastand und in aufgerichteter Gestalt das Reich der unterirdischen, noch unbelebten Schöpfung schloß, um sich im Gebiet der Sonne des ersten Lebens zu freuen, so steht über allen zur Erde Gebückten der Mensch wieder aufrecht da. Mit erhabnem Blick und aufgehobnen Händen steht er da, als ein Sohn des Hauses den Ruf seines Vaters erwartend.

Inhalt.